Der Ostpreußische Erzieher

Nach Ostland geht unser Ritt

V.D.A.

unse
gültige





Inhalt

Blut ist das Band, das uns auf Erden zusammenschließt zu einer gottgewollten Einheit.

Hans Schemm †.

Volkstum und Erziehung

Deutsches Außenvolkstum

Das deutsche Memelland und seine Geschichte

Der Drang der Litauer nach dem Westen im Lichte der historischen Kritik
Von Dr. Kurt Brandstädter

Das Memelland unter dem Druck des Versailler Diktats
Von Dr. Curt Flakowski

Das Martyrium der Memelländer unter der Herrschaft der Litauer
Von Kurt Podufal

Ostpreußen und Danzig

Ostpreußens kolonisatorische Aufgabe
Von Prof. Dr. von Grünberg

Der Westen unserer Heimatprovinz Ostpreußen
Von Dr. Theodor Hurtig

Auf Ostpreußenfahrt
Von Dr. Bruno Hoffmann

Ostpreußisches Brauchtum
Von Dr. H. Harmjanz

Volkstum und Volksbräuche in Masuren
Von Dr. M. Krause

Die alten Preußen
Von Dr. Erich Weise

Der Deutschordensstaat in Preußen
Von Prof. Dr. Bruno Schumacher

Außen- und Innenbau der Deutschordensburg
Von Dr. Karl v. Lorck

Ostpreußen und die Franzosenzeit (1806–1813)
Von Dr. Hugo Novak

Schlachtfelder und Heldenfriedhöfe in Ostpreußen
Von Max Dehnen

Altpreußens geistige Leistung
Von Dr. Richard Ulrich

Ostpreußen und der Grenzbüchereigedanke
Von Dr. Wolfgang Herrmann

Die Handelshochschule Königsberg
Von Prof. Dr. Karl Rößle

Danziger Volks- und Brauchtum
Von Günter Kracht





Phot. Krauskopf

Bernhard Rust

Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung

Erich Koch

Ostpreußens Oberpräsident und Gauleiter

Nur wer selber am eigenen Leibe fühlt, was es heißt, Deutscher zu sein, ohne dem lieben Vaterlande angehören zu dürfen, vermag die tiefe Sehnsucht zu ermessen, die zu allen Zeiten im Herzen der vom Mutterlande getrennten Kinder brennt. Sie quält die von ihr Erfaßten und verweigert ihnen Zufriedenheit und Glück solange, bis die Tore des Vaterhauses sich öffnen und im gemeinsamen Reiche das gemeinsame Blut Frieden und Ruhe wiederfindet.

Adolf Hitler, „Mein Kampf".

* * *

Gemeinschaft und Kameradschaft ist der Gedanke jener gewesen, die hinausgezogen sind, um die Ackerflächen des Ostens zu schaffen, auf daß die nachgeborenen Bauerngeschlechter hier ihren Arbeitsboden finden konnten.

Reichserziehungsminister Bernhard Rust.

* * *

Ostpreußen hat im osteuropäischen Raum eine deutsche Mission zu erfüllen.

Erich Koch, Oberpräsident und Gauleiter.

Nehmt unsere Hände, Ihr Brüder draußen! Wir wollen Euch sichern helfen Muttersprache und Väterart! Reicht Eure Hände, Ihr Brüder drinnen! Reckt sie hinüber über die Grenzen! Reicht sie denen, die Deutsche sind wie Ihr, die ihr Volkstum tragen wie einen köstlichen Besitz und oft wie eine Dornenkrone zugleich, verfolgt und verhöhnt, aber stolz und stark in der Bewährung ihres Kampfes der Jahrhunderte. - Tretet in Front, Kameraden und Schwestern! Volksgenosse sein ist Verpflichtung!

Dr. Steinacher, Reichsführer des VDA.



Dr. Hans Steinacher

Bundesleiter des VDA

Dem VDA zum Gruß!

Daß der Volksbund für das Deutschtum im Ausland als Ort für seine Jahrestagung 1935 unsere Provinzialhauptstadt Königsberg ausersehen hat, daß rund 50 000 deutsche Brüder und Schwestern gerade auf ostpreußischem Boden zusammenkommen, ist nicht etwa ein Zufall. Welcher Teil des deutschen Vaterlandes wäre wohl geeigneter für eine solche Kundgebung als das ostpreußische Land hier im völkisch besonders zerklüfteten und umstrittenen Ostraum? Dieser Boden und die Menschen, die auf ihm leben, kennen das Leid der Trennung aus eigenem Erleben, kennen den Vorpostenkampf und wissen, was es bedeutet, immer auf der Wacht zu sein für Deutschland. So fühlen sie sich den im VDA zusammengeschlossenen deutschen Volksgenossen besonders innig verbunden, und so haben sie den Entschluß der Bundesleitung, Königsberg als Tagungsort zu wählen, mit besonderer Freude und Dankbarkeit begrüßt.

Wenn böswillige Zeitungen des Auslandes den Entschluß zu einer Angriffshandlung umzudeuten versuchen, wenn sie behaupten wollen, daß in dieser gewaltigen Kundgebung der „deutsche Drang nach Osten" Ausdruck und Bestätigung finden soll, wenn sie die Tagung mit gehässigen Randbemerkungen begleiten, dann dürfen wir diesen unangebrachten Bemühungen und Zweckdeutungen folgendes entgegenhalten: Die Veranstaltung richtet sich nicht gegen ein anderes Land oder sein Volkstum, sie ist vielmehr ausschließlich dem eigenen völkischen Leben zugewendet und hat nicht im geringsten die Absichten und Ziele, die man ihr zu unterstellen versucht. Wie sollte sie auch, denn der Bund für das Deutschtum im Ausland ist ja nichts anderes als eine Pflegestätte der Liebe und Treue zum gemeinsamen großen deutschen Vaterlande, eine Organisation, deren Mitglieder freiwillig die Pflicht auf sich genommen haben, in aller Welt das Ansehen des deutschen Namens zu vertreten und für Deutschland Verständnis und Sympathie zu erwecken und zu erhalten. Wenn der Bund diesen großen Aufgaben gerecht werden will, kann er nur in aufbauendem und versöhnlichem Sinne tätig sein. Es besteht auch nicht die geringste Notwendigkeit, einer solchen Organisation andere, gegen das Eigenleben der übrigen Völker gerichtete Ziele und Aufgaben zu geben, denn das neue Reich hat sich eindeutig und für immer von einem Denken abgewandt, das in der sogenannten Germanisierung, in der Bekämpfung oder Einschmelzung fremden Volkstums eine erstrebenswerte und erforderliche nationale Tat zu sehen gewohnt war. Der Führer hat dem neuen Denken wiederholt vor aller Welt und so unmißverständlich Ausdruck gegeben, daß ein Zweifel nicht mehr möglich ist. Wie kein anderer vor ihm hat Adolf Hitler die Bedeutung dieser Frage erkannt und für alle Zeit daraus die Folgerungen gezogen, die gezogen werden mußten. Steigerungen der Bevölkerungszahl, die auf diesem Wege erfolgen, sind nach seiner unwiderleglich begründeten Auffassung nicht nur kein Segen, sondern geradezu ein Unglück für das Volk, das sich dieses

Mittels bedient. Die Auffassung des Führers und verantwortlichen Kanzlers des Reiches ist zugleich die Auffassung aller Deutschen innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen. Sie ist deshalb auch die Grundlage, auf der der Volksbund für das Deutschtum im Ausland seine Arbeit leistet, und die Warte, von der er zu den großen völkischen Fragen seine Entschlüsse faßt und seine Entscheidungen fällt. Das Nationalitätenprinzip, wie der Führer es verkündet hat, Achtung der Völker untereinander, Achtung ihrer Kultur und ihrer Leistung unter Wahrung des gleichen uneingeschränkten Rechtes auch für das deutsche Volkstum, ist die einzig mögliche Grundlage für das Leben der Nationen untereinander und zugleich die beste Sicherung des Friedens der Welt.

Noch immer stehen zahlreiche Völker unter dem Eindruck einer Zeit, in der Deutschland wehr- und ehrlos am Boden lag. Noch immer können sie nicht los von einem Denken, das Deutschland für alle Zeit zu einem Volke minderen Rechtes stempeln wollte. Noch immer ist der so oft zitierte Geist von Versailles nicht gestorben, der in der Einteilung der Völker in Sieger und Besiegte und in der Erhaltung eines von der Gewalt und der Unvernunft diktierten Zustandes das Heil und der Weisheit letzten Schluß sah. Dieses Denken muß überwunden werden. Auch die deutsche Nation erhebt auf Grund ihrer Kultur und ihrer Leistung den selbstverständlichen Anspruch auf volkspolitische Gleichberechtigung, und der VDA sieht eine seiner vornehmsten Aufgaben darin, diesem berechtigten Streben in wirksamer Form Ausdruck zu verleihen und damit das große Verständnis zu schaffen, das allein imstande ist, den Nebel von Versailles mehr und mehr zu zerteilen und dem Frieden und der Freundschaft zwischen den Völkern den Weg zu bahnen. Aus der Neugeburt des Reiches schöpft auch er neue Kraft und neuen Glauben für seine große und verantwortungsvolle Arbeit.

Dieser Geist und dieses Wollen, die die Achtung des fremden und die Wahrung des eigenen Rechtes zum Inhalt haben, werden auch die große Pfingsttagung in Königsberg beherrschen, die zugleich der innigen völkischen Verbundenheit aller Deutschen Ausdruck geben wird. Unzertrennlich sind wir verbunden zu einer Lebens- und Schicksalsgemeinschaft durch das gleiche Blut und die gleiche Sprache, verbunden vor allem durch das stolze und erhebende Bewußtsein, einem Volke anzugehören, das, fußend auf eine große und opferreiche Geschichte, zurückschauend auf gewaltige Kulturleistungen, durch die Kraft des Nationalsozialismus zu sich selbst zurückgefunden hat, um in friedlicher Arbeit sein Leben und seine Zukunft neu zu gestalten.

So grüßen wir unsere Brüder und Schwestern im Ausland, so grüßen wir die Teilnehmer der Pfingsttagung auf ostpreußischem Boden als die Pioniere deutschen Wesens und deutscher Ehre, so danken wir ihnen für den selbstlosen Einsatz, so wünschen wir ihnen weiterhin Segen und Erfolg in ihrem Dienst an Deutschland.

Gauleiter Erich Koch.

* * *

Zum erstenmal hat sich der Volksbund für das Deutschtum im Ausland seit seinem Bestehen entschlossen, seine diesjährige Tagung nach der alten Haupt- und Residenzstadt Königsberg Pr. zu legen. Zehntausende sind in diesen Tagen in der Ostmark, um Zeugnis und heißes Bekenntnis abzulegen für Volkstum und Heimat. Der aus Ost und West, aus Süd und Nord zur VDA-Tagung herbeigeströmten Jugend und ihren Erziehern entbiete ich den herzlichsten Willkommensgruß der Stadt.

Im Streben nach volklichen und nationalsozialistischen Zielen sehen die deutschen Lehrer und die ihnen anvertraute Jugend heute eine gemeinsame Aufgabe, die bisher verkümmerte, weil sie unter rein schulmäßigen Gesichtspunkten ersticken mußte. Stärker als bisher werden daher in Zukunft bei der Jugenderziehung die Eigenart der deutschen Geschichte und die sich daraus ergebenden Lehren berücksichtigt werden.

Deutschlands Jugend kann es sich ja nicht leisten, in weltfremder Romantik und Philosophie dahinzuleben. Ihr Schicksal ist es, in ständigem Kampf um ihr Deutschland zu stehen und nach dem Wort zu leben: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

So erstrebt heute eine kraftvolle gesunde Jugend Deutschland, eine Jugend, die auch das Wort Friedrichs des Großen von der eisernen Zucht wahr macht, daß nur diejenige Nation auf einen Sieg rechnen kann, die die Tugenden pflegt.

Körperliche und geistige Schulung gehen gleichbedeutend Hand in Hand, und so möge auch für die Tagung im alten deutschen Ordenslande die hehre Gestalt des Ordensritters Symbol sein:

Wehrhaft in Wissen und Waffen,
Wahrhaft in Glauben und Geist.

Dr. Will, Oberbürgermeister der Stadt Königsberg Pr.

* * *

Die Pfingsttagungen des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland sind Marksteine geworden auf dem Wege zur gesamtdeutschen Volksgemeinschaft. In der deutschen Schutzarbeit der Vor- und Nachkriegszeit, die sich zur allgemeinen Volkstumsarbeit auswuchs, und deren völkische Grundlage auch Bekenntnisgrundlage des Nationalsozialismus wurde, ist die deutsche Erzieherschaft des Binnen- und Außendeutschtums stets in vorderster Front gestanden. Sie fühlt sich auch weiterhin besonders verantwortlich für den schweren Kampf des deutschen Schul- und Bildungswesens jenseits der Reichsgrenzen und wird ihren Willen zum Einsatz in diesem Kampfe auf der Lehrertagung „Volksdeutsche Erziehung als Berufsaufgabe" in Königsberg kundgeben. Gemeinsam mit dem Nationalsozialistischen Lehrerbund will der Volksbund für das Deutschtum im Ausland Wegbereiter dieser Sonderaufgabe bleiben.

Dr. Hans Steinacher.

Wenn sich in diesem Jahre zu Pfingsten Tausende aus allen deutschen Stämmen in Königsberg treffen, um sich dort zur Einheit des gesamten Deutschtums zu bekennen, so fällt dieses Fest in eine Zeit schärfsten Kampfes und schwerster Unterdrückung deutschen Volkstums in beinahe allen Ländern der Erde.

Der deutsche Erzieher hat seit Jahren Vorbildliches in der volksdeutschen Arbeit geleistet. Häufig ist dem VDA der Vorwurf eines „reinen Schulvereins" gemacht worden. Gewiß, der Schulverein Südmark war der Anfang des VDA. Gewiß haben die Pfennig-Spenden der Schüler einen großen volksdeutschen Kampfschatz für die Erhaltung deutscher Schulen im Ausland abgegeben. Heute will der VDA mehr sein. Er ist der wirkliche Volksbund aller Deutschen, die volksdeutsche Arbeit leisten wollen. Der deutsche Erzieher hat auch in dieser großen Erziehungsarbeit, die noch im ganzen deutschen Volke auf diesen Gebieten zu leisten ist, ebenso auch in den Grenzprovinzen und vor allem auch in Ostpreußen in der direkten volksdeutschen Arbeit seine besondere Aufgabe. Der leider so tragisch verunglückte Leiter des NSLB., Gauleiter Schemm, hat als Leiter eines Grenzgaues für alle diese Aufgaben immer besonderes Verständnis gehabt und auch die ostpreußische Lehrerschaft hat bei der Neugründung des VDA. und seiner Entwicklung in den letzten zwei Jahren rege mitgearbeitet und Bedeutendes geleistet. Wir wissen heute, daß wir als Schulverein nicht das leisten können, was unsere auslanddeutschen Volksgenossen von uns erwarten. Wir müssen mehr sein! Wir wollen nicht nur etwas sammeln und etwas opfern, dafür, daß wir das Recht haben, in einem eigenen Staat zu leben. Dieses unbedingte Bewußtsein, einem großen Volk anzugehören, von dem ein Drittel jenseits der deutschen Grenzen lebt, verlangt dem Auslanddeutschen gegenüber jene Haltung, die das oft so kleindeutsch denkende deutsche Volk nicht immer bewiesen hat. Und gerade Ostpreußen gilt für viele Auslanddeutsche, die nicht die Möglichkeit haben, ganz Deutschland kennenzulernen, als Deutschland schlechthin. Gerade Ostpreußen kommt mit Tausenden deutscher Volksgenossen in Berührung. Gerade Ostpreußen kann Kraft und Mut nach außen spenden, wenn seine Bevölkerung jenes volksdeutsche Bewußtsein und jene volksdeutsche Haltung hat, die der Volkstumskampf heute erfordert. Unsere Sonderlage gibt uns Sonderaufgaben, und unser NSLB. hat begriffen, daß wir über die Zeit des reinen Schulvereins lange hinaus sind und daß die Erziehungsarbeit alle erfaßt und erfassen muß.

Im ganzen Nordosten und vor allem in unserm bedrängten Memelland hat sich gezeigt, daß der Volkstumskampf auf allen Phasen des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens durchgeführt wird, daß dieser Kampf also Menschen braucht, die ebenfalls bereit sind, sich mit allem für das Gesamtdeutschtum einzusetzen. Und so freuen wir uns, wenn unter all diesen vielen deutschen Volksgenossen auch viele deutsche Erzieher sind, die vielleicht nur einmal in ihrem Leben nach Ostpreußen kommen; und wir wünschen ihnen allen, daß sie das Bewußtsein mit nach Hause nehmen, daß hier Front ist und daß hier gekämpft wird, und die Verpflichtung, sich für diesen Kampf im Nordosten auch in jedem anderen Teil des Reiches einzusetzen. Heimat und Front gehören zusammen, und wir sind die Brücke zwischen beiden, und so hofft Ostpreußen, daß nicht nur Tausende deutscher Volksgenossen gestärkt wieder hinausziehen, sondern auch Zehntausende deutscher Volksgenossen in die Heimat zurückkehren mit der Verpflichtung, weiter in der volksdeutschen Arbeit ihren Mann zu stehen. Wenn das unsere Pfingsttagung 1935 erreicht, so hat sie ihren Zweck erfüllt.

Prof. Dr. Oberländer, Landesverbandsleiter des VDA Ostpreußen

* * *

Deutsche Brüder und Schwestern! Aus Nord und Süd, Ost und West, ja, von jenseits der Grenze seid Ihr zu uns gekommen in dieses herrliche Land, das Euch die Ruhmestaten deutscher Geschichte kündet! Heilige deutsche Erde, durch Schwert und Pflug geweiht, betritt Euer Fuß! Euch grüßt die deutsche Schule, die Hüterin deutschen Kulturwillens, deutscher Ehre und Freiheit, Würde und Größe! Euch grüßen Ostpreußens Erzieher und Jungmannen! Auf vorgeschobenem Posten stehend, halten sie in Treue Wacht über das heilige Vätererbe, stets bereit zum Opfergang und zum heldenmütigen Einsatz für Deutschlands Lebensrechte. Verkündet es draußen, wenn Ihr heimkehrt: Dies Land ist deutsch, und weit über künstliche Grenzen hinaus lebt die deutsche Volksgemeinschaft!

Raatz, Gauamtsleiter des NS-Lehrerbundes.

Die Auslanddeutschen

Jenseits der deutschen Grenzen, fern dem Vaterland,
Sind von der Welt zur Heimat wir die Brücke,
Mit unserm Volk verbunden durch das heil'ge Band
Des gleichen Blutes, trotzend Not und Tücke.

Wir sind die Hüter deutschen Wesens in der Welt,
Nichts kann den Glauben uns an unser Reich erschüttern,
Wenn alles wanken sollte, unsre Treue hält,
Nie werden wir in Zwietracht uns zersplittern.

Wir schöpfen Kraft aus unsrer Heimat ew'gem Born
Und kämpfen stolz für Deutschlands Macht und Stärke,
Erlittnes Unrecht gibt uns urgewalt'gen Zorn,
Der uns nur größer macht zu unserm Werke.

Das Land und Volk, in dem wir leben, achten wir
Mit ehrlichem Empfinden, ohne Wanken,
Doch unsre Herzen, die gehören dir,
Geliebtes Vaterland, dem alles wir verdanken.

K. F. Otto Losch.

Volkstum und Erziehung

Der VDA im neuen Reich / Von Eugen Beinhauer, Berlin-Friedenau.

Die Arbeit, die der Volksbund für das Deutschtum im Ausland zehn Jahre nach der Reichsgründung, 1881, aufgenommen hat, hat ihre Erfüllung erst im Reiche Adolf Hitlers gefunden. Das Zweite Deutsche Reich war noch durch staatliches Denken erfüllt. Das Interesse des Reiches galt dem Staatsbürger. Das Dritte Reich hat hiermit grundlegend gebrochen; nicht mehr der Staatsbürger, sondern der Volksgenosse, der deutsche Mensch, steht im Mittelpunkt unseres Interesses. Volk und Volkstum sind uns in unserem nationalsozialistischen Deutschland die höchsten Begriffe geworden. An ihrer Erhaltung zu arbeiten, sind alle Deutschen berufen.

Wenn wir heute von Volk und Volkstum sprechen, dann denken wir auch an die Deutschen in der Welt draußen, die wir nicht mehr ausnehmen wollen. Sie gehören zu uns wie wir zu ihnen. Die Sprache des deutschen Blutes ist uns allen gemeinsam. Im Kampf für die Erhaltung deutschen Volkstums, im Ringen um die kulturellen Werte unserer Nation müssen Auslanddeutsche und Reichsdeutsche Schulter an Schulter zusammenstehen.

Was den Gründern des VDA. einst als leuchtendes Ziel vor Augen stand, das ist heute Wirklichkeit geworden. Der nationalistische Staat unterscheidet zwischen Volk und Staat. Im Reiche Adolf Hitlers steht das Volk an erster Stelle. Der Staat ist nach nationalsozialistischer Meinung nur eine Hülle für das Volk. Der Nationalsozialist erkennt die geschichtliche Wahrheit: Staaten vergehen, Völker aber bleiben. Nur das Volk kann dem Staat das Leben geben — diese Erkenntnis, die sich bei den Polen und bei den Tschechen bewies, die auch ohne eigenen Staat als Volk weiterlebten, hat Adolf Hitler seinem Programm der nationalsozialistischen Bewegung zugrunde gelegt.

Nicht der Staat schafft uns, sondern wir schaffen uns den Staat, das ist der Gedanke Adolf Hitlers, unseres Führers, der — in Oesterreich geboren, in einem bayerischen Regiment im Weltkrieg mitkämpfte, in Braunschweig die deutsche Reichsangehörigkeit erhielt — selbst ein leuchtendes Beispiel dafür ist, daß die Kraft des einigen Volkstums größer als die Macht aller Staatsgrenzen ist. Man bedenke: In vierzehnjährigem Ringen ist es Hitler gelungen, seine Idee durchzusetzen. Aber erst im dreizehnten Jahr seines Kampfes, ein Jahr vor der Machtübernahme, hat Adolf Hitler das deutsche Staatsbürgerrecht erworben. Erst dann, als es gesetzlich notwendig war, um für die Reichspräsidentenwahl 1932 zu kandidieren. Der Führer der Nation aber war er damals schon längst, als deutscher Volksgenosse — nicht als deutscher Staatsbürger — ist er es geworden.

Es lassen sich viele Parallelen zwischen dem Kampf, den die nationalsozialistische Bewegung für ihre Gedanken im Reiche kämpfte, und jenem Kampf finden, den die Deutschen jenseits der Grenze um die Erhaltung ihres Deutschtums führen mußten. Beide Male ging der Kampf um den deutschen Menschen, um den Volksgenossen, der zu seiner Art stehen wollte oder aber — dem Volk verloren ging. An Opfern reich ist der Weg drinnen wie draußen gewesen. Viele Todesopfer sind in diesem Kampfe zu beklagen, harte Gefängnis- und Kerkerstrafen, zahllose Verfolgungen und Unterdrückungen mußten erduldet werden. Denken wir nur an die zahlreichen Toten in den Kämpfen für das Deutschtum, beginnend mit den über 50 Todesopfern, die im Sudetenland 1919 bei harmlosen Demonstrationen unter den Kugeln tschechischer Soldaten ihr Leben lassen mußten, und endend vor wenigen Wochen bei den Toten, die in Pommerellen von aufgehetzten Polen erstochen worden waren. . .

Bei den vielen Gemeinsamkeiten, die der Kampf drinnen und draußen mit sich brachte, ist es selbstverständlich, daß die nationalsozialistische Revolution das stärkste Echo bei den Deutschen jenseits der Grenze fand. Erhaltung der deutschen Art, Hochachtung des deutschen Volkstums, das waren Begriffe, die bei ihnen aus ihrem tagtäglichen Kampf erprobt waren. Zur Volksgemeinschaft, zur Opferbereitschaft, zur heldischen Gesinnung, zum nationalsozialistischen Grundsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" wollten sie sich auch gern und freudig bekennen. Neue Impulse erhielt die Arbeit der Deutschen jenseits der Grenze, die ihre Führung verjüngten (oder im Begriffe sind, es zu tun). Das starke Gefühl der Volkszusammengehörigkeit lebt stärker denn je zuvor bei den Deutschen jenseits der Grenze.

So hat der VDA. gerade durch den nationalsozialistischen Staat freie Hand für die Durchführung seiner der kulturellen Zusammenarbeit aller Deutschen dienenden Aufgaben gefunden. Heute, wo durch eine neue Geschichts- und Staatsauffassung der Begriff Volk allen Deutschen bekannt ist, haben die Bestrebungen, die die Deutschen jenseits der Grenzen kulturell mit den Reichsdeutschen verbinden wollen, einen ganz besonderen Wert. Dieses kulturelle Band, das die Reichsdeutschen zu den Brüdern jenseits der Grenzen knüpfen, kann aus politischen Gründen nie in der Sphäre des Staates liegen; es muß diese Arbeit immer den freiwilligen Kräften überlassen bleiben. So soll nach wie vor die Aufgabe des VDA. darin liegen, diese freiwilligen Kräfte in Deutschland zusammenzufassen und mit ihnen das Band zu den Brüdern im Auslande zu knüpfen und sie alle an der kulturellen Schicksalsgemeinschaft teilnehmen zu lassen. In der Heimat, im deutschen Vaterlande ist dank der nationalsozialistischen Regierung das größte Verständnis für diese Arbeit zu finden. Denn als Volksgenossen sind alle Deutschen auf der Welt, mögen sie auch in fremden Ländern ein neues Staatsbürgerrecht besitzen, Glieder unseres Volkskörpers. Mögen sich darum auch immer alle Deutschen darüber klar sein, daß das, was ein Teil des Volkes tut, von der Gesamtheit mit verantwortet werden muß. Hundert Millionen deutsche Menschen auf der Welt sind durch die Bande der Sprache und des Blutes zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammengeschlossen. Und wie stark Blut kittet, das lehrt uns der Nationalsozialismus.

Unsere volksdeutsche Verpflichtung / Von Dr. Schoeneich, Berlin.

Die neue Zeit hat uns allen neue und große Verpflichtungen gebracht. Wenn nach den Worten des Führers eine Erziehungsarbeit am ganzen deutschen Volk auf lange Sicht zu leisten ist, so haben wir Berufserzieher in den verschiedensten Formen daran mitzuwirken. Es genügt nicht mehr, Unterricht zu erteilen. Die Gesamterziehung in allen ihren Formen ist wichtiger, und sie erstreckt sich auch für viele von uns nicht nur auf Jugendliche. In der gewaltigen Schulungsarbeit, die in allen Gliederungen der Partei wie in allen Schichten der Bevölkerung zu leisten ist, haben wir uns mit aller Kraft in die Front zu stellen.

Als neue Fronten der Arbeit und des Dienstes am Neuaufbau sind im Reich Verbände entstanden oder neu gegliedert worden, die alle ihre eigene und für Sonderaufgaben besonders ausgebildete Mannschaft brauchen. Wir brauchen nur zu erinnern an den Reichsluftschutzbund, die NS-Kulturgemeinde, die NSV oder die fachlichen Berufsverbände in der DAF. Diese Fronten reichen heute

einheitlich über das ganze Staatsgebiet hinweg von Konstanz bis Tilsit und von Aachen bis Beuthen. Für die Millionen Außendeutschen dagegen ist ihre Arbeit nicht unmittelbar einzusetzen; ihr Wirkungsbereich endigt am Schlagbaum.

So muß eine Ergänzung jenseits der Reichsgrenzen vorhanden sein zur Sicherung und Entwicklung deutschen Lebens: der dritte Teil unseres Blutes, in den Adern von 35 Millionen Menschen außer uns 65 Millionen im Reich, muß im gleichen Rhythmus kreisen!

Wir deutschen Erzieher haben auch Aufgaben in der volksdeutschen Front, die keine politischen Grenzen kennt, sondern rund um den Erdball reicht! Hunderttausende deutscher Kinder im Ausland sollen und wollen im deutschen Geist und in der Muttersprache erzogen werden. Alle, die in dieser Aufgabe stehen, sind unsere Mitkämpfer! Die deutschen Erzieher und Erzieherinnen im Ausland sind als Deutsche unsere Volksgenossen, als Lehrer unsere Berufskameraden! Das ist eine doppelte Verbindung, eine doppelte Verpflichtung für uns: unser Volkstum und unser Berufsstand stehen draußen in Kampffront! Wir sind alle mit verantwortlich für Leben und Kampf auslanddeutscher Erziehungsarbeit! Dazu gehören nicht nur die eigentlichen Schulen, in denen deutsche Jugend noch von deutschen Lehrern deutsch unterrichtet wird. Auch andere Formen der Erziehung müssen eingesetzt werden — ja manchmal sind ja nicht mehr Gruppen deutscher Kinder zusammenzunehmen, sondern muß um jede einzelne Seele gerungen werden! Wer draußen vor einer Schulklasse steht, ist ebenso unser Kamerad wie der deutsche Wanderredner in entlegenen und verstreuten Gemeinden! Ebenso mühen sich im Dienst deutscher Erziehungsarbeit ungezählte Führer von Vereinen, Büchereiwarte, Chorleiter, Kindergärtnerinnen, Pfarrgehilfen und Kantoren usw. Ein ungeheures Maß persönlicher Einsatzbereitschaft und Verantwortungsfreudigkeit ist draußen am Werk, um allen Kindern deutscher Eltern die Verbindung mit unserem Geistesleben, mit unserer seelischen Haltung und all dem lebendig zu halten, was auch bei uns neue deutsche Geschichte gestalten soll!

So ist es für uns eine Selbstverständlichkeit, auch in der neuen Schule nur im volksdeutschen und gesamtdeutschen Sinne zu arbeiten. Nicht ein besonderes Lehrfach darf uns etwa „Grenz- und Auslanddeutschtum“ sein, sondern die neue Auffassung von deutscher Geschichte und deutscher Kultur wird alle Fächer durchdringen und auch in der außerschulischen Erziehung und Volksbildung die selbstverständliche Grundlage jeder Arbeit sein. Wir erkennen dankbar an, daß auch in den unseligen Jahren des Weimarer Systems, wo der Staatsbürgerpaß mehr galt als Blut und Volkstum, der volksdeutsche Gedanke gepflegt und unermüdlich gepredigt worden ist von den Männern und Frauen im VDA, denen der ganze parteipolitische Plunder über war und die, wenn auch auf besonderem Arbeitsfeld und nicht im Kampfplatz politischer Parteien, gewirkt haben für die Erkenntnis volksdeutscher Zusammenhänge über alle Trennungen und Grenzen hinaus.

Aber der beste volksdeutsche Unterricht, die schönsten Vorträge und Ausstellungen, die geistreichste Schulungsarbeit würde gar nichts nützen, wenn nicht zur G e s i n n u n g die T a t hinzukäme! Unsere volksdeutsche Verpflichtung genügt nicht nur in einem bis ins Tiefste volksdeutsch durchdrungenen Unterricht, der liebevoll allen noch so kleinen Spuren deutschen Lebens in der Welt nachzugehen hat — sondern in der praktischen Ergänzung, d. h. in der persönlichen Beteiligung an der Deutschtumsarbeit! Die Formen hierfür sind gegeben und in jahrelanger Erfahrung entwickelt im Volksbund für das Deutschtum im Ausland. Seine Schulgemeinschaften haben, zunächst aus den Kräften der Lehrer, Eltern und Schüler, ein Hilfswerk aufgebaut, das nun heute weit über den Rahmen der Schule hinaus, im ganzen Reich Grundlage geworden ist für tatkräftige Unterstützung des außendeutschen Kampfes! Hierdurch hat gerade auch die deutsche Erzieherschaft im Reich den auslanddeutschen Berufskameraden in Tausenden von Fällen geholfen, ihren schweren Dienst durchzuführen: Schulen konnten Unterstützungen erhalten für Grundstückskauf und Erweiterungsbauten, Lehrmittel und Bücher, Zuschüsse für Lehrergehälter und Schulgelder, Rat, Auskunft und Vermittlung in unzähligen Fällen. Und diese Arbeit muß ja weitergehen — es genügt auch nicht, die bisher bestehenden Schulen zu stützen, sondern es müssen neue und neben ihnen auch andere Unterrichtsmittel bis zur Einzelerziehung geschaffen werden. Bei all dem aber sind wir uns wohl bewußt, daß die Schule nur ein, wenn auch noch so wichtiger Teil der Mittel ist, deutsches Kulturleben im Ausland zu sichern und zu entwickeln. Voraussetzung aber hierfür ist wiederum, den Kampf um die bloße Erhaltung der außendeutschen Volksgruppen von hier aus mit allen Mitteln zu führen: den Kampf gegen Hunger und Kälte sowie den Kampf um Boden und Arbeitsplatz! Erst wenn im biologischen wie im wirtschaftlichen Sinne das deutsche Leben an den Außenfronten gesichert ist, kann es seine kulturellen Kräfte erhalten und darüber hinaus dann schließlich auch den Kampf um die politische Gleichberechtigung in den einzelnen Staaten aufnehmen — alles Aufgaben auf lange Sicht, die uns auf Jahre hinaus unsere volksdeutsche Verpflichtung in ihrem ganzen Ernst und in ihrem ganzen Umfang zeigen.

Grundlagen gesamtdeutscher Erziehung

Von Ministerialrat Dr. B e n z e, Berlin.

Es gehört zu den stolzesten Aufgaben der deutschen Erzieher des In- und Auslandes, auf den neuen, festen Grundlagen, die der Nationalsozialismus unserem gesamten Leben gegeben hat, in bewährt zäher Arbeit Vorkämpfer des gesamtdeutschen Erziehungsgedankens zu sein. Wenn irgend eine Gemeinschaft berufen ist, über die Fragen der gesamtdeutschen Erziehung ein maßgebendes Wort zu sprechen, dann steht dem VDA. dieses Recht zu: denn der VDA. hat stärker als irgend eine andere Bewegung in früherer Zeit immer wieder betont, daß das deutsche Volk seine Grenze nicht an den politischen Grenzen findet, sondern daß die Volksgemeinschaft darüber hinaus reiche überall dorthin, wo deutsche Brüder und Schwestern in aller Welt wohnen und sich ihres Deutschtums bewußt sind. Was der Nationalsozialismus aber für die neue volksdeutsche Erziehungsarbeit bedeutet, erkennt man klar, wenn man bedenkt, was man früher unter dem Begriff Volk verstand und was wir heute darunter verstehen.

Der Liberalismus der überwundenen Epoche sah im „Volk“ und in den Völkern lediglich Uebergangserscheinungen und glaubte daran, daß Mensch gleich Mensch sei. Jedes Volk war dem Liberalismus eine Uebergangsform von der Vereinzelung zu immer größeren Gemeinschaften bis hin zur Menschheit, die beherrscht werden sollte von einer Schicht besonders Auserlesener, die der übermenschlichen Vernunft besonders nahe ständen. Wenn man aber das Volk und all das, was ein Volk kennzeichnet, als eine Uebergangserscheinung ansieht, dann kann man nicht aus vollem Herzen und mit Rückhaltlosigkeit dafür eintreten, daß die Kennzeichen eines Volkes — das Völkische — gewahrt und gestärkt werden. Alle nationalen Bewegungen vor unserer Zeit wurden so immer wieder geschwächt und zersetzt. Sie waren zwar politisch national, wo es sich aber um Kulturwerte, also um das Tiefste eines Volkes handelte, da sprach man davon, daß Wissenschaft und Kunst international seien. So konnte also der Liberalismus folgerichtig nicht für den wahrhaft volksdeutschen Gedanken eintreten. Und als die Vertreter des Liberalismus zur Herrschaft kamen, begann man tatsächlich die volksdeutsche Arbeit an den Schulen langsam abzuwürgen, weil sie eben dem Streben zu größeren Gemeinschaften entgegenzuarbeiten schien.

Der Nationalsozialismus stellt demgegenüber ein Wirklichkeitsbild hin, das im tiefsten seelischen Erleben unseres Volkes begründet ist. Das Deutschtum gilt ihm als etwas Besonderes, das nur einmal so in der Welt vorkommt. Die Großen unseres Volkes haben es uns seit Jahrhunderten vorgedacht und vorgelebt und in ihren Werken vor Augen gestellt. Es ist falsch, daß Mensch gleich Mensch sei. Zwar sind sie, grob betrachtet, ähnlich, im Grunde aber doch ganz verschieden. Was den Menschen bestimmt, gerade so zu fühlen, zu denken, zu handeln, das kommt nicht aus

dem Gemeinsamen aller Menschen, sondern gerade aus den Unterschieden. Nicht so, daß jeder Mensch nun grundverschieden vom anderen sei, sondern so, daß innerhalb der gesamten Menschen sich von der Natur, vom Schöpfer gewollte größere Gruppen gebildet haben, die wir als Rassen bezeichnen. Daß im Laufe der Entwicklung diese Rassen sich mehr und mehr vermischt haben, sich „Völker" gebildet haben, die nach der Art der Mischung und des Zusammenlebens ihr eigenes rassisches Bild besitzen. Sie gehören zusammen wie Bruder und Schwester, Eltern und Kinder. Die Aufgabe dieser Gemeinschaften von Blut und Boden ist es, sich nach dem Willen der Natur zu erhalten und sich zu möglichster Höhe zu gestalten.

Aus diesem Gesichtspunkt hat der gesamtdeutsche Gedanke überhaupt erst durch den Nationalsozialismus einen unerschütterlich festen Baugrund gewonnen. Denn erst heute können wir in den Deutschen des Grenz- und Auslandes wahrhafte Volksgenossen sehen, nicht nur Menschen, die mit uns lediglich die Sprache, die Sitte, die Gewohnheit und vielleicht auch Teile des geschichtlichen Erlebens gemeinsam haben. Eine Sprache kann man lernen, Sitten kann man annehmen, einerlei welcher Rasse man ist. Das gleiche Blut aber verbindet mehr als irgend etwas anderes und schafft erst den wahren Volks- und Kulturgrund. Aus dieser neuen Auffassung ergibt sich eine große Reihe von Aufgaben und Fragen gerade für den Lehrer der Auslandschule. Ihre Lösung stellt an den einzelnen hohe Anforderungen.

Die Erziehung hat ein doppeltes Ziel, einmal will sie den Einzelmenschen entwickeln, ihn auf Grund seiner Anlagen nach allen Seiten entfalten. Darüber hinaus aber hat die Erziehung die weitere und größere Aufgabe: den einzelnen zur freudigen Mitarbeit in einer Gemeinschaft zu führen. Hierin unterscheiden sich die Erziehungsziele der Vergangenheit und der neuen Zeit grundlegend.

Der Liberalismus hatte es sich zur Aufgabe gestellt, den einzelnen durch die Schule möglichst „gebildet" zu machen. Man wollte vor allem den Geist schulen, den jungen Menschen in Stand setzen, mit Geistesschärfe die triebhaften Hemmungen, die ihn banden, zu erkennen und sie aus eigener Kraft abzustreifen. Der Grundirrtum einseitiger Geistesbildung hat sich klar gezeigt, als bewegte Zeiten — wie der Weltkrieg — die Tünche, die man über das natürliche Wesen des Menschen gestrichen hatte, abrüttelten. Wie viele Menschen brachen da zusammen, wie viele wurden unter dem erschütternden Erleben zu Verbrechern, bei wie vielen kam andererseits ein geläuterter goldener Wesenskern zum Vorschein!

Hatte der Liberalismus immer nur Wert darauf gelegt, Wissen und noch einmal Wissen und Denkenkönnen zu lehren, hatte man im Zeichen der Vernunft überall in den Schulen Gedankenblässe großgezüchtet, so waren Körper und Seele des Menschen durchaus vernachlässigt worden. Man hatte den Körper zurückgesetzt, diesen insofern wesentlichsten Teil des Menschen, als er ihn an die Naturgesetze bindet, die der Schöpfer der Welt gegeben hat. Man hatte vergessen, daß man sich in letzten Lebensfragen nicht — auch nicht mit Geisteskraft — über die Natur erheben konnte, daß man, wenn man gegen den Körper sündigte, diesen Körper zerbrach, den Körper des einzelnen und den Körper des Volkes, und daß man damit das Gefäß zerstörte, das auch Seele und Geist umschließt. Das war eine Einseitigkeit, wie sie in ähnlicher Weise auch von den Vertretern einer nur auf das dogmatisch bestimmte Jenseits gerichteten Erziehung angestrebt wurde. Denn es war genau derselbe Fehler, wenn man sagte: wir brauchen nur auf die Seele, nur auf das Jenseits zu achten und das Diesseits ist bloß ein „Jammertal", das wir überwinden müssen, das nur dazu da ist, unser „sündiges Fleisch" zu ersticken und die Seele in der Weise und zu dem Ziel zu läutern, das die Kirchen gesetzt haben.

Nur wo alle drei Wesenheiten des Menschen, Körper, Seele und Geist, zu ihrem Recht kommen und einen völligen Gleichklang bilden, nur da ist es um den einzelnen und vollends um ein Volk und seine Zukunft gut bestellt. Das ist das Neue, was der Nationalsozialismus dem Erziehungsgedanken gegeben hat, daß er verlangt: nicht einseitige Pflege des Wissens, nicht einseitige Ueberbetonung der jenseits gerichteten Seele, nicht einseitige Körperpflege, sondern alle drei Wesensseiten in harmonischer Bildung! Es ist dies der Ganzheitsgedanke, der fortan überall für uns wesentlich sein wird. Zielbild bleibt fortan der Mensch, der gesund ist an Körper, Seele und Geist, der die Aufgaben, die ihm der Schöpfer gestellt hat, im Diesseits voll erfüllt, der sich des schönen Lebens freut und es zu meistern sucht nicht aus Genußsucht, sondern im Hinblick auf die Aufgaben, die ihm vom Ewigen her gestellt sind.

Noch einen anderen Fehler beging der Liberalismus in seinem Gleichheitswahn bei der individuellen Erziehung. Er stellte Mann und Frau gleich. Genau so, wie man sagte, die Menschen seien gleich, so behauptete man das auch von den beiden Geschlechtern. Dieser verhängnisvolle Irrtum hat u. a. dazu geführt, die Mädchenschulen zu einem Abklatsch der Knabenschulen zu machen, so daß sich die Erziehung der Mädchen von der der Jungen kaum unterschied. Der Nationalsozialismus sagt demgegenüber: Wie jeder Rasse und jedem Volke seine Sonderaufgabe gestellt ist von der Schöpfung, so ist auch den Geschlechtern ihre Sonderaufgabe gesetzt, und die Aufgabe der Erziehung ist es, den Jungen zum Manne zu machen und das Mädchen zur Frau; zur Frau und Mutter nicht in dem fast lächerlich gemachten Sinn bloßer Betätigung am Kochtopf und an der Wiege, sondern im Sinn einer Erziehung zu wahrer Mütterlichkeit, aus der heraus allein die Frau ihre Aufgaben für die Familie wie im schaffenden Beruf erfüllen kann.

Ist das Streben nach Ganzheit, die Zusammenfassung von Körper, Seele und Geist, ist die Erziehung des Mädchens zur Frau, des Jungen zum Mann, das Grundgebot nationalsozialistischer Einzelerziehung, so führt die nationalsozialistische Gemeinschaftserziehung geradewegs zum Volke, zu der natürlichen Blutsgemeinschaft aller Volksgenossen. Auch die Stellung des Liberalismus zur Gemeinschaftserziehung war falsch. Es kommt nicht darauf an, in erster Linie den Menschen möglichst fähig zu machen, sich im Leben zu behaupten, einen Beruf zu finden, der großen Ertrag bringt, sondern es kommt darauf an, daß der Mensch all seine Kraft und all seinen zunächst auf Selbsterhaltung gerichteten Willen anwendet, um damit seiner Gemeinschaft zu dienen, ihr Kräfte zuzuführen, so daß diese Kräfte aus der Gemeinschaft wieder in ihn zurückströmen und so einen ewigen Strom bilden, der zwischen dem einzelnen und der Volksgemeinschaft hin und her flutet. Wenn wir fragen: Was bist du wert?, dann heißt das nicht: Was hast du geschaffen im Leben? Wie hoch ist dein Gehalt? Wie weit bist du emporgeklettert auf den Rangstufen? Wieviel Fremdsprachen beherrschst du? Wie weit hast du in die höhere Mathematik hineingeschaut? Sondern es bedeutet für uns: Wie weit bist du dir deines Deutschtums bewußt geworden? Was hast du getan, um deine Erkenntnis und deine Kraft in die Tat für die Volksgemeinschaft umzusetzen?

Der Liberalismus mußte, entsprechend seiner Gesamteinstellung zu den Erziehungsfragen, in seinen Schulen mit Vorliebe solche Stoffe wählen, die den Menschen lehren sollten, geistig zu arbeiten. Der Gedanke der formalgeistigen Schulung, des Denkenkönnens schlechthin, trat immer wieder in den Vordergrund. Man betonte deshalb die Mathematik besonders stark, die von allen Wissenschaften die geringste völkische Bindung hat. Die theoretischen Naturwissenschaften und die Technik wurden herausgestellt, auch andere Dinge, die an sich nicht völkisch gebunden sind, die das eine Volk vom anderen vielmehr äußerlich lernen kann. Es ist auch kein Zufall, daß die liberale Schule Fremdstoffe besonders bevorzugte. Sie lehrte die Fremdsprachen und sagte, gerade durch die Fremdsprachen könnten wir das eigene Wesen am besten erkennen. Diese Fremdsprachen und das Sichversenken in fremde Kultur war aber letzten Endes ein Weg, der sehr leicht in die Irre führen konnte und der vom eigenen Volkstum gar zu oft abbrachte, also im Sinne des Liberalismus hin zu Entvolkung und internationaler Einstellung führte.

Demgegenüber wird von der nationalsozialistischen Erziehung betont: Man schult den Menschen auch formalgeistig am besten an Stoffen, die ihm wesensgemäß sind; nicht die formale Bildung ist die Hauptsache, sondern die inhaltliche Bildung, die seelische Durchdringung, das seelische Einleben in das Volkstum. So stellt der Nationalsozialismus bei seiner Erziehung zum Deutschtum

überall die deutschen Stoffe in den Mittelpunkt. Der junge Mensch wird durch die Beschäftigung mit der deutschen Kultur am besten geschult, und es ist heller Wahnsinn, den Grundsatz aufzustellen, man lerne das Eigene besser durch das Fremde kennen. Das Fremde, das wir maßvoll und Schritt für Schritt hinzunehmen, ohne daß es die deutsche Entwicklung des Jugendlichen stören dürfte, hat nur die Aufgabe, uns im eigenen Wesen zu bestärken, aber es darf niemals Selbstzweck werden.

Wohin es geführt hat, daß man die theoretischen Wissenschaften und die Fremdstoffe so stark betonte, haben wir alle erlebt. Das Ergebnis war, daß gerade die Gebildeten die Verbindung mit dem Volke verloren hatten. In der liberalen Zeit ist die Kluft, die sich zwischen Gebildeten und Ungebildeten auftat, immer größer geworden, und wenn neue geistige Strömungen kamen oder irgend welche Kunstrichtungen, so waren sie niemals eine Angelegenheit des ganzen Volkes, sondern Sache einer kleinen, dünnen Schicht, und das Volk hatte keinen Anteil daran. Heute hat man erkannt, daß wahrhaft gebildet derjenige ist, der in Verbindung mit dem gesamten Volke sich nur dadurch von dem Mann mit dem weniger langen Bildungswege unterscheidet, daß er tiefer eingedrungen ist in die bewußte Erfassung des Deutschtums und damit höhere Pflichten gegen sein Volk für sich anerkennt.

Um nun die deutsche Jugend zur Volksgemeinschaft zu führen, genügt es nicht, daß man den Lehrer vor die Klasse stellt und ihn dort Wissensstoff vermitteln läßt, während die Schüler brav sitzen und aufnehmen. Dazu gehört vielmehr, daß die Schule eine lebendige Gemeinschaft ist, in der Schüler wie Lehrer sich gegenseitig verstehen. Vorbedingung hierzu aber ist es, daß der Lehrer das Erziehungsideal, das er den Jugendlichen geben soll, in sich selbst zu verwirklichen sucht, daß er in sich selbst die drei Wesenheiten Körper, Seele und Geist, harmonisch entfaltet. Und dafür hat ja der Nationalsozialismus bereits neue Erziehungsformen gebildet. Auch die Lehrer müssen unter sich Gemeinschaften pflegen, um den Jugendlichen nicht bloß durch Lehren und Lernenlassen, sondern durch Vorleben und Nachlebenwollen richtunggebend zu führen.

Es gab noch vor 150 Jahren eine Zeit, in der die Schule durchaus nicht die Haupterziehungsform des Volkes war. Sie muß es auch nicht durchaus bleiben. Gleichwohl hat sie eine große Aufgabe zu erfüllen, wenn sie die neuen Forderungen, die der Nationalsozialismus auf allen Lebensgebieten zu erfüllen im Begriffe steht, auch auf sich anwendet. Hierzu gehört auch die Aufgabe, die jungen Menschen nicht bloß zur kulturellen, seelischen und geistigen Volksgemeinschaft zu erziehen, sondern sie zu politischen Menschen zu bilden, die den deutschen volkstumsgebundenen Staat bejahen und deren Ziel es ist, ihre Kräfte nicht nur kulturell und geistig einzusetzen, sondern sie auch körperlich bis zum letzten einzusetzen für das Deutsche Reich.

Diese Aufgabe gilt für die auslanddeutschen Lehrer natürlich nicht. Sie sind ihren Wahlheimaten gegenüber verpflichtet und müssen den Staaten, in denen sie wohnen, diese Pflicht wahren. Umsomehr aber ist es ihre Aufgabe, das seelische Band, das die Auslanddeutschen mit der alten Heimat verbindet, zu pflegen und stärker zu knüpfen. Dann werden aus diesem Kreise, der sich im Kampfe an der Volkstumsfront seines Deutschtums in Leid und Freud besonders klar bewußt geworden ist, auch der Heimat weiterhin reiche Kraftströme zufließen.

Dadurch aber, daß das deutsche Wesen an unseren deutschen Jungen und Mädchen weit draußen in aller Welt gepflegt wird, geschieht dem fremden Lande durchaus kein Abbruch. Es gibt keine Menschheitskultur schlechthin, sondern es gibt nur Kulturen von Völkern. Jedes Volk hat seine eigene Kultur, und es ist daher ein widersinniger Gedanke, einem anderen Volke etwa die Kultur des deutschen aufzwingen zu wollen. Nur der Mensch kann deutsche Kulturgedanken aufnehmen, der selbst deutsch ist. Und so muß man sich im Auslande dessen bewußt sein, daß wir den jungen Polen oder den jungen Brasilianer oder den jungen Italiener nicht zum Deutschen erziehen können oder wollen. Andererseits aber können unsere Deutschen, die da draußen in andern Staaten leben, nur dann zu voller Entfaltung ihrer Kräfte kommen, wenn sie deutsch erzogen und geschult werden. Führte man sie zu einem fremden Kulturziel, so würden sie zerspaltene Menschen halben Wertes werden, die sich nicht voll einsetzen könnten für den fremden Staat. Auch der fremde Staat kann nur dann wertvolle Kräfte in ihnen haben, wenn sie deutsch erzogen sind. Wir wollen die Pflichten gegenüber anderen Staaten halten, aber wo sich deutsche Menschen in geschlossenen Gruppen befinden, da müssen sie auch das Recht auf ihr Deutschtum haben. Auf Grund unseres neuen nationalsozialistischen Glaubens und unserer neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse wissen wir, daß Volksgenossen zu Volksgenossen gehören. Und dafür wollen wir mit allen unseren Kräften einstehen.

Die reichsdeutschen Schulen im Auslande

Von Bernhard Eichinger, Reichssachbearbeiter „Grenze und Ausland" im NSLB.

Als sich im 19. Jahrhundert die deutsche Wirtschaft zu einer weltumspannenden Aus- und Einfuhr durcharbeitete, fanden sich schon infolge des Uebervölkerungsdruckes innerhalb des Reiches ungezählte Volksgenossen, die als Vertreter deutscher Ausfuhrfirmen oder deutscher Einfuhrfirmen oder deutscher Banken hinauszogen in alle Länder und sich besonders an den Schnittpunkten der Weltwirtschaft in größerer oder kleinerer Anzahl zusammenfanden. Dazu kamen die Hunderttausende der Hand- und Kopfarbeiter, die als tüchtige Fachkräfte bei Ausländern ihr Brot verdienen konnten. Auch aus dem alten Oesterreich-Ungarn und der Schweiz fanden sich Deutsche in oft gar nicht geringer Zahl in diesen Städten zusammen. So wurden diese städtischen Deutschengruppen kleine Abbilder einer damals noch traumhaft fern liegenden Volksgemeinschaft aller Deutschen. Männer wie Rudolf Heß und Darré sind aus solchen Deutschengruppen hervorgegangen. —

Was tun drei Deutsche, wenn sie beisammen sind? Sie gründen einen Verein. Das kann mitunter eine lächerliche Angewohnheit gewesen sein; hoffen wir, daß die Auswüchse durch den Nationalsozialismus endgültig ausgebrannt sind. Bei den Auslanddeutschen — zu ihrem Lobe sei es gesagt — sind aber die ersten Vereine gar häufig „Deutsche Schulvereine" gewesen. Oft nur aus wenigen Mitgliedern bestehend, manchmal nur ein Dutzend Männer umfassend, haben diese Schulvereine mit rührender Aufopferung Mittel zusammengekratzt, um in irgendeinem Hinterhause der fremden Stadt wenigstens eine einklassige Schule für die Kinder der Volksgenossen einrichten zu können. Ein Lehrer oder eine Lehrerin fanden sich immer, die um ein nicht selten jämmerlich kleines Gehalt den Unterricht übernahmen. Ein Nebenverdienst mußte oft dem Lehrer das Leben überhaupt erst ermöglichen. Es hat unter diesen ersten Auslandslehrern Helden und Heldinnen gegeben. Ich möchte hier auch unserer ältesten Berufsgenossin im Gau Ausland des NSLB. gedenken, die in Südamerika im Alter von 71 Jahren noch treu ihre Pflicht erfüllt, und weiß Gott ein hartes Leben hinter sich hat. — Manchmal hat sich auch eine evangelische oder katholische deutsche Kirchengemeinde aus der Deutschengruppe einer Stadt entwickelt, und in einer Reihe von Städten haben wir Auslandsschulen, die aus diesen Kirchengemeinden entstanden sind. Beispiele hierfür sind etwa die deutschen Schulen in Belgrad und Athen. Besonders vor dem Kriege gab es auch eine gar nicht geringe Anzahl tüchtiger Erzieher, die kühn an die Gründung einer deutschen Privatschule in irgendeiner Stadt des Auslandes gingen, und deren Anstalten oft bedeutende Leistungen und Schülerzahlen erreichten. So ist z. B. unsere Deutsche Schule in Funchal auf Madeira in ganz besonderer Weise der Initiative der Leiterin dieser Schule zu verdanken; es gibt natürlich Dutzende von ähnlichen Fällen. Als der Krieg unsere Auslandsschulen zu zerstören drohte, haben in nicht wenigen Fällen unsere schweizerischen Volksgenossen die Leitung der Schulvereine

allein übernommen und damit viele Schulen überhaupt gerettet. Nach dem Kriege haben sich die meisten deutschen Auslandsschulen zu Schulen von Schulvereinen entwickelt, die auch meist von den die Mehrzahl innehabenden Reichsdeutschen geführt werden.

Man sieht also, daß die Bezeichnung „Reichsdeutsche Auslandschulen“ nur bedingt richtig ist. Sie ist in diesem Hefte deshalb gewählt worden, weil damit ihr grundsätzlicher Unterschied gegenüber den Schulen der deutschen „Minderheiten“ in den abgetrennten Gebieten ausgedrückt werden soll.

Der Berufsgenosse im Reich möchte nun gern etwas von dem „Betriebe“ einer solchen Vereinsschule wissen. Zunächst ist also der Schulverein der Besitzer der Schule, er finanziert sie und ist rechtlich der „Schulträger“. Der Schulvereinsvorstand braucht natürlich einen Fachmann als Leiter der Schule. Der Schulleiter hat dem Verein gegenüber eine zusammengeballte Verantwortung. Er muß den Unterricht, den Geist der Erziehung, die Zusammensetzung und den Geist der Lehrerschaft bestimmen. Da die örtlichen Verhältnisse gewaltig weit von denen innerhalb der Reichsgrenzen abweichen, müssen Schulleiter wie Lehrer ein ausgebildetes Fingerspitzengefühl für das Auffinden der Besonderheiten ihrer Lage und der Mittel zu ihrer Meisterung mitbringen. Da die Schule eine Privatschule ist, die von ihren Schülern auch oft ziemlich erhebliche Schulgelder fordert, müssen die Lehrer die nötige Mitarbeit des Elternhauses durch persönliches, überzeugendes Einwirken erreichen. Zwangsmittel, wie sie uns im Reiche nötigenfalls zur Verfügung stehen, gibt es an der Auslandsschule kaum. Mißhelligkeiten, die etwa zwischen Lehrern und Schulvereinsmitgliedern, oder gar mit Mitgliedern des Schulvorstandes entstehen, können zu ganz bösen Friedensstörungen innerhalb der Deutschengruppe führen. Es ist das ohne Zweifel eine Gefahr, die mit dem Typ einer Vereinsschule verbunden ist, die aber der gewandte und verantwortungsbewußte Auslandslehrer von sich aus fast immer umgehen kann, außer, es handelt sich vielleicht um die Notwendigkeit, einen den deutschen Volksinteressen abträglichen Einfluß zu verhindern. Hier wird aber immer der zuständige Hoheitsträger der Auslandsorganisation der NSDAP. in Zusammenarbeit mit den Vertretungen des Deutschen Reiches eine klare und sichere Lösung von sich aus veranlassen können. Um auf jeden Fall eine einwandfreie Zusammenarbeit von der Seite der Lehrer her zu sichern, sind unsere reichsdeutschen Lehrer im Auslande im Gau Ausland des NSLB. zusammengeschlossen, der der Auslandsorganisation der NSDAP. unterstellt ist. Wir danken diese Organisation der weitausschauenden Planung unseres verewigten Hans Schemm und der weiteren zähen Arbeit der Reichsamtsleitung des NSLB. Daß unsere reichsdeutschen Auslandslehrer übrigens dort, wo auch deutsche Berufsgenossen anderer Staatsangehörigkeit wirken, mit diesen gutes kameradschaftliches Verhältnis pflegen sollen, ist eine Selbstverständlichkeit. Ich verweise hier auf das außerordentlich gute fachwissenschaftliche Zusammenarbeiten, das zwischen unseren reichsdeutschen Lehrern in Südamerika mit den dort lebenden volksdeutschen Erziehern besteht. Die rechtlichen Verhältnisse der Lehrer an den Auslandschulen sind durch die amtlichen Bestimmungen des Reichskultusministeriums und des Auswärtigen Amtes geregelt. Die durch Vermittlung der Schulabteilung des Auswärtigen Amtes von den Schulen angestellten Lehrer erhalten einen Dienstvertrag, der als Privatdienstvertrag zu werten ist. Infolge der oft recht verschiedenen Verhältnisse in den einzelnen Ländern der Welt ergeben sich in der Praxis leider noch manchmal Mängel, die aber in absehbarer Zeit zu beheben sein werden. Einen gewaltigen Fortschritt wird auch die kommende Vereinheitlichung des Erziehungswesens innerhalb des Reiches bringen, da dann die Verhältnisse der Beurlaubung und der Rückkehr für die Auslandslehrer erst so gelöst werden können, wie es die große nationale Aufgabe dieses Berufszweiges schon längst gefordert hätte; auch hier wird das Dritte Reich eine Erfüllung bringen.

Die Schulen selbst sind meist zunächst aus einer Grundschule erwachsen, der vielleicht auch ein Kindergarten vorgeschaltet ist. In den größeren Städten haben sich dann aus diesem Grundstock höhere Wissenschaft und Unterricht; die Anerkennung durch die Schulbehörden des Gastlandes hängt von sehr verschiedenen Verpflichtungen ab. Die Anforderungen an unsere Schüler im Auslande Schulen entwickelt, die je nachdem zur mittleren oder Hochschulreife führen. Diese Schulen müssen natürlich dafür sorgen, daß ihre Prüfungen für Deutschland berechtigen, aber auch für das Gastland Gültigkeit besitzen. Die Berechtigung für Deutschland wird überwacht durch den Gutachterausschuß beim Reichsministerium für sind oft ganz außerordentlich hoch, ebenso auch die Arbeitsleistung der Lehrerschaft. Die Ausstattung der Schulen ist vielfach ganz ausgezeichnet, auch viele moderne Bauten besitzen wir; leider gibt



Alt-Königsberg

Abb. 1

zur Arbeit von Dr. Bruno Hoffmann

es aber auch noch gar manche Auslandsschule, die in ihrem Aussehen keine eindrucksvolle Verkündigung deutscher Kulturhöhe ist. Hier muß vor allem auch die Heimat mitwirken, diese „Besuchskarten“ unseres deutschen Wesens würdig zu gestalten. Ueber die fachliche Höhe unseres deutschen Erziehungswesens gibt es ja in der ganzen Welt nur Anerkennung, und unsere Auslandsschulen haben hierzu ihren redlichen Anteil gegeben. So kommt es, daß überall auch die Eltern des Gastvolkes und anderer in den Städten lebender Nationalitäten ihre Kinder in unsere Auslandsschulen schicken. Es sind das meist Eltern, die den führenden Schichten angehören, und ihren Kindern einen gründlichen Zusammenhang mit der deutschen Kultur ins Leben mitgeben wollen. Sie schätzen die glückliche Ausgewogenheit der geistigen, seelischen und körperlichen Erziehung in unserem Schulwesen und wollen, daß ihre Kinder zu der sauberen und, wenn es sein muß, auch harten Pflichterfüllung erzogen werden, die man uns Deutschen zuzuschreiben gewöhnt ist. Es ist klar, daß auch diese Wirkung unserer Auslandsschulen erwünscht ist, verspricht sie uns doch erhöhte Achtung unseres Volkes in der Welt und auch besseres Verständnis unserer Art und unseres Wollens. Der Lehrer an der reichsdeutschen Auslandsschule hat die Aufgabe, diese ausländischen Kinder zu Kennern und Freunden der deutschen Kultur, aber dabei zu wertvollen und echten Gliedern ihres Volkes zu bilden. Fürwahr eine prächtige und reizvolle Aufgabe, die aber feines Empfinden und vor allem eine ehrliche und anständige Haltung verlangt. Wer vor seinem eigenen Volkstum keine Achtung hat, wird gar bald auch den Fremden in seinen Gefühlen verletzen. Das konnte ich an manchen marxistischen Berufsgenossen im Auslande ersehen, die in der Aera Stresemann und auch noch nachher den Weg an Auslandsschulen gefunden hatten.

Gerade die Arbeit mit den ausländischen Schülern bedarf noch mehr als bisher der fachlichen Beachtung. Wir haben hier die großzügigste Grundlage, den Deutschunterricht mit Ausländern auf eine solche methodische Höhe zu züchten, daß unsere Sprache, die übrigens ganz mit Unrecht als „so furchtbar schwer“ verschrieen ist, leicht und reinlich von den Ausländern erlernt werden kann. Die Germanisten etwa in Frankreich oder England haben in ihrer Unterrichtskunst im Durchschnitt nicht Schritt gehalten mit ihrer sprachwissenschaftlichen Höhe, von ihnen können wir so schnell keine gute Lehrart für den Deutschunterricht mit Ausländern erwarten. Es ist eine Voraussetzung für den Ausbau der Weltgeltung unserer deutschen Kultur, daß wir das Handwerkszeug für eine möglichst gute Ausbreitung deutscher Sprachkenntnis in der Welt schaffen. Einzelleistungen liegen vor, der durchschlagende Erfolg muß noch herbeigeführt werden.

So komme ich zu der Aufgabe unserer reichsdeutschen Auslandslehrer in einer deutschen Kulturpolitik im Auslande. Sie liegt zu allererst natürlich in der höchstmöglichen Berufsleistung in der Auslandsschule selbst. Darüber hinaus aber muß der Auslandslehrer seinen Volksgenossen draußen Anregungen geben können, ihnen Mittler zum Geistesleben der Heimat sein. Unsere Auslandslehrer sind überall die Leiter der Leihbüchereien der Deutschen, die Dirigenten der deutschen Sängervereine, die Leiter der Sportveranstaltungen, die Vortragenden in den Klubs. Und seit der nationalsozialistischen Erhebung sind sie zunehmend die Vortragenden in den Schulungsabenden der Gliederungen der Auslandsorganisation der NSDAP., Kulturwarte und andere Politische Leiter, Führer der HJ. u. v. a.

Es gibt in der Welt viele Ausländer, die als Freunde deutscher Kultur oder aus beruflichen Gründen Verbindung mit geistig regsamen Deutschen halten wollen. Für sie ist die nächstgelegene deutsche Schule eine Quelle von Anregungen. Für alle nur erdenkbaren Verhältnisse ist die deutsche Auslandsschule das einzige und umfassende geistige Mittelfeld. Der Dienst an einer Auslandsschule führt den Lehrer in die vorderste Front unseres Volkstums; deshalb dürfen nur die Besten aus unseren Reihen hier eingesetzt werden. Deshalb auch hat der NSLB. Auslandsachbearbeiter für Grenz- und Auslanddeutschtum ernannt, damit diese eine nie erlöschende Förderung auch unserer reichsdeutschen Auslandsschulen und Auslandslehrer durchführen sollen.

Volksdeutsche Unterrichtspraxis / Von Wilhelm Rumpf.

Es ist heute wohl jedem Erzieher im Reiche eine Selbstverständlichkeit, daß er seine Schule in den volksdeutschen Gedanken einzuführen hat, daß dieser Gedanke ein wesentlicher Bestandteil des geistigen Gutes des Dritten Reiches ist, denn für uns werden die Grenzen unseres Volkes nicht durch glückliche oder unglückliche Kriege gesteckt, nicht haßerfüllte Sieger entscheiden darüber, wer zu uns gehört, sondern die Stimme des Blutes und die Sprache.

Wir Erzieher wissen nicht bloß, welchen volksdeutschen Stoff wir in unseren Stunden bieten und wie wir ihn eingliedern können, wir haben uns durch die praktische Erfahrung manchen Weg gebahnt, der dieses volksdeutsche Unterrichtsgut zu Herz und Hirn der Jugend führt.

Wenn im Schwabenland Lehrer ihre Schüler in volksdeutscher Begeisterung anhalten, Weinbergsschnecken zu sammeln, sie verkaufen und den Erlös der volksdeutschen Arbeit zuwenden, so haben sie damit ein Beispiel gegeben, wie auch die Aermsten am Bau der überstaatlichen Volksgemeinschaft arbeiten können. Es kommt dabei nicht so sehr auf das Geld an, sondern auf den echten nationalsozialistischen Drang, dem volksdeutschen Gefühl und den volksdeutschen Erkenntnissen durch eine Tat, und sei sie noch so unscheinbar, Gestalt zu verleihen. Im Weltkriege trugen so die Schulen kleine und kleinste Bausteine zusammen, um das bedrohte Volk und Land zu schützen. Und schon gegen Ende des Krieges und gleich nachher wies der VDA. beim Bemühen, die Schule für den volksdeutschen Gedanken zu gewinnen, immer wieder auf diese Möglichkeit hin, in Zeiten wirtschaftlicher Not, Mittel für seine Arbeit aufzubringen, ohne die elterliche Kasse allzusehr zu belästigen. Gewiß stellt diese Arbeit große Anforderungen an die Zähigkeit und an die Fähigkeit zur Kleinarbeit, aber ihr erziehlicher Wert läßt sich nicht bestreiten. Sie liefert außerdem Stoff für Rechen-, Naturkunde- und Deutschstunden.

Die Schulen der Stadt Görlitz haben die volksdeutsche Weihnachtskerze im Zeichenunterricht verwertet und in erstaunlicher Fülle volksdeutsche Gedanken geformt, so daß der Beschauer seine helle Freude daran haben muß. Die Wappen der volksdeutschen Städte und Länder, Volkstrachten, Bauten, ja die Abzeichen für die Sammeltage geben begeisterten und findigen Lehrern und Schülern andere Anregungen. Hatten doch Spruchband und Plakat für Festzüge, Werbeabende im Klassenraum oder Schulgebäude oft genug schon dem Zeichenunterricht und der freiwilligen Arbeit volksdeutsche Aufgaben gezeigt.

Und nicht bloß dem Zeichenunterricht, sondern auch den Nadelarbeiten und dem Werkunterricht. Wer die volksdeutschen Festzüge vergangener Jahre in farbenfreudiger Bewegtheit wieder im Geiste an sich vorüberwogen sieht, weiß, was da aus der gemeinsamen Arbeit begeisterter Lehrer und ihrer Schulen an die Herzen der Zuschauer griff, er weiß aber auch, was für Möglichkeiten noch auf Verwirklichung harren, es fehlt nur die Durchdringung der ganzen Schulpraxis mit dem volksdeutschen Gedanken, der auch vor Schulfesten und -feiern nicht Halt machen darf. Es muß dahin kommen, daß keine Feier, kein Ausflug, kein Fest denkbar ist, bei denen neben den selbstverständlichen Liedern des Reiches und der Bewegung auch volksdeutsche Lieder erklingen, daß Tänze und Reigen auch Volksdeutsches im Rhythmus der Schritte und Bewegungen darstellen.

So dringt der volksdeutsche Gedanke von der Schule ins Elternhaus, er bringt nicht bloß neue Forderungen, die nicht immer willkommen sind, er bringt Freude an den Leistungen der Kinder, und immer zeigt er die Leistung im Rahmen der überstaatlichen Volksgemeinschaft.

Daß wir in ihr leben, kommt dem Elternhaus und der Schule erst dann so recht zum Bewußtsein, wenn der Lehrer seine Klasse

bei der Familienkunde einmal nach den Verwandten jenseits der Reichsgrenzen und nach den Ausgewanderten der früheren Geschlechter und der jetzigen fragt. Dann erst zeigt es sich, daß wir wirklich über die ganze Welt zerstreut sind, und dann erst hat der Satz: „Jeder dritte Deutsche lebt jenseits der Grenzen", Leben erhalten.

Von hier aus geht eine volksdeutsche Brücke zur Erdkunde und Geschichte, die ja ihre schon oft genug erörterten Sonderaufgaben haben. Es ist doch leicht, in den Jungen und Mädel, die Verwandte „draußen" haben, die Lust zu erwecken, sich über Lage und Verhältnisse des Wohnortes der Verwandten zu unterrichten. Ein Land, eine Stadt, wo das eigne Geschlecht Wurzel geschlagen hat, ist mit einem Male mehr als bloßes Wissen, und solch lebendige Landeskunde tut uns bitter not. Wer sich unter den „Alten" umtut, dem stehen oft genug die Haare zu Berge über die Unwissenheit in volksdeutscher Landeskunde, die Ausland- und Grenzdeutschen wissen genug davon.

Von solch volksdeutscher Ahnenkunde ist nur ein Schritt zum Briefwechsel, über dessen Wert und dessen Leitung auch nicht mehr viel zu sagen ist, nur das eine sei noch einmal ins Licht gerückt: ein gut geleiteter Briefwechsel mit dem Auslanddeutschtum bringt unmittelbare Kenntnis von Land und Leuten, von den deutschen Sitten und Gebräuchen, ihren Veränderungen unter den fremden Einflüssen, von Kampf und Not der Auslanddeutschen.

Und aus dem Kampf und der Not der Auslanddeutschen, aus dem Raube deutscher Namen und deutscher Sprache und der Vernichtung deutschen Wohlstandes in Staaten, die sich ihrer Kultur und ihres Christentums rühmen, erhebt sich die bittere Frage: Wie vereint sich das alles mit dem Anspruche auf christliche Kultur? Da steht denn der Religionsunterricht und aller Unterricht, der sittlich-religiösen Gehalt hat, vor der Aufgabe, die jungen Menschen zu überzeugen, daß kein Staat sich das Recht nehmen darf, fremdes Volkstum, das womöglich gegen den eigenen Willen in ihm leben muß, mit Gewalt zu vernichten, denn Volkstum ist etwas Gottgewolltes. Wer die Muttersprache und den Vaternamen rauben will, versündigt sich gegen das vierte Gebot. Die Treue zum Volke ist eine ebenso heilige Pflicht, wie die Pflicht gegen den Staat, und in einem wirklich christlichen Staat lassen sich beide Pflichten wohl vereinen, denn ein solcher Staat wird auch fremdes Volkstum achten. Das ist gerade das Große am Dritten Reich, daß es diesen Grundsatz anerkennt und damit anderen Völkern und Staaten ein Beispiel gibt, dem sie trotz ihres Stolzes auf ihre Christlichkeit nicht folgen wollen. Hier kommt die volksdeutsche Unterrichtspraxis zu Fragen, die der Untersuchung in den oberen Klassen der höheren Schulen und in den Hörsälen der Hochschulen wert sind. Das Verhältnis zwischen Volk und Staat im volksdeutschen Sinne harrt noch der erzieherischen und unterrichtlichen praktischen Ausbeutung.

Es wird also die Aufgabe der Pfadfinder des Unterrichts sein, hier in so praktischer Art wie wir es eingangs für das Zeichnen und die Ahnenkunde gezeigt haben, diesem schweren Gedankengut auch das Tor für die Volksschulen und mittleren Klassen zu öffnen und auch die Lehrbücher aller Art mit volksdeutschem Geist zu durchtränken, aus denen dann auch die gesamtdeutsche Geschichtsauffassung erwachsen muß. Wir besinnen uns endlich auf die geschichtsgestaltende Kraft des Blutes; doch dann müssen wir auch den zweiten Schritt tun, und schon in der Schule den Blick auf das Schicksal des Gesamtvolkes richten. Große Leistung und große Tragik wird sich vor unserem Blicke auftun, unser Volksbewußtsein wird sich vertiefen und befestigen. Es wird jene Widerstandskraft bekommen, die sich erheben muß, wenn unser Volk die Stürme bestehen soll, die sich über seinem Haupte zusammenballen. Denn aus dem volksdeutschen Gedanken fließt die Fähigkeit, auf das Ganze und nicht bloß auf das einzelne zu achten. Ein Volksdeutscher versteht den Stammesdünkel nicht mehr, er hat Achtung vor den Brüdern und Schwestern, die unter schwerster Verfolgung oder in den Lockungen wirtschaftlicher Vorteile ihrem Deutschtum die Treue halten. Er ist nicht bereit, Volksstämme und -splitter gleichgültig versinken zu lassen. Er hilft und stützt, bangt und sorgt auch da, wo der kühle Verstand ihm das harte Wort „hoffnungslos" entgegenwirft. Der volksdeutsche Glaube gibt keinen Deutschen auf, der sich nicht selbst aufgibt. Diesen leidenschaftlichen volksdeutschen Glauben muß die Unterrichtspraxis der Schule des Dritten Reiches erwecken, dann wird einst ein Geschlecht leben, daß es nicht begreifen kann, wie ihre Vorväter um diese volksdeutschen Dinge im Volke ringen mußten; es wird es nicht begreifen, weil es ihm so selbstverständlich ist wie Luft und Licht.



Sturzdüne der Kurischen Nehrung

Abb. 2 zur Arbeit von Dr. Bruno Hoffmann



Im großen Moosbruch

Abb. 3
zur Arbeit von Dr. Bruno Hoffmann

Die Aufgaben der auslandsdeutschen Schulen

Von Walter Weber,
Leiter der Auslandsschulabteilung im VDA

Wenn man die Erfahrung der volksdeutschen Arbeit auf ein kurzes, grob gefaßtes Schlagwort bringen will, dann kann man das so fassen: Das Grenz- und Auslanddeutschtum steht und fällt mit der deutschen Schule. Die Schule steht und fällt mit einem tüchtigen, volksbewußten Lehrerstand, und der Lehrerstand steht und fällt mit sorgfältiger Vorbildung und entsprechender Fortbildung.

Daher gruppieren sich die wichtigsten Aufgaben der Deutscherhaltung unseres Grenz- und Auslanddeutschtums um die deutsche Schule. Natürlich gibt es andere Faktoren, die ebenfalls deutscherhaltend wirken: Die deutsche Familie, die Kirche, der Verein, das Buch, die Zeitung, die Zeitschrift, das Bild, vor allem das Filmbild und ganz insbesondere der Tonfilm, die Kunst, zumal die Musik und besonders das Volkslied, deutscher Handel, deutsche Wissenschaft, deutsche Technik — — aber der Kern bleibt immer die Schule.

Deshalb hieß der Volksbund für das Deutschtum im Ausland früher „Deutscher Schulverein", und die Hauptaufgabe bleibt auch heute noch, wo der Verein zu einem Volksbund geworden ist, die Fürsorge für Schulen, Kindergärten und alle sonstigen kulturellen Einrichtungen des Deutschtums im Auslande.

Die Heimat hat leider noch nicht recht begriffen, daß die Auslandschule doch etwas ganz anderes ist als die Schule in der Heimat. Vier wichtige Stücke unterscheiden sie von ihrem Urbild im alten Vaterland.

1. Alle Auslandschulen sind Privatschulen. Wenn irgendwo in einem der 92 Deutschtumsgebiete der Erde in einer neu entstandenen Siedlung eine deutsche Kinderschar heranwächst, dann gibt der betreffende fremde Staat diesen Siedlern eine neue Schule. Aber in der spricht man die Landessprache. Wenn die Deutschen ihre Kinder in ihrer eigenen Sprache erziehen wollen, dann müssen sie aus eigenen Mitteln eine deutsche Schule aufbauen. Darum ist das gesamte Auslandschulwesen ein ungeheures Ehrenfeld deutscher Opferfreudigkeit. Es bedeutet gerade in der heutigen Notzeit ungeheuer viel, wenn arme deutsche Siedler aus eigener Kraft die Kosten für ein eigenes Schulhaus, für dessen Ausstattung mit Möbeln und Lehrmitteln, für das Lehrergehalt, für die Lehrbücher usw. aufbringen, wobei ja natürlich berücksichtigt werden muß, daß sie auf dem Wege über die Staatssteuer ja auch das Schulwesen des fremden Landes selber mitbezahlen müssen. Wir haben in Südosteuropa ein Deutschtumsgebiet von 35 000 Deutschen, die aus eigener Kraft 26 Kirchen mit den entsprechenden Pfarrhäusern, 87 Volksschulen, 2 höhere Schulen, 1 Waisenhaus und 1 Krüppelheim geschaffen haben und unterhalten. Man stelle sich vor, daß eine binnendeutsche Stadt von 35 000 Einwohnern 26 Kirchen, 89 Schulen usw. haben sollte.
2. Der zweite Unterschied ergibt sich aus dem veränderten Ziel der Schule. Wir haben leider nur bei sehr wenigen auslanddeutschen Familien die Möglichkeit, die Kinder zur Vollendung ihres Studiums nach Deutschland zu schicken. Ich schätze die Zahl dieser Kinder auf kaum 1 Prozent. Alle anderen Kinder müssen sich ihre Zukunft im Auslande selber aufbauen. Wenn sie draußen Aerzte, Apotheker, Rechtsanwälte usw. werden wollen, müssen sie die entsprechenden Staatsprüfungen im fremden Lande machen. Die deutsche Schule muß darauf Bedacht nehmen. Das bedeutet, daß zunächst die Landessprache sehr stark berücksichtigt werden muß. Man darf sie aber nicht so lehren, wie wir hier daheim Englisch und Französisch lehren, also etwa im dritten oder fünften Schuljahr mit dieser fremden Sprache beginnen, sondern die Landessprache wird eine Art zweiter Unterrichtssprache, allerdings nicht von der Bedeutung des Deutschen. Das beginnt meist schon im ersten Schuljahr, tritt aber am stärksten in der Oberstufe hervor, wo ganze Lehrstunden, besonders in den Realien, in der fremden Unterrichtssprache gehalten werden. Diese Zweisprachigkeit der Schule ist freilich nicht überall freiwillig. Der fremde Staat fordert starke Berücksichtigung seiner eigenen Sprache, ja vielfach bildet diese Zweisprachigkeit den Gegenstand sehr heftiger Kämpfe, und dann wehe der Schule, die allzu weit nachgibt, sie rutscht ins falsche Fahrwasser, sie „verländert", und dann ist die deutsche Schule in Gefahr, eine Entdeutschungsschule zu werden.
3. Mit dieser Zweisprachigkeit hängt es zusammen, daß der Leiter der Schule bei der Aufstellung der Lehrpläne sehr stark



Waldsee in Masuren

Abb. 4
zur Arbeit von Dr. Bruno Hoffmann

die Forderungen der fremden Schulbehörden berücksichtigen muß. Es genügt ja nicht, daß die Schüler die Landessprache fließend sprechen. Deshalb sind sie noch lange nicht imstande, die Staatsprüfungen zu bestehen, auch wenn sie den Stoff, der zur Prüfung steht, auf Deutsch vollständig beherrschen. Man kann eine Sache wirklich wissen, man kann auch eine fremde Sprache fließend sprechen, deshalb ist noch lange nicht gesagt, daß man das, was man weiß, in der fremden Sprache auch ausdrücken kann. Dazu gehört besonders in Botanik, Zoologie, Physik, Chemie, Erdkunde usw. eine große Menge technischer Ausdrücke. Wer die nicht kennt, besteht das Examen nicht, deshalb müssen unseren Kindern draußen diese technischen Ausdrücke in der Landessprache vermittelt werden. Aus diesem Grunde sind die Lehrpläne der Auslandschulen aus deutschen und ausländischen Plänen zusammengewoben.

4. Der letzte Unterschied zwischen der Auslandschule und der Heimatschule ergibt sich aus der Zusammensetzung der Schülerschaft. Der gute Ruf, den deutsches Schulwesen im Auslande genießt, zieht Ausländer in die deutsche Schule. Fast alle Auslandschulen haben daher mehr oder weniger große Prozentzahlen nichtdeutscher Schüler. Die kommen ohne jede Kenntnis der deutschen Sprache in die Schule. Man kann sie nicht in die deutsche Schule einreihen in der Hoffnung, sie würden schon durch bloßes Zuhören Deutsch lernen. Auch die vielgebrauchte Redensart, daß Kinder fremde Sprachen spielend lernen, bewährt sich meist nur bei ganz wenigen besonders sprachbegabten Schülern. Deshalb hat die Auslandschule besondere Einrichtungen, um diese ausländischen Kinder in möglichst kurzer Zeit zur Beherrschung der deutschen Sprache zu führen. Besonders der Kindergarten hat hier eine weite Aufgabe zu lösen: die Kinder sprachreif zu machen. Erleichtert wird dieses „Eindeutschen" ausländischer Kinder dadurch, daß unsere Auslandslehrer eigenartige Methoden des Deutschunterrichts mit Ausländern erfunden haben, die es ihnen ermöglichen, Ausländer in geradezu bewundernswürdig kurzer Zeit Deutsch zu lehren.

Man sollte nun meinen, daß die Lehrer, die in derartig stark vom heimatlichen Schultyp abweichende Auslandschulen hinausgehen, eine sehr gründliche entsprechende Vorbereitung auf diese eigenartig arbeitenden Schulen erhalten müßten. Leider ist das noch nicht der Fall. Die zuständige Stelle veranstaltet allerdings in manchen Jahren zehntägige Lehrgänge, aber das ist kümmerlicher Ersatz, zumal mit der Vorbereitung auf den Auslandsdienst ja ein zweites, außerordentlich wichtiges Problem verknüpft ist, nämlich die sorgfältigste Auslese unserer Auslandlehrerschaft. Die Heimat hat die ungeheure Bedeutung des Führergedankens, der Führerschulung und der Führerauslese erkannt. Draußen im Auslande ist der Lehrer an erster Stelle berufen, Führer zu sein, er steht dort in vollem Lichte vor der Oeffentlichkeit des fremden Landes, sowohl als Mensch, wie als Lehrer, wie endlich auch als Vertreter Deutschlands selbst. Draußen verdirbt ein faules Ei den Brei oft auf Jahrzehnte hinaus. Daher lautet die Parole für die Auswahl der Auslandlehrer: „Sorgfältigste Prüfung, Sichtung und Siebung".

Die Auslandschule hat aber gerade wegen des Zustromes von Ausländern nicht nur rein deutsche Bedeutung, die der Erhaltung des Deutschtums im Auslande, sondern sie ist zugleich ein Werkzeug der Aufklärung unter den Fremden. Propagandaschulen haben wir nicht, wir machen auch keine Propaganda im Auslande, das ist auch gar nicht nötig. Aber wir wollen die Wahrheit über deutsches Wesen und deutsches Wollen, über deutsche Arbeit und deutschen Geist in der ganzen Welt verbreiten, dazu brauchen wir natürlich auch den Umweg über fremde Sprachen, aber der beste Weg zu unserer komplizierten deutschen Seele führt doch über unsere deutsche Muttersprache, und je größer der Kreis derjenigen Ausländer ist, der Deutsch lernt, desto größer wird die Zahl derjenigen, die uns verstehen und achten und vielleicht schätzen oder sogar lieben lernen. Deshalb müßte bei der Vorbereitung unserer Lehrer auf den Auslandsdienst besonders auch die methodische Durchbildung unserer Deutschlehrer, d. h. der Sprachlehrer für Deutschunterricht mit Ausländern berücksichtigt werden, ein Fach, das in der Heimat gar nicht bekannt ist. Es gibt eigenartigerweise in Deutschland noch immer keine Zentralstelle für die aktive Verbreitung deutscher Sprache in der Welt, als Grundlage für Aufklärung im Auslande. Die Auslandschule ist endlich auch eine ausgezeichnete Organisationsschule für unsere jungen Lehrer. Draußen werden sie von keinem Schulrat überwacht und gestützt und gefördert, sondern sind ganz auf eigenes Gewissen und Vermögen gestellt. Der Blick weitet sich, das Verantwortungsgefühl wird größer, die Achtung vor fremdem Wesen und Können geht auf das richtige Maß zurück. Auslandsdienst bedeutet für den Junglehrer etwa dasselbe, was Wehrdienst für den Jungmann bedeutet: Entwicklung aller in ihm liegenden Kräfte.

Die Gegenwartslage des deutschen Volkstums

Von Dr. Hans Steinacher, Bundesleiter des VDA.

Das neue Deutsche Reich hat der volksdeutschen Sehnsucht tiefe und leidenschaftliche Erfüllung gegeben und den Volkstumsgedanken grundsätzlich und auf allen Teilgebieten des deutschen Lebens zum Durchbruch gebracht. Damit ist das Bewußtsein des Volkstums zur Kraftquelle für den gesamten deutschen Neuaufbau geworden und die Volkszugehörigkeit, die sich auf die Gemeinschaft des Blutes bezieht und über den Staatsbürger hinaus den Volksgenossen sieht, wurde zum entscheidenden Merkmal. Die seelischen Kräfte des Volksbewußtseins und die aus ihm entspringenden Gefühls- und Gemütswerte haben der deutschen Wesens- und Erlebnisgemeinschaft starkes Eigengepräge gegeben. Der neue Staat ist auf den besten Volkstumskräften begründet, aus ihnen erwuchs und erwächst ihm neue Macht, Sittlichkeit und Ordnung.

Dieser deutschen Neuerstarkung setzten aber die Gegner unseres Volkstums überall einen heftigen Druck entgegen, der gerade das Außenvolkstum so stark trifft wie kaum je vorher. Von allen Außenfronten unseres Volkstums kommen in den letzten Wochen ernste Nachrichten, die davon Zeugnis legen, wie unsere Gegner gerade in den Grenzgebieten unsere Volksgenossen bedrücken und den deutschen Lebensraum außerhalb der Reichsgrenzen zu verengen und zu verletzen trachten. Es ist klar, daß ein solcher Kampf mancherlei organisatorische Formen zerstört hat und noch zerstören wird, daß es aber letzten Endes auf die lebendigen Innenkräfte ankommt, die unzerstörbares Gut unseres Volkes sind und sich im Gegenkampf nur härten und stählen.

Aus der Kette der schweren Gewaltanschläge gegen das deutsche Volktsum im Ausland ragt vor allem das Schand- und Bluturteil von Kowno, gegen das die Deutschen der ganzen Welt in namenloser Empörung Protest erhoben haben. Die Entrüstung richtete sich auch gegen die Signatarmächte, die das Memelgebiet zu einem politischen Spannungsfeld erster Ordnung, zu einem Land voll namenlosen menschlichen Unglücks, schweren Unrechtes und furchtbarer Bitternis zu machen verstanden haben. Denn die Signatarmächte haben durch ihr Verhalten die Litauer geradezu erzogen, den Frieden zu gefährden und Folterknechte des Deutschtums zu werden.

Auch in Polen ist die Lage unseres Volkes keineswegs so entspannt, wie es auf Grund der Beziehungen von Staat zu Staat angenommen werden könnte. Deutsche Volksgenossen wurden in Pommerellen erstochen und schwer verletzt, nur weil sie Deutsche waren und ihr Volkstum bekannt haben, wie es ihnen durch göttliche Bestimmung verliehen ist. Kann es ein erschütternderes Bild deutscher Daseinsnot geben, als es durch solche Blutzeugnisse vor Augen geführt wird? Auch in Posen-Westpreußen hat sich die Lage des Deutschtums nicht gebessert. In Oberschlesien ist sie nach wie vor tragisch und hart. Hier sind Saboteure gegen die staatliche Politik immer wieder am Werke. Insbesondere wird hier den Deutschen die wirtschaftliche Grundlage zerstört, und durch den sozialen Tod will man in den Menschen auch ihr Deutschtum treffen.

In der Tschechoslowakei steht unsere größte außendeutsche Volksgruppe schon seit etwa zwei Jahren unter offener Ausnahmegesetzgebung. Wir müssen gerade wegen des betonten Prager Interesses, nach außen hin als Staat ohne demokratisch-parlamentarische Ordnung zu erscheinen, auf das tschechische Doppelgesicht hinweisen. Das tschechische Unterdrückungs- und Zersetzungssystem gegen deutsches Volkstum wird besonders auf amtlicher Seite fortgesetzt und ausgebaut. Vorfälle wie die auf der deutschen Universität in Prag zeigen, daß die Tschechen wider alle Erfahrungen ihrer eigenen Geschichte und ihrer besten Geister immer wieder sündigen. Niemals wird ein Verhältnis von Tschechen zu Deutschen gedeihen, das auf der Unterdrückung und Verkrüppelung des Sudetendeutschtums aufgebaut ist. Ein Staat, der schon den kulturellen Verkehr von Volksgenossen zu Volksgenossen grundsätzlich unter die Anklage des Staatsanwaltes stellt, erzeugt ganz gefährliche Giftstoffe, die in der Zukunft wirksam sein werden. Der jüngste Wahlkampf in der Tschechoslowakei zeigt klar die bestehenden Verhältnisse. Konrad Henlein, der Führer der „Sudetendeutschen Heimatfront", die den Namen „Sudetendeutsche Partei" annehmen mußte, ist von marxistischen Emigranten durch Ueberfälle und Revolveranschläge schlimmster Sorte angegriffen worden, ein leidenschaftlicher Pressefeldzug von gegnerischer Seite hat seine Tätigkeit, die der Einigungsbewegung des Sudetendeutschtums dient, in jeder Weise zu erschweren versucht.

Auch die Wahlen in Ungarn haben blitzartig die Lage des Deutschtums beleuchtet. Die offenen Gewaltakte in den deutschen Wahlbezirken und die feindselige Haltung gegen das gesamte Deutschtum sind umso bemerkenswerter gewesen, weil sie einen Staat beleuchten, der so gern — wenn es nützlich ist — im Reiche als deutschfreundlich gelten will. Aber gottlob sind die Gefühle doch jederzeit durch die Tatsache zu kontrollieren! Die Zweideutigkeit der ungarischen Minderheitenpolitik ist unbedingt eindeutig geworden, und man begreift daher die große Empörung unserer deutschen Volksgenossen in den jetzt zu andern Staaten gehörenden Teilgebieten des alten Ungarn über das Ergebnis der Wahlen.

Und wie steht es in Südtirol? Mit den Volksgenossen, die in der härtesten Zeit der Bewährung — eben jährt sich die Kriegserklärung Italiens und damit der Treubruch an seinen Verbündeten zum zwanzigsten Male — mit dem Aufgebot seiner äußersten Kraft an der Südgrenze des Reiches standhielten? Im Zeichen der österreichisch-italienischen Kultur-Zusammenarbeit ist über Südtirol eine Leidenszeit hereingebrochen, die alle vorangegangenen Deutschenverfolgungen in diesem unglücklichen und doch wahrhaft heldischen Land in den Schatten stellt. Täglich liest man von dem unmoralischen Zwange der Italianisierung deutscher Familiennamen, täglich davon, wie tapfere deutsche Volksgenossen in die Verbannung der Fieberinseln gehen müssen. Die altererbten Bozener Weingärten werden zerstört, um der Industrialisierung und damit der Italianisierung des Landes Boden zu geben. Walther von der Vogelweide mußte unter schmählicher Herausforderung seinen Platz im Mittelpunkt Bozens verlassen und von Wien aus, wo man jetzt Rom den Hof macht und ganz vergessen hat, daß der alte Kaiser Franz Joseph noch Italien den „heimtückischen Feind im Süden" genannt hat, von Wien aus liebt man es, für alle diese Deutschtumsverfolgungen, die sich ja auch besonders gegen Kirche und Priester richten, die „bösen Nazis" und ihre Umtriebe verantwortlich zu machen. Aber ist es nicht Zweizüngigkeit Italiens, das von der Würde deutschen Volkstums in Oesterreich spricht, zu dessen Verteidiger es sich aufwirft, und zugleich dasselbe alpenländische Volkstum in Südtirol mit Stumpf und Stil auszurotten versucht?

Anderwärts steht es nicht besser. In Bezug auf Eupen-Malmedy war die belgische Regierung schlecht beraten, als sie durch ihren Untersuchungsüberfall neuerdings der deutschen Bevölkerung zeigte, daß sie im belgischen Staat nur zweiten Rechtes sei. Man versucht überall den VDA. zu belasten: aber immer wieder erklären wir mit Nachdruck, daß wir nichts mit staatlicher Politik zu tun haben, daß wir keine Irredenta treiben. Wir halten uns lediglich verpflichtet, den deutschen Volksgenossen in ihrem Kampfe um Art und Sprache zur Seite zu stehen, besonders dann, wenn fremde Staaten sie verfolgen und um ihres Deutschtums willen quälen. Vielfach ist diese Hilfe nur moralischer

Art, da sie sich praktisch gar nicht auswirken kann: etwa in Rußland. Denn in der Sowjetunion — dies haben die letzten Vorfälle gezeigt, — werden deutsche Bauern und Pastoren einfach zum Tode verurteilt, weil sie Hungerhilfe vom Auslande annahmen oder sich mit der Bitte um Hilfe an das Ausland wandten. Tatsächlich liegt der Fall dort so, daß unsere deutschen Volksgenossen, deren Väter und Vorväter man als Kolonisten mit Privilegien ins Land gezogen hatte, in der Sowjethölle zugrunde gehen müssen, wenn nicht etwas für sie geschieht.

In Uebersee aber hat der Boykottdruck der Gegner als Machtmittel wirtschaftlicher Art unsere deutschen Volksgenossen wieder auf stärkste Bewährungsprobe an Treue und Artbewußtsein gestellt. Deutsche Menschen sollen bloßgestellt und verelendet werden, das Volksbewußtsein soll in ihnen durch äußere Zwangsmaßnahmen zugrunde gerichtet werden.

Das Außendeutschtum, das den mannigfaltigsten Schicksalsschlägen ausgesetzt ist, das dem Morde, der Entrechtung, der Verelendung preisgegeben ist, das Grenzlanddeutschtum und das Streudeutschtum der ganzen Welt blickt auf das Reich Adolf Hitlers und weiß, daß sein Schicksal eng verbunden ist mit dem des neuerstarkten Mutterlandes. Und es weiß auch, daß der deutsche Lebenskampf nicht von Staat zu Staat geht, sondern das das gesamte deutsche Volk als Einheit um seine Behauptung und um seine wesenseigene Gestalt ringt, daß jeder Teil auf das ganze zu beziehen ist und daß das Ganze für jeden Teil steht. Es geht beim Kampf um Volkstumsrechte immer zugleich um letzte Menschheitsrechte, auf deren Unumstößlichkeit sich ein neues befriedetes Europa gründen soll, im Sinne der Forderung des Führers, mit der Liebe zum eigenen Volkstum auch die Achtung des fremden Volkstums zu verbinden.

Die Lage des Deutschtums in Nordschleswig

/ Von Hans Clausen Korff.

Der nordische Gedanke lenkt die deutsche Aufmerksamkeit mehr als bisher auf die nordischen Völker. Deshalb ist das Wissen um Nordschleswig doppelt wichtig; denn dieses Land, das uns durch Versailles als Staatsgebiet verloren ging, liegt auf der Schwelle zu Skandinavien. Die neueste Entwicklung des nordschleswigschen Deutschtums kann daher nur aus dem Durchbruch des Nationalsozialismus in Deutschland und dann in Nordschleswig selbst erklärt werden. Der deutschen Volksgruppe fiel die natürliche Aufgabe zu, Mittler zwischen dem neuen Deutschland und den noch von den Gedanken des Westens beherrschten skandinavischen Staaten zu sein. Mit der Größe der Aufgabe wuchsen die Schwierigkeiten. Für Dänemark waren die deutschen Nordschleswiger plötzlich nicht mehr einige zehntausend Staatsbürger mit deutscher Gesinnung, sondern die Verfechter einer neuen Weltanschauung, die die sozialdemokratischen und liberalen Dänen als feindlich und sogar staatsgefährlich empfanden.

1934 war für die deutschen Nordschleswiger das Jahr der Entscheidung für den Nationalsozialismus. Heute ist wohl jeder Deutsche in Nordschleswig von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Nationalsozialismus die einzige Kraft ist, durch die sich das deutsche Volk in der Welt behaupten kann. Zweifel und Meinungsverschiedenheiten bestanden nur noch hinsichtlich der Organisationsform. Auch diese Frage ist heute entschieden. Bereits im April 1933 wurde die NSAN (Nationalsozialistische Arbeitsgemeinschaft Nordschleswig) als erste über ganz Nordschleswig verbreitete Organisation gegründet, die sich zur Aufgabe setzte, die deutsche Volksgruppe zu einem nationalsozialistischen Block zusammenzuschweißen. Schon nach einem Jahre legte eine von über 500 Vertretern und Mitgliedern besuchte Jahresversammlung davon Zeugnis ab, daß die NSAN zur größten deutschen politischen Organisation in Nordschleswig herangewachsen war.

Das Jahr 1934 brachte aber auch den verstärkten Gegendruck des dänischen Gegners. In den ersten Januartagen setzte eine maßlose Agitation gegen die angebliche Staatsgefährlichkeit der SA der NSAN ein, obwohl die SA — eingedenk ihrer besonderen Stellung — jede herausfordernde oder gar staatsfeindliche Handlung peinlich vermieden hatte. Deutsche Volksgenossen wurden nun vor Gericht gestellt, weil das dänische Uniformverbot dadurch übertreten sein sollte, daß SA-Kameraden in geschlossenen Räumen das Braunhemd getragen hatten. Eine Eichenlaubkokarde an der Mütze wurde sogar durch Gerichtsurteil zu einer Uniform erklärt. Schließlich wurde in den dänischen Reichstag ein Gesetz gegen militärähnliche Verbände eingebracht mit dem Ziel, die deutschnordschleswigsche SA zu verbieten. Um den dänischen Hetzern gegen das neue Deutschland und den Nationalsozialismus den Wind aus den Segeln zu nehmen, löste der damalige Landesführer der NSAN die SA auf und alle Angriffe fielen in ein Nichts zusammen. Die männliche Jugend der NSAN vereinigte sich darauf in der Schleswigschen Kameradschaft, die den Nationalsozialismus in die Tat umzusetzen suchte. Trotz aller Hindernisse von dänischer Seite konnte Ende Juni 1934 das Knivsbergfest, die alljährige große Kundgebung des nordschleswigschen Deutschtums, eine Besucherzahl verzeichnen, die über alle bisherigen hinausging.

Die Festigung des Deutschtums zeigt sich auch in der kulturellen Arbeit, die als eine gesamtdeutsche Aufgabe scharf von dem politischen Kampf der deutschen Nordschleswiger zu scheiden ist. Seit dem 1. Januar 1934 sind 8 neue deutsche Privatschulen gegründet. Ihre Zahl hat sich damit auf 55 erhöht. Der Leiter des deutschen Büchereiwesens konnte in seinem Jahresbericht auf die Errichtung von 7 Büchereien und die starke Zunahme der Leserschaft und des Leihverkehrs hinweisen. In dem 1934 geschaffenen Bund für deutsche Kultur sind alle ehemaligen örtlichen Vereine zu einer großen leistungsfähigen Organisation zusammengeschlossen, die deutsche Theateraufführungen, Konzerte und Vorträge bis in die Dörfer hinein vermittelt.

Am 12. März 1935 fanden die ersten Wahlen mit dem Durchbruch des Nationalsozialismus statt. Die Wahl der Amtsräte, die den deutschen Kreistagen entsprechen, brachte einen großen deutschen Erfolg. Im Amt Sonderburg zog am ersten Male ein deutscher Vertreter in den Amtsrat ein; im Amt Apenrade erhöhte sich die Zahl von 1 auf 2 und im Amt Tondern von 1 auf 3 Mitglieder.

Diese Fortschritte der deutschen Arbeit haben bei den Dänen eine starke Nervosität hervorgerufen. Die führenden Grenzpolitiker aller Parteischattierungen rufen nach einer starken Hand gegenüber der deutschen Volksgruppe, obwohl sie nur von ihren gesetzlich garantierten Rechten Gebrauch macht. Die dänische Regierung unter der Führung des klugen Staatsministers Stauning hat sich jedoch von ihrer Abneigung gegen den Nationalsozialismus bisher nicht hinreißen lassen, die bisherige dänische Minderheitenpolitik offiziell zu verlassen und die verbrieften Rechte der deutschen Volksgruppe auf gesetzlichem Wege zu beschränken. Die veränderte Einstellung kommt aber durch die ablehnende Haltung der dänischen Behörden gegenüber deutschen Anträgen zum Ausdruck. Der Hauptkampf ist jedoch von dänischer Seite auf das wirtschaftliche Gebiet verlagert. Durch die Verengung des englischen Marktes hat sich die wirtschaftliche Lage Dänemarks weiter verschlechtert. Nordschleswig ist davon doppelt betroffen. Die hoffnungslos unrentable Landwirtschaft ist ausnahmslos an die staatlichen und staatsabhängigen Geldinstitute verschuldet und daher völlig in deren Fingern. Wer keine Zinsstundungen oder Zuschüsse bei Zwangsakkorden erhält, muß zwangsläufig früher oder später seinen Hof verlassen. Seitdem das nordschleswigsche Deutschtum nationalsozialistisch ist, haben die dänischen Geldinstitute für den deutschen Bauern nur ein schroffes „nein". Wenn ausnahmsweise einem Deutschen geholfen wird, muß er dafür von seinem Besitz Land abgeben, das dann mit Dänen besiedelt wird.

Gewiß wird von deutscher Seite alles getan, um den deutschen Boden zu verteidigen. Die Kreditanstalt Vogelgesang hat sich die Aufgabe gesetzt, den deutschen Bauern die nötigsten Mittel zur Verfügung zu stellen. Die Dänen haben daraus einen deutschen

Angriff auf den dänischen Boden konstruiert und führen einen endlosen Pressekrieg gegen die Kreditanstalt. Tatsächlich reichen die vorhandenen Mittel längst nicht aus. Von Deutschland kann wegen der Devisenknappheit keine Hilfe kommen. Die NSAN hat daher diese brennende Frage aufgegriffen. Eine Selbsthilfeorganisation ist im Werden begriffen, die den deutschen Bauern in seinem Kampf mit den Geldinstituten unterstützt. Schwer und nervenzerrüttend ist dieser Kampf des deutschen nordschleswigschen Bauern, der niemals weiß, ob er ernten wird, was er sät. Im Jahre 1934 ging so der alte deutsche Besitz „Tannenhof" in dänische Hände über und Anfang dieses Jahres mußte der deutsche Bauer Nis Petersen mit Frau und sechs Kindern seinen kleinen Besitz in Gonsagger auf Betreiben des Südjütischen Kreditvereins räumen.

Die Erschwerung des nackten Daseinskampfes hat den Behauptungswillen der deutschen Nordschleswiger nicht schwächen können. Der Druck schmiedet sie nur fester zusammen. Als auf dem zweiten Jahrestag der NSAN Anfang April dieses Jahres 30 Banner mit dem blauen Hakenkreuz im blauen Kreis unter den Klängen des Badenweiler Marsches in den überfüllten größten Saal Nordschleswigs einzogen, da kam symbolhaft zum Ausdruck, daß das Deutschtum in Nordschleswig nichts anderes ist, als ein Teil des großen deutschen Volkes. Mit ihm teilt die deutsche Volksgruppe das Schicksal, sich gegen eine Ueberzahl von Gegnern und gegen eine Flut von Uebelwollen und Verständnislosigkeit zu behaupten. Darin liegt die ganze Schwere, aber auch die ganze Größe der heutigen Zeit.

Volkstumskämpfe an der deutschen Westgrenze

Ein Jahresrückblick / Von Dr. Robert Ernst, Gebietsreferent West in der Bundesleitung des VDA.

Im Angesicht der ganzen Welt hat am 13. Januar 1935 im Westen des Reiches das Saardeutschtum seine Treue und Standhaftigkeit nach mehr als 16jähriger Trennung vom Mutterlande mit dem Stimmzettel bewiesen. Der tiefe Eindruck dieses Bekenntnisses, bei dem auch alle inneren Widerstände einzelner mit der Urgewalt der volkhaften Verbundenheit in der Stunde der Entscheidung überrannt wurden, hat bestätigt, daß auch im Westen die einst betörenden Sirenenklänge fremdvölkischer Werber ihre Macht verloren haben.

Von den zunächst durch fremde militärische Besetzung, dann auch völkerrechtlich in Auswirkung des Versailler „Vertrages" vom deutschen Kernstaate getrennten Gebieten im Westen ist bisher nur der deutschen Volksgruppe an der Saar das Recht zuteil geworden, frei und offen ihren Willen auszusprechen. In Eupen-Malmedy ist dieses Selbstbestimmungsrecht, das auf dem Papier anerkannt und im Versailler Diktat festgelegt erscheint, bekanntlich unter belgischer Militärdiktatur in unerhörter Weise verhöhnt worden. So ist es verständlich, daß hier das saardeutsche Treuebekenntnis den Glauben an die endliche Durchsetzung dieses verbrieften Rechtes neu belebte. Auch in Belgien empfand man sehr wohl, daß dieses Beispiel seine inneren Auswirkungen bei den wider ihren Willen zu „Belgiern" gewordenen Deutschen haben würde. Die moralische Unsicherheit, deren man sich bei der herrschenden belgischen Schicht dumpf bewußt ist, entlud sich wenige Wochen später in einer überraschenden umfassenden Haussuchungsaktion in allen Teilen des annektierten Gebietes, wobei die Hoffnung mitbestimmend war, die ersehnten Beweise für staatsfeindliche Umtriebe herbeizuschaffen. Das im Sommer 1934 vom Brüsseler Parlament angenommene Ausbürgerungsgesetz, das die Möglichkeit bietet, die belgische Staatsangehörigkeit demjenigen abzusprechen, „der ernstlich gegen seine staatsbürgerlichen Pflichten verstoßen hat", richtet sich — ohne es offen zuzugestehen — deutlich gegen Eupen-Malmedy, denn es soll nur die treffen, die nicht durch „Abstammung" Belgier sind, also die frühe reichsdeutschen Eupen-Malmedyer. Die völkerrechtliche Unhaltbarkeit dieses Ausnahmegesetzes ist in einem Gutachten Werner Hasselblatts, des Leiters des Verbandes der deutschen Volksgruppen in Europa, alsbald nachgewiesen worden. Die Scheu, in einem „Komplott"-Prozeß nach dem Beispiel anderer Nationalitätenstaaten (Colmarer Autonomistenprozeß, tschechischer Volkssport-Prozeß, Kownoer Bluturteil gegen Memeldeutsche) das Interesse der Weltöffentlichkeit zu wecken, hat den belgischen Staat bisher davon zurückgehalten, von der selbstgeschmiedeten Waffe Gebrauch zu machen.

Besonderer Art war die Auswirkung des Saarplebiszits im unmittelbar benachbarten Elsaß-Lothringen. Dort handelt es sich um eine gleichfalls deutschsprachige Volksgruppe, der in Versailles nicht nur das Selbstbestimmungsrecht verweigert worden ist, sondern sogar jeglicher Schutz ihrer Volkstumsrechte vorenthalten wurde. Auf eine Aufrollung des internationalen Rechtsproblems, die logisch denkende Franzosen selbst schon im voraus für den Fall eines deutschen Abstimmungssieges an der Saar in den Bereich der Möglichkeit gerückt sahen, hatte das Reich im Interesse des europäischen Friedens verzichtet. Und am Morgen des 15. Januar 1935, im Anschluß an die Verkündung des Saarabstimmungsergebnisses, hat der Führer und Reichskanzler noch einmal feierlich verkündet, daß das Reich „weitere territoriale Ansprüche" an Frankreich nicht richten werde. Dieser neue deutsche Verzicht auf der Ebene des Staatspolitischen läßt umso deutlicher fühlbar werden, daß die heutige elsaß-lothringische Frage volkspolitischer Art ist. Das Ringen geht um die volkhafte Selbstbehauptung der Elsässer und Lothringer und richtet sich gegen den französischen kulturimperialistischen Anspruch, die „befreiten Brüder und Schwestern" zwischen Rhein und Mosel auch sprachlich-kulturell zu Vollfranzosen zu machen.

Der Kampf, der in Elsaß-Lothringen für die „Heimatrechte" geführt wird, geht mit aller Macht weiter. Er wird mit wachsender Klarheit auch in der wirtschaftlichen Linie geführt. Der Verlust des Saarmarktes, der namentlich die lothringische Landwirtschaft mit aller Wucht trifft, hat gelehrt, daß die besonderen Lebensbedingungen der elsaß-lothringischen Bevölkerung eine Sonderstellung „im Rahmen Frankreichs" unerbittlich fordern. Die machtvollen Bauernkundgebungen in Straßburg, Mühlhausen, Metz und an vielen andern Orten im ganzen Lande haben in der Zeitspanne zwischen der Saarabstimmung und der Rückgliederung ins Reich den Willen und Anspruch verkündet, nicht auf dem Altar des französischen Zentralismus geopfert zu werden. Zugleich erklang hier die Forderung an Paris, sich von dem unfruchtbaren und milliardenverschlingenden „Sicherheits"-Wahn und in offener, ehrlicher Aussprache mit dem Reiche zu einer dauerhaften deutsch-französischen Verständigung zu gelangen. An ihr — so wird immer wieder betont — hat gerade die Grenzbevölkerung das allergrößte Interesse.

Die Erhaltung und Pflege der Muttersprache, um die man sich in weiten Kreisen lange Zeit mehr unter dem nüchternen Gesichtspunkt der „Nützlichkeit" als aus kulturellem Selbstbewußtsein zu bemühen schien, wird immer stärker zu einer Frage des wirklichen Volkstumsbekenntnisses. In gewissem Sinne hat auch hier die französische Saarpolitik ungewollt mitgewirkt; hatte diese doch zuletzt — in der Barthouschen Denkschrift an den Völkerbund — den Saardeutschen zugesichert, daß im Falle einer Mehrheit für die Angliederung an Frankreich „die Bewohner des Gebietes ohne Unterschied der Rasse, der Religion oder der Sprache" völliger Gleichberechtigung mit den andern Staatsbürgern gewiß sein könnten. Schon durch die Wahl der Ausdrücke bedeutete dies ein Anerkenntnis der Volkstumsrechte für die Saardeutschen durch das gleiche Frankreich, das sie den deutschsprachigen Elsaß-Lothringern nach wie vor verweigert.

Die bisher eindrucksvollen Bekenntnisse zur deutschen Sprache und Kultur wurden zu Beginn dieses Jahres ausgelöst durch einen Elsässer der jüngeren Generation, der in einem französischen Straßburger Wochenblatt den Verzicht auf das Deutsche nicht nur als unausweichlich und nötig erklärte, sondern als bereits geglückte und von den Jungen bejahte Tatsache ausgab. Es wurde hier ganz

deutlich, daß solche Vorgänge der „Ueberfremdung“ die Einheit des Volkes zerstören und in verhängnisvoller Weise einen Keil zwischen die „intellektuelle“ Oberschicht und die breiten Schichten des im Heimatboden wurzelnden Volkes treiben. Die Ueberheblichkeit des Tones, in dem hier ein Produkt der „Assimilationsschule“ herablassend über die in ihrem deutschen Volkstum beharrenden Landsleute zu urteilen wagte, hat auf der heimattreuen Seite um so stärker den Stolz auf die große Vergangenheit des eignen Volkes herausgefordert. „Wir sind kein Negervolk, dem man einen Gefallen tut, indem man ihm sein unverständliches Kauderwelsch durch eine zivilisierte Sprache ersetzt“, rief im März ein elsässischer Jungakademiker im Straßburger katholischen „Elsässer“ aus. „Wir schöpfen seit über tausend Jahren am reichen Born der deutschen Kultur; seit über tausend Jahren schon spricht man bei uns in Stadt und Land eine Kultursprache, die von hundert Millionen Menschen geteilt wird. Wir haben es nicht nötig, uns dieser Vergangenheit zu schämen und diese unsere Sprache wie ein altes schmutziges Hemd fortzuwerfen. Unsere mit der Scholle verwachsene Dorfjugend hat dies instinktiv ganz richtig erfaßt durch ihr energisches Festhalten an der alten Muttersprache. Sie hat außerdem ein Recht, zu verlangen, daß man nicht nur ihren Dialekt „duldet“ wie bisher, sondern daß ihr endlich die klassische Form ihrer Muttersprache, nämlich die deutsche Schriftsprache, gelehrt werde . . .“

Wenn die vom Assimilationswahn besessenen Franzosen glauben, bereits gewonnenes Spiel zu haben, so verschließen sie allerdings die Augen vor der Wirklichkeit. Sagt ihnen die Tatsache nichts, daß seit Jahren die französische Propaganda selbst große deutsche Zeitungen unterhalten muß, um überhaupt an das Volk heranzukommen? Wie unterschätzen sie doch die Tiefe der Wurzeln der Muttersprache! Möchten sie doch am Vorbild der nachbarlichen Schweiz — der man gern auf Banketten die Gleichheit des Empfindens in Fragen der Zivilisation versichert — lernen, daß die Achtung vor dem Volkstum oberstes Gesetz sein muß. Und wie zäh Volkstum und Sprache miteinander verwachsen sind, wie sie sich Generationen hindurch auch unter ungünstigsten Verhältnissen zu erhalten vermögen, könnte die französische Nation in einem andern Nachbarstaat erfahren, in Belgien, wo nicht nur die Vlamen die Gleichberechtigung ihrer Sprache zurückerkämpft haben, sondern wo auch die kleine Gruppe des altbelgischen Deutschtums ihr Lebensrecht wieder stärker betont. Es ist ein Zeichen für die Lebenskraft des Volkstums, daß auch hier wieder das Bewußtsein zum Durchbruch gekommen ist, daß Verzicht auf die Muttersprache unweigerlich zum Untergang führt. Zur gleichen Zeit etwa, da im Elsaß die Liebe und Anhänglichkeit zur deutschen Sprache erhebenden Ausdruck fand, wurde von einer Kundgebung des „Bundes der Deutschbelgier“ berichtet, — der nicht etwa Eupen-Malmedy erfaßt, sondern die deutschsprachigen Bewohner des Vorkriegsbelgiens! — worin gegenüber der belgischen Verwelschungsschule geklagt wurde, sie erziehe die Kinder zu „Mauleseln“. Die Sprache sei eine göttliche Gabe; wer die Sprache eines Volkes unterdrücken wolle, versündige sich. Ein Volk, das seine Sprache verliere, könne sich nicht selbst behaupten. Leitsprache des Unterrichts könne nur die deutsche Sprache sein. Wahr sei und bleibe, daß jeder, der seine Muttersprache gründlich beherrsche, dem überlegen sei, der eine Fremdsprache radebreche.

Unser Führer und Reichskanzler hat schon bald nach der Machtübernahme die Treue zum Volkstum und die Achtung vor fremdem Volkstum als Richtlinien des Zusammenlebens der Völker verkündet. Um die Durchsetzung der gleichen Grundsätze, die eine Abkehr vom Irrglauben der Assimilation fordern, geht es heute gerade auch im Westen, wo jakobinische Unduldsamkeit noch immer die Geister beherrscht.

Das Deutschtum im Südosten / Von * * *

Rückblick auf ein Jahr Volkstumsarbeit.

Wenn wir einen Rückblick auf das letzte Jahr der Arbeit und des Lebens der deutschen Volksgruppen werfen, so müssen wir feststellen, daß für alle Volksgruppen im großen und ganzen das Gleiche gilt: Nach außen Kampf um die Selbsterhaltung des Deutschtums, verstärkter Ansturm der staatlichen Macht gegen die deutschen Volkstumsgruppen. Nach innen: Ringen um eine Erneuerung. Auch dem Deutschtum im Südosten prägen diese beiden Tatsachen ihren Stempel auf.

In der Tschechoslowakei.

Der unerhört scharfe Kampf, der von seiten des tschechoslowakischen Staates gegen seine 3½ Millionen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit geführt wird, fand seinen sinnfälligsten Ausdruck in dem Sturm gegen die älteste deutsche Universität, der Ende des Jahres 1934 bei der ganzen gesitteten Welt Europas Aufsehen erregte. Die Insignien, die die 1348 von Kaiser Karl IV. gegründete Universität in Prag fast 600 Jahre im Besitz hatte, sollten auf Befehl des Staats der tschechischen Universität in Prag, die erst 1882 gegründet wurde, übergeben werden. Diese Uebergabe führte in Prag zu schärfsten Ausschreitungen und Terrormaßnahmen gegen das Deutschtum. Die Ausschreitungen fanden ihren Höhepunkt mit dem Sturm auf die deutsche Universität, wobei tschechische Studenten unter Führung des Prorektors der tschechischen Universität in die alte deutsche Traditionsstätte einbrachen und ein Stockwerk zerstörten. Dies war die größte Welle eines Hasses, mit dem die Tschechen das Deutschtum ununterbrochen verfolgen.

Noch ein anderes Ereignis zeigt die Lage der deutschen Volksgruppe in der Tschechoslowakei. Das ist die Bekanntgabe der sudetendeutschen Selbstmordziffer, die ein einziger Aufschrei eines wirtschaftlich völlig ruinierten Volksteiles ist. Seit Kriegsende sind nicht weniger als 20 000 Sudetendeutsche freiwillig aus dem Leben geschieden. Die Zahl der sudetendeutschen Selbstmörder steht damit gleich hinter der Oesterreichs, das hier den traurigen Rekord hält. Die unerhört große Arbeitslosigkeit im Sudetenland hat bereits zu Eingaben an das Internationale Arbeitsamt in Genf geführt, jedoch ohne bisher eine Abhilfe zu schaffen. Katastrophal ist die Aussicht der sudetendeutschen Jugend, die keine Arbeitsstätten vorfindet, ungeheuer und nicht zu beschreiben ist das Elend, das in den meisten Familien des deutschen Sudetenlandes seinen Einzug gehalten hat, schrecklich und grauenvoll sind die Bilder, die sich in den Elendsquartieren zeigen, in denen deutsche Menschen einen verzweiflungsvollen Kampf mit dem Hunger führen. Dieses schreckliche Elend ist eine Folge der tschechoslowakischen Wirtschaftspolitik, die es nicht vermocht hat, dem Sudetendeutschtum, das gewaltsam vom deutschen Volkskörper getrennt wurde, an Stelle der abgeschnittenen Wirtschaftsfäden, die es mit dem alten Oesterreich-Ungarn verbanden, neue zu knüpfen. Eine einzige Anklage gegen die sinnlosen Friedensdiktate!

Diese hoffnungslose Wirtschaftslage hat auch ganz selbstverständlich dazu geführt, daß das Vertrauen zu den Ministern, die die deutsche Volksgruppe in der tschechoslowakischen Regierung stellte, völlig geschwunden ist. Die Marxisten und der Bund der Landwirte des Herrn Spina können ihre Hoffnungen, die sie noch für die Wahl am 19. Mai hegten, in der das tschechoslowakische Parlament neu gebildet werden soll, begraben. Das Vertrauen des sudetendeutschen Volkes gehört in überwiegender Mehrheit der Sudetendeutschen Heimatfront unter Führung von Konrad Henlein, die unter dem Namen „Sudetendeutsche Partei“ in den Wahlkampf zieht und gewiß die Hälfte aller sudetendeutschen Stimmen auf sich vereinigen wird. (Der Aufsatz ist vor den Wahlen geschrieben.) In einer Erklärung vor den Amtswaltern in Böhmisch-Leipa hat Konrad Henlein u. a. gesagt: „Wir sind nicht eine Handvoll unreifer und unverantwortlicher Menschen. Das ganze Sudetendeutschtum ist ehrlich bereit, mitzuarbeiten und mitzuschaffen, um aus dieser Not herauszukommen,

denn diese Not hat für uns die Grenze des Erträglichen erreicht." (Anmerkung des VDA.: Inzwischen sind die Wahlen erfolgt und haben zu einem glänzenden Ergebnis für die Sudetendeutsche Heimatfront geführt. Neue starke Impulse für das Sudetendeutschtum werden von der Wahl am 19. Mai ausgehen, die das Sudetendeutschtum unter Führung von Konrad Henlein in einer bis dahin noch nicht gekannten einmütigen Geschlossenheit sah. Die Sudetendeutsche Partei unter Führung Henleins errang rund zwei Drittel aller sudetendeutschen Stimmen und erkämpfte sich damit rund 46 Abgeordnetenplätze im tschechoslowakischen Parlament. Die Erwartungen sind damit nicht nur erfüllt, sondern bei weitem übertroffen worden.

Es ist selbstverständlich, daß auf Grund des Wählergebnisses auch eine Aenderung des Verhältnisses zwischen tschechoslowakischem Staat und deutscher Volksgruppe eintreten muß, da die Regierung gar nicht anders kann, als dieser einigen sudetendeutschen Front Rechnung zu tragen. Man kann sich vorstellen, wie sich das politische Balanzierungssystem geändert hat, wenn man daran denkt, daß an Stelle der vielen Parteien und Grüppchen, in denen das Sudetendeutschtum zusammengefaßt war und die nur allzu oft geschickt gegeneinander ausgespielt wurden, nunmehr die Regierung in Prag einen geschlossenen deutschen Block vor sich sieht. Mit Recht hat das Deutschtum in der Tschechoslowakei neue Hoffnung geschöpft.)

In Ungarn.

Auch in Ungarn zeigt ein Einzelbeispiel, mit welcher Angriffsfreudigkeit der ungarische Staat seine deutsche Volksgruppe unterdrückt. Dr. Basch, der Generalsekretär des Ungarländisch-deutschen Volksbildungsvereins, hatte in einer Versammlung ungarländisch-deutscher Bauern folgendes geäußert: „Ein jeder, der zu uns gehört, — und ihr wißt ganz genau, wer zu uns gehört — und der ohne Zwang seinen ehrlichen deutschen Namen hergibt, hat es auch nicht verdient, daß er ihn bisher in Ehren getragen hat." Hierfür wurde Dr. Basch am 28. September 1934 zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Die Magyarisierung der deutschen Namen soll eben mit allen Mitteln staatlicher Autorität durchgeführt werden. So war auch nicht zu erwarten, daß die Berufungsinstanz das durch dieses Urteil geschaffene Unrecht wieder gut machen würde. Im Gegenteil: Die Berufungsinstanz verschärfte das erstinstanzliche Urteil noch erheblich. Dr. Basch wurde zu fünf Monaten Gefängnis, drei Jahren Amtsverlust und Aufhebung der politischen Rechte für dieselbe Zeitdauer verurteilt. Ferner wurde er vom Gebiet der rein deutschen Gemeinde Bataapati für ewige Zeiten ausgewiesen.

Im Zeichen des Kampfes Staat gegen deutsche Volksgruppe standen auch die Neuwahlen zum ungarischen Reichstag. Durch die Haltung der Regierung war es den Deutschen nicht möglich gemacht worden, ihre Kandidaten auf der Regierungsliste zu benennen. Sie stellten deshalb ihre Namensträger auf die Liste der ungarischen Kleinlandwirte-Partei. Obwohl die drei deutschen Kandidaten in rein deutschen Gemeinden kandidierten, die über die genügende Stimmenzahl verfügten, wurde eine Wahl der Deutschen durch einen beispiellosen Terror und eine einzigartige Wahlschiebung unmöglich gemacht. Pressehetze der ungarischen Zeitungen und am Wahltage Militär und Maschinengewehre, sowie vorzeitige Schließung mancher Wahllokale sorgten dafür, daß die deutschen Kandidaten im Wahlkampf unterlagen.

Es scheint so, daß die Hoffnungen, die Dr. Kußbach, der Führer des Deutschtums in Ungarn, in dem von Dr. Jakob Bleyer begründeten „Sonntagsblatt" zu Jahresbeginn äußerte, sich kaum erfüllen werden. Bisher hat der ungarische Staat es noch sehr daran fehlen lassen, den wichtigsten deutschen Forderungen Rechnung zu tragen. Diese deutschen Forderungen sind: Die Schulfrage soll endlich einmal einer beruhigenden und wirklichen Lösung zugeführt werden, indem die Volksschulen in wirkliche Minderheitenschulen umgewandelt werden. In den Kindergärten müsse der deutsche Unterricht ebenso zu Recht gelangen wie in den Elementarschulen. Entsprechende Lehrkräfte werden gefordert. Die deutschen Kinder sollen in einen Gottesdienst geführt werden, in dem das Gebet, der Kirchengesang und die Predigt deutsch sind. Bei der Jungmannerziehung solle neben der ungarischen Kommandosprache im Unterricht und im Verkehr auch die deutsche Sprache berücksichtigt werden. Es wird gefordert, daß die deutsche Jugend sich an den Hochschulen in Vereinen mit Satzungen zusammenschließen könne, daß der Ungarländisch-Deutsche Volksbildungsverein alle Bewegungs- und Entschließungsfreiheit erhalte und daß dort, wo die deutsche Minderheit mindestens 20 Prozent der Bevölkerung ausmache, die deutsche Sprache in Wort und Schrift benutzt werden könne. Besonders gefordert wird aber, daß den Auswüchsen der Namensmagyarisierung Einhalt geboten würde, ferner, daß zur Geltendmachung der Minderheitenrechte die deutschsprachigen Staatsbürger in Ungarn berechtigt werden, sich an ein unabhängiges Verwaltungsgericht zu wenden.

Für Ungarn trifft mehr als für jedes Land zu: Wer im Glashause sitzt, braucht nicht mit Steinen zu werfen. Ungarn hat durch die Friedensdiktate einen Teil seines Volkes verloren, für den es die Minderheitenrechte in Anspruch nimmt. Wenn Ungarn hier aber vor der Weltöffentlichkeit als ein gerechter Interessent für die Minderheiten auftreten will, dann möge es auch dafür sorgen, daß der deutschen Volksgruppe in Ungarn die Minderheitenrechte eingeräumt werden.

In Rumänien.

Das gleiche Bild der Unterdrückung des Deutschtums finden wir auch in Rumänien, wo der Staat in zahllosen Einzelmaßnahmen die deutsche Volksgruppe schikaniert. Hier sind es besonders die Sprachprüfungen, mit deren Hilfe der rumänische Staat sich der Beamten entledigen möchte, die zur deutschen Volksgruppe zu zählen sind. Im Buchenland wurden bei deutschen Lehrern und Lehrerinnen diese Sprachprüfungen in derart rigoroser Form vorgenommen, daß zahlreiche Proteste der Empörung des Deutschtums Ausdruck gaben. Nur ein kleiner Teil der deutschen Lehrer bestand die Prüfungen, die anderen wurden sofort vom Dienste suspendiert.

Um so notwendiger erscheint dem Deutschtum in Rumänien eine Geschlossenheit, um sich selbst behaupten zu können. Hier haben im letzten Jahre gewaltige Kämpfe innerhalb der Volksgruppe stattgefunden, die das innervölkische Kräftebild völlig neu geordnet haben. Rittmeister a. D. Fabricius ist hier der Mann, der mit seinen Freunden ante portas steht. Er, der das Soldatenkleid mit dem Bauernrock tauschte, hat in einer ein Jahrzehnt dauernden Arbeit sich das Vertrauen der deutschen Menschen erworben. Mit der von ihm gegründeten Erneuerungsbewegung gelang es ihm weit mehr als die Hälfte der deutschen Volksgruppe hinter seine Fahnen zu bringen. Als diese vom Staat verboten wurde, war damit seine politische Kraft nicht gebrochen. Die Gedanken der Erneuerung hatten bereits in der deutschen Volksgruppe feste Wurzel gefunden. Die kürzlich gegründete, auf dem Boden der Erneuerung stehende „Deutsche Volkspartei Rumäniens" hat bereits bei den Wahlen zum Volksrat im Buchenland bewiesen, daß sie nur noch allein auf dem Plan ist und keine wesentlichen innervölkischen Gegner hat. Die früher so mächtige Einheitspartei von Dr. Roth und Kaspar Muth ist zerschlagen und zersplittert. Einen gewaltigen Eindruck von der Stärke der Deutschen Volkspartei gab der Parteitag in Billed, der zum Osterfest 6—7000 Volksgenossen vereinte. Dieser Tag umfaßt mehr Teilnehmer, als der letzte Sachsentag, obwohl dieser in einer großen Stadt stattfand und von Vertretungen aller Richtungen beschickt war. Der eigent-

liche Festtag, der Ostermontag, stand ganz im Zeichen der neuen Fahne des Deutschtums in Rumänien, die das schwarze Kreuz des Deutschen Ritterordens auf weißem Feld zeigt, und der blauen Kornblume, die die vielen Tausend Teilnehmer angesteckt hatten. Nach einem Festzuge, an dem 3000 Volksgenossen teilnahmen, und der von zwölf Musikkapellen begleitet wurde, fand die Festversammlung statt, auf der Abgeordneter Hans Beller das Wort ergriff und zunächst ein Begrüßungstelegramm an den König bekannt gab. Er erklärte u. a.: „**Das, was wir wollen**, richtet sich niemals gegen den Staat. Wir sind auf Gedeih und Verderb verbunden mit dem rumänischen Staat, in dem wir leben. Und wir sind auf Gedeih und Verderb verbunden mit unserm deutschen Volk."

Diese Worte beweisen, daß die deutsche Volksgruppe in Rumänien eine positive Zusammenarbeit mit dem Staat wünscht. Wenn auch heute noch dem Rittmeister Fabricius und seinen Freunden von seinen innervölkischen Gegnern gewisse Schwierigkeiten bereitet werden, um eine Uebernahme der Führung durch ihn hinauszuzögern, so kann dies aber nicht mehr als ernstes Hindernis betrachtet werden. Es ist zu erwarten, daß ein auf der Einigkeit der ganzen Volksgruppe unter Fabricius aufgebaute Führung auch für die Selbsterhaltung Bedeutendes leistet und ihrer loyalen Einstellung zum Staat auch von diesem eine gerechte Behandlung erfährt.

In Südslawien.

Das beherrschende Ereignis für die deutsche Volksgruppe in Südslawien war die Wahl zum südslawischen Parlament, bei der die deutsche Volksgruppe ihre Kandidaten auf der Regierungsliste kandidieren ließ. Es gelang der deutschen Volksgruppe, zwei Abgeordnete, Dr. Kraft und Dr. Kasper zu wählen, die nun im südslawischen Parlament die Interessen des Deutschtums zu vertreten haben.

Im Kampf um die innere Festigung der Volksgruppe sind besonders die Bestrebungen zu erwähnen, die eine bessere Schulung des bäuerlichen Nachwuchses erreichen wollen. Die Jungbauernschaft als der zukunfttragende Pfeiler der deutschen Volksgruppe soll fachlich wie volkstumsmäßig für seine hohen Aufgaben die beste Vorbildung erhalten.

Auch in Südslawien macht sich der Kampf um eine innere Erneuerung der Volksgruppe bemerkbar, bei dem die Fronten aber heute noch nicht klar geschieden sind. Zu Ostern veröffentlichte die Kameradschaft der Erneuerungsbewegung, deren Führer Dr. Jakob Awender ist, ihr Programm, indem sie sich zu Ehre, Blut und Boden bekennt und Achtung der blutbedingten Eigenart fordert. Sie bekennt sich zur deutschen Volksgemeinschaft und will, daß die Deutschen als gleichberechtigte Staatsbürger deutscher Volksgemeinschaft die Brücke zwischen dem südslawischen Volke und dem Mutterlande bilden. Sie bekennt sich zum Christentum und fordert saubere Trennung der völkischen und kirchlichen Aufgaben. Sie fordert ein Volksehrengericht, Einrichtungen zum Schutze der Volksgesundheit zur Förderung der Vermehrung, Zuweisung artentsprechender Arbeitsgebiete der Frau, Erziehung des Volkes zum Siedlungswillen. Die Volksgemeinschaft soll nach natürlichen sozialen Gliederungen aufgebaut werden. Die oberste völkische Spitze soll ein Volksrat sein, eine unabhängige Führerschaft, die vom Volksvertrauen getragen wird und in allen innervölkischen Fragen entscheidet.

*

Die deutschen Volksgruppen im Südosten befinden sich in einer Hochspannung, die der verschärfte Kampf nach außen und das Ringen um eine Erneuerung im Innern mit sich gebracht haben. Wie nie zuvor wird an die Einsatzbereitschaft und Aktivität eines jeden einzelnen Deutschen appelliert. Wie nie zuvor sind aber auch die deutschen Menschen bereit, ihre Aufgaben zu erfüllen. So dürfen wir bei all dem Haß und der vielen Unterdrückung, die der Kampf den deutschen Menschen in fremden Staaten des Südosten gebracht hat, doch das eine Erfreuliche feststellen: Das Laue und Weiche hat heute keine Daseinsberechtigung. Der Wille für die heiligen Rechte des eigenen Volkstums zu kämpfen, ist frisch und ungebeugt.



Hügellandschaft in Masuren

Abb 5
zur Arbeit von Dr. Bruno Hoffmann

Der Drang der Litauer nach dem Westen im Lichte der historischen Kritik / Von Dr. Kurt Brandstädter, Königsberg Pr.

Das Memelgebiet bildet heute einen gefährlichen Brennpunkt der europäischen Politik. Die Litauer treiben ein frevelhaftes Spiel mit dem Frieden Europas. Die Zerbrechung der Memelautonomie, die brutale Drangsalierung der Bewohner, die abscheuliche litauische Polizeijustiz mit ihren mittelalterlichen und russischen Methoden, das furchtbare Kownoer Bluturteil, — das alles bildet eine einzige Kette von Rechtsbrüchen. Das ganze Verhalten des litauischen Staates ist zugleich eine dauernde Herausforderung Deutschlands und bewußte Beleidigung des deutschen Volkes, dessen Waffentaten er eigentlich seine Existenz verdankt. Es bedeutet aber auch eine Verhöhnung des Rechtsempfindens aller Kulturvölker. Deshalb ist es immer wieder unsere Pflicht, den ganzen Fragenkomplex der deutsch-litauischen Konfliktstoffe kritisch zu beleuchten und die Besitznahme des Memelgebiets am 10. Januar 1923 als frechen Raub zu kennzeichnen, an dem die Schuld auch die alliierten und assoziierten Mächte, die Urheber des Versailler Vertrags und die Garanten der Memelautonomie, in vollem Maße trifft. Sie haben den Litauern die „rechtliche" Basis für die Besetzung des Memelgebietes selbst geschaffen. Sie begründen die Abtrennung u. a. damit, daß

„die fragliche Gegend immer litauisch gewesen und die Mehrheit der Bevölkerung litauisch von Herkunft und Sprache sei".

Damit stützen sie durch ihre Macht die verlogenen Thesen von der Urheimat der Litauer und dem Kulturwillen der Bevölkerung. Im Sinne dieser Thesen aber bedeutet die Angliederung des Memelgebiets an den litauischen Staatsverband für die litauischen Machthaber nur eine erste und sie nicht befriedigende Erfüllung ihrer Ansprüche.

In Wort und Schrift, vor allem auch in den Reden der verantwortlichen litauischen Staatsmänner werden immer wieder Forderungen auf ostpreußischen Boden erhoben. Da ist zunächst die Rede von dem „unerlösten Litauen", von dem das Memelgebiet nur einen kleinen Teil ausmacht. Damit ist das nordöstliche Ostpreußen gemeint, das ungefähr durch eine Linie östlich der Deime von Labiau über Wehlau, Norkitten nach Nordenburg, von da östlich über Goldap nach dem Grenzdorf Dubeningken umrissen ist. Dies Gebiet zusammen mit dem Memelland bezeichnen die Litauer als „Kleinlitauen". Es umfaßt etwa die altpreußischen Gaue Nadrauen und Schalauen.

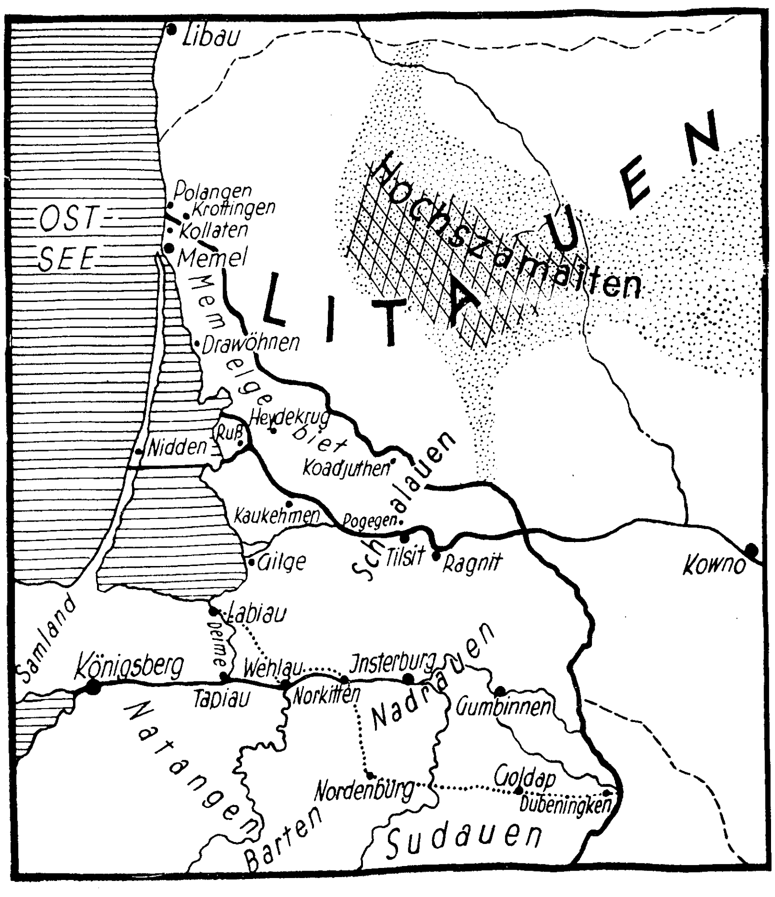
Gleich nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1918 heißt das Ziel der litauischen Raubgelüste: Loslösung des „Preußisch- oder Kleinlitauens" von Deutschland. Obwohl sie bei der Bevölkerung nicht den geringsten Erfolg hatten, sprechen sie noch heute von den „litauischen Kirchenglocken" jenseits der Memel,[1]) und erklärt der Kownoer Universitätsrektor Prof. Römer („Römeris"), „das Memelgebiet sei erst dann sicher, wenn der Tilsiter Kreis Kleinlitauens von Ostpreußen abgetrennt und Litauen zurückgegeben werde." (Vortrag v. 4. 5. 34 in Memel.)

Aber der Machthunger des kleinen Volkes von zwei Millionen Seelen zeitigt noch unverschämtere Forderungen, die die Litauer als dauernden Unruheherd und als Gefahr für den Völkerfrieden im Ostraum kennzeichnen. Ihre Zukunftsgelüste erstrecken sich auf ganz Ostpreußen. Man beginnt neuerdings sich auf die Drohung Witowds (Vytautas, um 1400), des Großfürsten von Jagiellos Gnaden, als eines politischen Vermächtnisses zu berufen: „Pruscen ist och miner elder wesen, und ich wil is ansprechen bis an die Osse" (Nebenfluß der Weichsel!) Dabei vergißt man, daß derselbe Fürst noch 1384 in einem Vertrage mit dem Orden bekennt, „das Land westlich der Memel bis hinunter nach Masowien sei nie im Besitz seiner Vorfahren gewesen, und er selbst habe auch keinen Anspruch darauf". Mit der ihnen eignen Verdrehungskunst versuchen die Litauer sich einfach ein historisches Recht zu schaffen, indem sie die Unwissenheit der Welt über Bevölkerungsfragen des osteuropäischen Raumes in Rechnung setzen und die Weltmeinung durch falsche Behauptungen in ihrem Sinne zu beeinflussen suchen: Sie feiern nach polnischem Vorbilde „das Fest des Meeres" (12. 8. 34), da „seit altersher am Baltischen Meere die Litauer wohnen". Sie machen die altpreußischen Nadrauer, Sudauer, Schalauer, Samben (Samland!) zu litauischen Stämmen. Sie sprechen kurzerhand vom „großen litauischen Muttervolk", „das im grauen Altertum mit seinen Verwandten, den Letten und Preußen, sich am Baltischen Meere niedergelassen" habe,[2]) und suchen so eine Einheit der baltischen Stämme zu konstruieren, die es im Ostraum — soweit die vorgeschichtliche Forschung reicht — nie gegeben hat.

Solches Gebaren entspringt nicht bloß dem reinen Geltungsbedürfnis eines Kleinvolkes, sondern dahinter steht der zähe, politische Wille, gegenwärtige und zukünftige Machtansprüche mit völkischem Urrecht auf das Memelgebiet und auf ostpreußischen Boden überhaupt zu begründen und uns Deutsche als „Sucher des Raums" und „Eindringlinge" zu kennzeichnen. Daher ist es unsere völkische Pflicht, bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Verlogenheit und Haltlosigkeit dieser litauischen Tendenzpolitik aufzudecken und ihren Zukunftsträumen ein gebieterisches Halt zuzurufen. Wir haben das Recht dazu auf Grund der streng wissenschaftlichen Forschungsergebnisse und der kulturellen und geschichtlichen Leistung des Deutschen Volkes im Ostraum. Wir

[1]) Rundfunkrede des ehemaligen litauischen Außenministers Zaunius.

[2]) Reden des litauischen Gouverneurs im Memelgebiet und des Staatspräsidenten Smetona (1934). Diese Zitate sind der ausgezeichneten Schrift von Reinhold Pregel, „Die litauische Willkürherrschaft im Memelgebiet", Verlag: Grenze u. Ausland, Berlin 1934, entnommen.



sind nicht Nehmer, sondern Geber aus dem Reichtum unserer Hochkultur von den Großtaten des Deutschen Ordens und seiner Siedlungsarbeit und der gewaltigen Kulturleistung der preußischen Könige an bis zu der hohen, schöpferischen Wertarbeit des ostpreußischen, d. h. des deutschen Menschen unserer Tage.

Ostpreußen das Bollwerk uralter deutscher Kultur, ist die Wiege des preußischen Staates. Auf unserm Boden gibt es keine völkischen Reste im Sinne baltischer oder slawischer Stämme. Das haben die Ereignisse der Nachkriegszeit der Welt deutlich bewiesen. Der ostpreußische Mensch bildet eine geschlossene völkische Einheit. Dieses Land ist und bleibt deutsch, und das Memelland bleibt trotz aller Bedrückung deutscher Kulturboden nach dem Willen seiner Menschen.

Die sogenannten Rechtsansprüche auf „Kleinlitauen“ beruhen auf der These vom „unerlösten Land“. Dieses Gebiet habe stets mit dem übrigen Litauen eine ethnographische Einheit gebildet, d. h. die Bewohner der östlichen Gaue unserer Provinz, von Sudauen, Nadrauen, Schalauen und dem nördlichen Memelzipfel, seien litauischer Stammeszugehörigkeit gewesen. Es sei durch den Deutschen Orden widerrechtlich vom litauischen Wohnraum abgeteilt worden. Die Deutschen seien als Gastvolk auf diesem litauischen Boden zu betrachten.

Schon die vorgeschichtliche Forschung weist demgegenüber einwandfrei nach, daß sich in Ostpreußen mit Einschluß des Memelgebiets keine Spur von kulturellen Resten litauischer Prägung findet, dagegen sichert sie eine Stetigkeit der Entwicklung bis in die graue Vorzeit. Nach der Prähistorie zeichnen sich scharf umrissene Einzelkulturen bei Beginn unserer Zeit ab. In ihnen haben wir die Keimzellen der alten preußischen Stämme zu suchen, zu denen auch die Nadrauer, Schalauer und Sudauer gehören. Das Memelgebiet nimmt eine Sonderstellung ein. Nach den archäologischen Funden und alten Orts-, Landschafts- und Flußnamen gehört der südliche Teil (die Kreise Heydekrug und Pogegen) ursprünglich zum schalauischen, d. h. altpreußischen Wohnraum, der Norden von einer Linie über Koadjuthen, Ruß nach der Nehrung ist altes Siedlungsgebiet der Kuren, der Urbewohner des anschließenden Kurlandes.

Die sprachliche Forschung scheidet die preußischen Stämme wie die Kuren und die Letten von den Litauern. Die Sprachen dieser Völker sind zwar dem Litauischen verwandt, aber hinreichend verschieden, um ihre völkische Selbständigkeit zu sichern. Noch heute bezeugen Bewohner der Kurischen Nehrung mit kurischer Familiensprache, daß sie das Litauische nicht verstehen. Die Sprachforschung hat nun auch die ältere Namensschicht, besonders der Ortsnamen bis 1500 n. Chr. im östlichen Ostpreußen gesichtet. Sie stellt für diese ältere Zeit das Fehlen aller litauischer Formen und die Zugehörigkeit der Nadrauer, Schalauer und Sudauer zum altpreußischen Volkstum fest. Das stimmt auch mit den Angaben des Ordenschronisten Peter Duisburg überein. Eine auch nur lose Zugehörigkeit dieser preußischen Stämme aber zu einem litauischen Reich vor und während der Ordenszeit ist nach der Geschichte des litauischen Volkes ausgeschlossen.

Bis etwa zum 13. Jahrhundert zeigt Litauen überhaupt keine staatliche Einheit. Es zerfällt in Einzelgebiete mit „kunigen“ an der Spitze. Die erste staatliche Zusammenfassung vollzieht sich in Oberlitauen. Die Formung eines monarchischen Gesamtreiches wird zwar seit Mindowe (1239—63) erstrebt, doch gelingt es weder ihm noch seinen Nachfolgern, die Angliederung von Szamaiten dauernd zu erreichen. Das Verhältnis des litauischen Stammes der Szamaiten, die ihre lose Stammesorganisation beibehalten, zu Oberlitauen, bleibt ungefestigt und wechselhaft. Erst 1422, im Frieden zu Melnosee, wird Szamaiten nach vorübergehender Ordensherrschaft endgültig mit Oberlitauen vereint. Nach dieser Sachlage kann eine Abhängigkeit preußischer Gaue, etwa des an Szamaiten grenzenden Schalauens, gar nicht in Frage kommen, und von einer Einheit der baltischen Stämme kann nicht die Rede sein. Der litauische Siedlungsraum hat sich ursprünglich und zur Ordenszeit vor 1422 auch nie bis ans Meer ausgedehnt. Die Litauer treten in allmählichem Vordringen von Südosten als letzter baltischer Völkerzweig in den Ostseeraum. Die Namen Szamaiten = Niederlitauen und Aukstaiciai = Oberlitauen sprechen dafür, daß die Szamaiten „zunächst in einer Niederung, und zwar zu beiden Seiten der Newesha angesiedelt“ gewesen sind, die Oberlitauer um Wilna und ostwärts. Dann sind die Szamaiten weiter nördlich in das Hochland, das heutige „Hochszamaiten“, vorgedrungen. Nach der Küste und der Memelniederung haben sie sich bis 1422 nicht ausgebreitet, „weil das Hochland als sehr bewegtes Hügelland ein natürliches Festungsgebiet war.“

Der Orden dagegen dehnt seine Hoheitsgrenze über den kurischen Küstenstreifen, der seine preußischen und livländischen Gebiete verbindet, und über Schalauen rechts von der Memel bis an das litauische Siedlungsgebiet aus.[3]) Zwar hat er nicht die Kraft, hier Siedler anzusetzen. Ein breiter Grenzstreifen westlich und südlich von Szamaiten bleibt im Zustande tiefer Wildnis, wie er ihn zum Teil schon um 1250 vorfand. Diese Wildnis erstreckt sich nach Westen über die gesamten Wohnräume der Schalauer, Nadrauer, und Sudauer. Man nimmt an, daß die Eroberung durch den Orden nur den Schlußstein zu dem Bevölkerungsschwund dieser Gegenden gebildet hat. Seine Hoheitsansprüche auf das „Wildnisgebiet“ aber sichert er sich durch eine Reihe von starken Befestigungen wie die Memelburg, eine Gründung des livländischen Ordenszweiges um 1254, Georgenburg, Tilsit und Ragnit und eine Reihe von Hakelwerken. Sie sind zugleich die Brückenköpfe für neue Gebietserweiterungspläne gegen Szamaiten—Litauen. Ein Jahrzehnt nach der Schlacht bei Tannenberg beendet der Frieden am Melnosee (1422) den 200jährigen Kriegszustand zwischen Litauen und dem Orden. Durch einen Grenzberitt wird das Wildnisgebiet zu gleichen Teilen, wie es scheint, aufgeteilt.[4]) Dieser Frieden, der alle Ansprüche der beiden Sieger, Witowds und Jagiellos, erfüllt, setzt die Grenze des Memelgebiets fest, und so blieb sie als Reichsgrenze bis 1919, also rund 500 Jahre.

Erst nach dem Zweiten Thorner Frieden 1466, der einen friedlichen Dauerzustand auch mit Polen einleitet, beginnt der Orden die kolonisatorische Aufschließung seines Wildnisgebietes, d. h. auch des Memelgebiets. Diese Besiedlung ist für den Orden von größter wirtschaftlicher Bedeutung. Sie erschließt als Ersatz für die großen Landverluste im Westen neue Einnahmequellen. Jetzt erst, d. h. seit 1500, setzt der große Einwanderungsstrom der litauischen Läuflinge ins Memelgebiet und in die altpreußischen Gaue bis Insterburg und bis zur Deime ein. Er dauert bis rund 1700. Auch vorher schon sind Litauer vom Orden in seinem Landgebiet seßhaft gemacht, einzelne Ueberläufer, Landflüchtige, meist aus Szameiten, die um ihres christlichen Glaubens willen in ihrer Heimat verfolgt wurden, oder Kriegsgefangene. Niemals jedoch setzt der Orden bis 1422 Litauer im Osten an. Im Grenzgebiet ist bis dahin nur ein Litauer im Hakelwerk von Tilsit (1411) belegt, im Amte Memel kurz vor 1500. Seitdem beginnt der litauische Wanderstrom Welle auf Welle; er folgt dem Laufe des Pregelstromnetzes. Der Orden duldet ihren Zuzug: er brauchte sie als Kolonisten, da die Zuwanderung deutscher Bauern seit der Trennung des Ordenslandes vom Reich längst aufgehört hat. Die Gründe für die Wanderlust sind allerdings bei den litauischen Einwanderern selbst zu suchen: Der Druck des litauischen Adels, der seit der Vereinigung Litauens und Polens polonisiert ist und seine Bauern aussaugt, die besseren Siedlungsbedingungen auf Preußens Boden, die bessere soziale Lage unter der Ordensherrschaft. So ziehen sie ins Ordensland, zum Teil in untergeordneten Stellungen als Gesinde und Scharwerksbauern, bald aber auch als freie Besitzer ein. Zwar sind sie zu besonderen Dienst- und Zinsleistungen verpflichtet: Scharwerk, Getreide, Ochsen, Brauabgabe u. ä., aber ihre Lage ist besser als in der alten Heimat, ob sie nun als „Bender“ oder als „Bajor“ im Ordensstaat leben.[5]) So zahlreich ist der Zuzug der „Neusaaßen“, daß bald ganze Dörfer entstehen, deren Namen oft an die Urbarmachung der Wildnis oder den Besitzer eines Einzelhofes erinnern. Und dieser Zuzug von litauischen Bauern dauert an: zur Herzogszeit, zur Zeit der brandenburgischen Kurfürsten. — Um 1700 versiegt der litauische Wanderstrom, und bald setzt eine rückläufige Bewegung ein. Der Raum der Wildnis ist verbraucht, das litauische Volk selbst aber scheint

[3]) Nach der urkundlichen Grenzfestsetzung des Bistums Kurland vom 17. 9. 1237 und nach Wegeberichten durch die Wildnis von 1389—1402.

[4]) Die alte Reichsgrenze teilt genau die Strecke Insterburg—Kowno.

[5]) Bender etwa = Teilhaber in der Ackerbenutzung für Knechtsdienste. Bajor = Großbauer.

keine Kraft mehr zu haben, einen Ueberschuß an Bevölkerung abzustoßen. Die Pest ist wohl auch hier die Hauptursache. In Ostpreußen entvölkert die Seuche weite Gebiete des Ostens fast völlig.[6]) Damit ist jede Gefahr einer Ueberfremdung dieser Gebiete gebannt.

In die entvölkerten Gegenden verpflanzen Friedrich Wilhelm I., der Kolonisator der nordöstlichen Gebiete und sein großer Sohn Friedrich der Einzige Siedler aus dem Ueberschußgebiet des westlichen Ostpreußens und rufen deutsche Stammesgenossen aus den Reichsgebieten in größerer Zahl ins Land. (Salzburger 1732.) Deutsche Bauern, Eigenkätner und alte Soldaten schaffen eine neue Verbundenheit deutschen Blutes mit diesem Boden, der durch deutsche Wehrhaftigkeit erst erobert wurde. Von den geschlossenen Kernen der deutschen Neusiedler, vor allem von den größeren Ortschaften, erfolgt zwanglos die kulturelle und sprachliche Eindeutschung der litauischen Restsiedler. Die deutsche Kultur mit ihrer höheren Lebensform, der feineren Gesittung und Geistigkeit, der überlegenen Arbeitstechnik prägt den deutschen Charakter des Landes. Daher erklärt es sich, daß alle Abstimmungen im Memellande bisher ein überwältigendes Bekenntnis zur deutschen Kultur und zum deutschen Volkstum gewesen sind. Damit erhärten die Memelländer vor der Welt ihr völkisches Einheitsbewußtsein. Dieses memelländische Deutschtum zu zerbrechen, wird den Litauern trotz aller Zwangsmaßnahmen nicht gelingen.

Das Memelland unter dem Druck des Versailler Diktats

Von Dr. Curt Flakowski, Königsberg Pr.

Schwer lastet das furchtbare Werk der Pariser „Friedens"-Konferenz, das Versailler Diktat, auf unserm deutschen Vaterland. Zerrissen sind die Reichsgrenzen, sie bluten, sie brennen heute noch genau so wie vor 16 Jahren, als fanatischer Haß gegen alles, was deutsch ist, diesen sogenannten Friedensvertrag diktierte, der keinen Frieden bringen kann, der vielmehr ewige Unruhe und Friedlosigkeit im Gefolge haben muß. Geraubt ist uralter deutscher Volksboden, der mit soviel edelstem deutschen Blut getränkt ist und der geheiligt ist durch den Opfertod von unzähligen besten Deutschen. Gestützt wird dieser Raub — wie das ganze unselige Diktat — durch die Versailler Schuldlüge. Niemals werden wir uns mit dem uns angetanen Unrecht abfinden, niemals werden wir das Verlorene vergessen.

Heute schweift unser Blick voller Schmerz und Trauer hinüber in den Memelgau zu den Brüdern und Schwestern, die wie wir Kinder sind unserer ostpreußischen Heimat und unseres deutschen Vaterlandes. Aller Haß, aller Vernichtungswille der Litauer kann die Tatsache nicht aus der Welt schaffen: Das Memelland ist seit den Tagen der deutschen Ordensritter, also seit mehr als 650 Jahren, deutsches Land. Deutsch ist sein Gesicht, deutsch sind seine Bewohner, deutsch ist seine Kultur.

Es liegt eine tiefe Tragik darin, daß die Taten der deutschen Heere im Kampf gegen Rußland die Vorbedingung schufen für das Werden des Litauerstaates. Erst die Siege der Deutschen weckten die schlummernden Hoffnungen der Litauer, erst die Hilfe der deutschen Regierungsstellen ließ die Gedanken an ein selbständiges Litauen Wirklichkeit werden.

Als der litauische Landesrat am 16. Februar 1918 den unabhängigen litauischen Staat mit Wilna als Hauptstaat ausrief, da sah die deutsche Regierung in diesem neuen Staatswesen bestimmt keinen Gegner, vielmehr einen Bundesgenossen, der „durch ein ewiges festes Bundesverhältnis und durch Konventionen, vornehmlich auf dem Gebiet des Militär-, des Verkehrs-, des Zoll- und des Münzwesens", mit Deutschland verbunden war. Was sollte auch wohl dieses kleine, nach wie vor von der deutschen Militärbehörde regierte Land dem großen Deutschen Reich anhaben können, dessen Macht und Stärke unüberwindlich schien! Aber dann kam das Kriegsende, kam der Zusammenbruch, und mit einem Male war Litauen unser erklärter Feind, der, wie fast alle Nachbarn des Reiches, an der Beraubung Deutschlands teilnehmen wollte.

Am Tage des Waffenstillstandes von Compiègne (11. November 1918) bildete Woldemaras das erste litauische Kabinett. Litauen war de facto ein selbständiger Staat. Im gleichen Augenblick begann in Ostpreußen — man erkennt die Zusammenhänge — eine zwar kleine, aber sehr tätige Gruppe von Nationallitauern mit dem evangelischen Pfarrer Dr. Gaigalat, dem früheren konservativen Abgeordneten des Preußischen Landtags an der Spitze, für die Lostrennung des Memelgaus vom Reich zu agitieren. Im Nordostzipfel unserer Provinz wurde mit Hilfe von Flugblättern zur Abkehr von dem „barbarischen" Deutschland und zum Anschluß an Großlitauen aufgerufen, und in der ausländischen Presse wurde in der schlimmsten Weise gegen unser Vaterland gehetzt. „Die Bewohner des Memellandes", so hieß es in diesen Aufrufen und Zeitungsartikeln, „sind vor 600 Jahren durch den Ritterorden von ihrem Mutterlande losgerissen worden, sie wünschen nichts sehnlicher, als mit ihren Brüdern in Großlitauen wieder verbunden zu werden. In zahlreichen Städten Ostpreußens haben sie den Anschluß an Großlitauen gefordert, in 24 Kreisen sind die deutschen Behörden beseitigt und durch litauische ersetzt."

Nichts als Lügen enthielten diese Berichte, die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Nur wenige von Kowno unterstützte Separatisten waren es, die die Zeit der Marxistenrevolte in Deutschland ausnutzten und im Lande wühlten. Die große Masse der Memelländer wollte vom Verrat am deutschen Vaterlande nichts wissen. Im Gegenteil, in allen bedrohten Kreisen erhoben die deutschgesinnten Bewohner — es war fast die gesamte Bevölkerung — immer wieder Einspruch gegen diese lügenhaften Behauptungen. Und als im März 1919 Listen aufgelegt wurden, in denen alle Wahlberechtigten ihren Protest gegen den Raub deutschen Landes zum Ausdruck bringen sollten, gab eine überwältigende Mehrheit (in den Kreisen Memel und Heydekrug waren es 93 Prozent aller Wahlberechtigten) ihre Stimme gegen Litauen ab. Einen besseren Beweis für die Treue zu Deutschland konnte es gar nicht geben. Aber außerhalb der deutschen Grenzen hörte leider niemand darauf.

Die Pariser Friedenskonferenz betrachtete die östlichen Dinge zunächst nur vom Standpunkt der Polen. Der eben erst im Entstehen begriffene polnische Staat war ja von Clemenceau dazu ausersehen, die Rolle Rußlands in der Politik der Kneifzange gegenüber Deutschland zu übernehmen. Darum wurde Polen in jeder Beziehung von Frankreich unterstützt. Litauen sollte, wenn auch nicht völlig in Polen einverleibt, so doch wenigstens durch eine Union mit Polen vereinigt werden.

Selbstverständlich verfolgten die Abgesandten der Litauer ganz andere Ziele: sie forderten vor allem ein selbständiges Litauen. Sie ließen auch keinen Zweifel darüber aufkommen, wie gefährlich es sei, den polnischen Annexionsgelüsten zu weit nachzugeben, und sie warnten vor den schweren Verwicklungen, die eine Vereinigung Litauens mit Polen in Osteuropa zur Folge haben werde. Den litauischen Eingaben an die Konferenz wurden Landkarten beigefügt, in die sehr großzügig alle die Gebiete eingetragen waren, die Litauen für sich in Anspruch nahm. Von Ostpreußen forderte Litauen nicht weniger als den ganzen Nordosten innerhalb einer Linie, die im Westen bis zur Deime reichte, im Süden Insterburg, Gumbinnen und Darkehmen umfaßte und dann am Goldapfluß entlang auf Dubeningken an der früheren deutsch-russischen Grenze führte. Von den ehemaligen russischen Gouvernements verlangte es Kurland, Kowno, Wilna, Suwalki und Grodno, d. h. größtenteils Landstücke, die auch Polen für sich in Anspruch nahm.

Polnische und litauische Forderungen standen einander schroff gegenüber. Der Konferenz erschien infolgedessen eine endgültige Lösung zu schwierig; darum ließ sie die Festsetzung der Grenzen und die Frage der Anerkennung Litauens noch offen. Bezüglich des Memellandes aber wurde eine Formel gewählt, die allen Möglichkeiten Raum gab; Polen wie Litauen konnten diese Bestim-

[6]) Nach Sahm starben im östlichen Ostpreußen 100 000 Menschen.

mungen in gleicher Weise als ihren Erfolg betrachten. So entstand der Artikel 99 der Friedensbedingungen, in dem Deutschland zugunsten der alliierten und assoziierten Hauptmächte auf das Gebiet nördlich der Hauptfahrrinne der Memel und des Skirwieth-Armes verzichtete und dazu den nördlichen Teil der Kurischen Nehrung mit Nidden und Schwarzort abtrat. Von einer Volksabstimmung war nicht die Rede.

Dieser Artikel 99 bedeutete nichts anderes als eine „Verlegenheitskonstruktion". Noch war die politische Lage in Osteuropa völlig ungeklärt. Was aus Rußland einmal wurde, erschien ganz ungewiß, und wer konnte wissen, welche von den neuen staatlichen Gebilden im Westen des Riesenreiches Bestand haben würden. Auch der werdende Litauerstaat wurde von den Gewaltigen in Paris mit sehr kritischen Augen betrachtet. Mochte Litauen seine Lebensfähigkeit beweisen, dann war ja immer noch Zeit, über seine auf den Seehafen Memel gerichteten Wünsche zu reden. Zunächst einmal sollte das Memelland vom Deutschen Reich getrennt werden; dadurch wurde Deutschland Schaden zugefügt, und auch seine Abriegelung von Rußland wurde verstärkt. —

Die Unterschrift unter das Versailler Diktat vom 28. Juni 1919 änderte an den äußeren Verhältnissen im Memelgebiet zunächst noch nichts. Die deutsche Verwaltung und das deutsche Gerichts- und Steuerwesen blieben bestehen; auch die deutschen Truppen standen nach wie vor im Lande. Erst mit dem Inkrafttreten des Diktats (10. Januar 1920) gingen die Hoheitsrechte des Reiches an die alliierten und assoziierten Hauptmächte Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan über. Auf ihren Beschluß hin übernahm Frankreich die diplomatische und konsularische Vertretung der Memelländer, ein französischer General wurde Gouverneur des Memelgebiets, und das Land bekam französische Besatzungstruppen. Der Gouverneur ließ die bisher geltenden Gesetze und Verordnungen im allgemeinen bestehen. Oberste Landesbehörde wurde das Landesdirektorium des Memelgebiets, dem — an Stelle einer Volksvertretung — ein aus 20 Personen bestehender Staatsrat zur Seite trat. Die deutschen Beamten blieben in ihren Aemtern, die deutsche Sprache blieb die Amtssprache.

Während der Zeit der französischen Besetzung herrschte im Memelland äußerlich Ruhe, unter der Oberfläche aber waren mancherlei Spannungen und gegensätzliche Strömungen zu spüren. Polen hatte zu seinen Eroberungen im Kriege mit den Russen (1920) durch einen Handstreich auch noch Wilna hinzuerworben. Nun strebte es offensichtlich danach, im Memelkorridor einen zweiten Zugang zur Ostsee zu erlangen. Zu diesem Zweck wollte es im Memelgebiet stärkeren politischen Einfluß gewinnen. Doch wenn die polnische Propaganda auch mit großen Versprechungen arbeitete, sie konnte nur sehr wenige und mehr international eingestellte Memelbewohner für den Gedanken eines Anschlusses an Polen gewinnen.

Viel erfolgreicher und darum viel gefährlicher war die Arbeit der Nationallitauer im Memelgebiet. Finanziell wurden sie von ihren nach Amerika ausgewanderten Landsleuten unterstützt. Ideell aber hatten sie im Kownoer Sejm den stärksten Rückhalt. Schon im April 1920 waren vier Litauer als Vertreter des Memelgaues mit vollem Stimmrecht in den Sejm aufgenommen, wodurch man gewissermaßen die Annexion des Landes vorwegnahm. Der Sejm benutzte außerdem jede Gelegenheit zu Kundgebungen für die Angliederung, und um auch bei den vielleicht noch schwankenden Memelländern für den Anschluß Stimmung zu machen, wurde dem Memellande in der Sejmsitzung vom 11. November 1921 die Autonomie innerhalb Großlitauens versprochen.

Tatsächlich ließen sich auch manche Leute durch dieses geheuchelte Entgegenkommen der Litauer täuschen und befürworteten den Anschluß an Litauen. Weitaus die meisten Memelländer aber setzten sich für die Schaffung eines Freistaates ein. Ihr sehnlichster Wunsch, die Rückkehr des Landes zu Deutschland, war unter den damaligen Umständen nicht zu erreichen. Da erschien ihnen der Freistaat Memel als das kleinere Uebel, auch wenn der Kommissar der Hauptmächte kein Neutraler, sondern ein Franzose sein sollte.

Es mag sein, daß der Gedanke an wirtschaftliche Vorteile die Haltung einzelner wie das Verhalten mancher Wirtschaftsgruppen stark beeinflußte und sie dazu brachte, sich mit dem Gedanken an den Dauerzustand eines Memelfreistaats schneller abzufinden. Doch das waren Einzelfälle, die nur geeignet waren, die betreffenden Persönlichkeiten als das zu kennzeichnen, was sie wirklich waren: als Konjunkturritter. Jedenfalls ist das Urteil der Sonderkommission der Botschafterkonfrenz in ihrem Bericht vom 6. März 1923: „Die Deutschen des Memelgebiets zeigen sich weniger an ihr deutsches Vaterland gebunden, als die in den andern Gebieten des Reiches wohnenden Deutschen", in dieser Verallgemeinerung vollkommen unberechtigt. Die große Masse der Bevölkerung trug sehr schwer an der Losreißung vom Vaterland. Sie hatte jede Möglichkeit wahrgenommen, dies Schicksal doch noch zu wenden, und sie wünschte nichts sehnlicher, als die Wiedervereinigung mit Deutschland. Aber der Weg dorthin war versperrt. Deutschland selbst bot ein Bild jammervoller Zerrissenheit und Ohnmacht, Hilfe von dort war in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Von Polen und noch mehr von Litauen war das kleine Land aufs stärkste bedroht. Was blieb da den Memelländern anderes übrig, als nun mit aller Kraft an die Neugestaltung ihrer Lebensgrundlage heranzugehen und den Memelfreistaat, der doch der letzte Ausweg schien, so auszubauen, daß man die Möglichkeit zum Dasein behielt. Wurde das Leben erhalten, dann fand sich auch wieder die Kraft zum Kampf gegen die lauernden Feinde. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß bei den meisten Bewohnern des Memelgebiets andere Gedanken überhaupt nicht aufkamen. Es war eine Angelegenheit der Taktik, nicht der Gesinnung, daß die Memelländer sich mit solcher Energie für den Memelfreistaat einsetzten. Das beweist auch die Tatsache, daß sogar der Memellandbund, d. h. die Vereinigung der reichsdeutschen Memelländer, wenn auch schweren Herzens, sich für diese „Zwischenlösung" erklärte, da sie das kleinere Uebel sei. In den deutschgesinnten Kreisen war der eine Gedanke ausschlaggebend: Nur keine Angliederung an Litauen, denn das bedeutete nicht allein den kulturellen und wirtschaftlichen Verfall, sondern den Volkstod!

Das Streben nach einem Memelfreistaat fand auch bei dem damaligen französischen Oberkommissar Pétisné Unterstützung, allerdings aus ganz anderen Beweggründen: Er hoffte auf diesem Wege Frankreichs Schutzherrschaft über das Memelgebiet zu verewigen; auch persönlich versprach er sich große Vorteile von der Verwirklichung dieses Planes. Seinem Wirken und seiner Fürsprache mag es zuzuschreiben sein, daß die Botschafterkonferenz dem Drängen der Memelländer mehr Beachtung schenkte und — Mitte des Jahres 1922 — eine Kommission einsetzte mit dem Auftrage, ein Statut für das Memelgebiet auszuarbeiten. Diese Kommission berief im November 1922 memelländische, litauische und polnische Abordnungen nach Paris, um deren Stellungnahme kennen zu lernen.

Die Botschafterkonferenz konnte jedoch zu keiner endgültigen Entscheidung kommen, immerhin schien es, daß der Plan, Memel zunächst für 10—15 Jahre zu einem neutralen Territorium unter Frankreichs Oberhoheit zu machen, am meisten Aussicht auf Verwirklichung hatte. Litauen glaubte man dadurch zu beruhigen, daß am 20. Dezember 1922 der litauische Staat von der Entente formell anerkannt wurde.

Da schuf der Litauereinfall eine völlig veränderte Lage. Die Litauer hatten davon Kenntnis erhalten, daß die Franzosen Anfang Januar den Einmarsch ins Ruhrgebiet vorzunehmen beabsichtigten. Dieser Augenblick, in dem die Augen der Welt auf Westdeutschland gerichtet waren, erschien ihnen geeignet, durch einen raschen Gewaltstreich im Memelgebiet eine Lösung in ihrem Sinne zu erzwingen. Am 10. Januar 1923 — am Tage des Ruhreinbruchs — drangen sie an drei Stellen in Richtung auf Memel, Heydekrug und Pogegen über die Grenze. Es waren angeblich Freischärler, in Wirklichkeit aber litauische Truppen in Zivilkleidern, die den Ueberfall vornahmen. Der Streich gelang vollkommen. Der französische Oberkommissar Pétisné erklärte zwar, er werde als Vertreter der Mächte mit allen zu Gebote stehenden Mitteln sich der Verletzung des Gebiets widersetzen, aber die Litauer drangen, ohne daß sie Widerstand fanden, bis Memel vor. Dort hißten die französischen Truppen nach kurzem Gefecht die weiße Fahne; damit war der Kampf zu Ende. Kurze Zeit darauf verließ Pétisné mit der Besatzung die Stadt.

Sofort nach dem Einfall hatte sich — es sollte dies ein Beweis dafür sein, daß es sich um eine im Gebiet selbst entstandene Bewegung handelte — ein „Hilfskomitee zur Errettung Klein-Litauens“ gebildet, das in Heydekrug einen „Zentralausschuß zur Verteidigung des Memelgebiets“ gründete. Dieser „Zentralausschuß“ übernahm — man sieht, wie sorgfältig alles vorbereitet war — die Regierung im Memelgebiet. Das bisherige Landesdirektorium und der Staatsrat wurden für abgesetzt erklärt, und Simonaitis, ein früherer preußischer Gerichtsaktuar, wurde beauftragt, die Geschäfte des Präsidenten zu führen und ein neues Landesdirektorium zu ernennen. Eine Armee für das Memelgebiet wurde gebildet; die Freischärler galten als Angehörige dieser Armee. In der ersten Sitzung des „Zentralausschusses“ wurde auch die sofortige Angliederung des Memelgebiets an Litauen beschlossen.

Wie stellte sich das Deutsche Reich zu diesem Gewaltstreich der Litauer? Es ist wohl selbstverständlich, daß eine Regierung der Weimarer Prägung sich um die Not des Memelgebiets nicht kümmerte. Sie war damals zwar durch den gleichzeitigen Ruhreinbruch der Franzosen hinreichend beschäftigt; aber auch unter günstigeren Umständen hätte sie — das Beispiel Oberschlesiens berechtigt zu dieser Behauptung — für das Memelland wohl kaum einen Finger gerührt. Dabei wäre es ein Leichtes gewesen, mit Hilfe der Heimatschutzverbände die litauische „Freiwilligenarmee“ in kürzester Frist aus dem Lande zu jagen. Doch um solche Entschlüsse fassen zu können, dazu hätten die Regierenden eine andere innere Haltung haben müssen, dazu wäre ein starkes Gefühl für nationale Ehre und für die nationalen Notwendigkeiten erforderlich gewesen, und das war weder bei den Marxisten der verschiedenen Schattierungen noch bei ihren bürgerlichen Mitläufern zu finden.

Trotz der dauernden Verletzung des Versailler „Vertrags“ durch Franzosen, Polen und Litauer hielt die damalige deutsche Regierung an den Deutschland bindenden Bestimmungen unter allen Umständen fest. Darum durfte eine Freiwilligentruppe gegen die Litauer nicht gebildet werden, darum wurden die deutschen Beamten und Arbeiter im Memelgebiet, die sich durch einen Generalstreik selbst hatten helfen wollen, dazu veranlaßt, nichts zu tun, was „die alte deutsch-litauische Freundschaft beeinträchtigen könne.“ Man tröstete sich direkt mit dem Gedanken, das Memelgebiet sei wenigstens nicht den Polen und Franzosen in die Hände gefallen. Wenn es zu Deutschland nicht zurückkommen durfte, dann sei es bei den „seit je befreundeten und immerhin etwas germanisch verwandten Litauern“ am besten aufgehoben. — Welch eine Torheit, welch eine Verkennung der wirklichen Verhältnisse!

Und was taten die alliierten und assoziierten Mächte, die doch zum Schutze des Memelgebiets verpflichtet waren? Die Botschafterkonferenz richtete zwar eine Protestnote nach Kowno, jedoch die herausfordernde Antwort der Litauer, in der jede Verbindung mit den Freischärlern abgestritten und in der sogar behauptet wurde, der Aufstand sei eine Erhebung der memelländischen Landbevölkerung zugunsten Litauens, fand nicht die gebührende Zurückweisung. Inzwischen war eine Sonderkommission nach Memel abgereist mit dem Auftrag, die Souveränität der Alliierten im Memellande wieder herzustellen. Diese Kommission versuchte energisch aufzutreten, aber ihr ganzer Erfolg bestand nur darin, daß die „Revolutionsregierung“ Simonaitis zurücktrat und einem neuen, nicht viel anders gearteten Landesdirektorium Platz machte.

Dieser „Erfolg“ wurde außerdem mit der tatsächlichen Kapitulation vor den Litauern erkauft. Am 16. Februar 1923 wurde die Souveränität über das Memelgebiet an Litauen übertragen, und zwar unter folgenden Bedingungen, die ohne Vorbehalt angenommen werden sollten: Schaffung einer autonomen Regierung und einer Volksvertretung im Memelgebiet; Anerkennung beider im Gebrauch befindlicher Sprachen, Gleichberechtigung aller Einwohner ohne Rücksicht auf Rasse, Sprache und Religion; freier Durchgangsverkehr zur See zur Sicherung der Interessen der benachbarten litauischen und polnischen Gebiete; Errichtung einer Freihafenzone in Memel; Ausarbeitung eines Statuts des Memelgebiets.

Die Litauer ließen sich die Anerkennung ihres Raubes durch die Alliierten gern gefallen, aber sie dachten gar nicht daran, allen Bedingungen ohne weiteres zuzustimmen, sie suchten vielmehr eine direkte Zusage zu umgehen. Es bedurfte erst eines Ultimatums von Paris aus, um die litauische Regierung zur Entsendung von Delegierten zu bewegen, die zur Mitarbeit am Memelstatut und zum Abschluß einer Memelkonvention die nötigen Vollmachten besaßen.

Während dieser Verhandlungen zwischen den Alliierten und Litauen erstattete die Sonderkommission am 6. März 1923 ihren Bericht an die Botschafterkonferenz. Dieser Bericht ist überaus bedeutungsvoll, darum sollen wenigstens zwei kurze Abschnitte hier eingefügt werden. Es heißt dort:

„Trotz gegenteiliger Behauptung der Mitglieder der litauischen Regierung und ihres Vertreters in Memel kann nicht abgestritten werden, daß der Gewaltstreich (coup de force) am 10. Januar von der Kownoer Regierung erdacht, vorbereitet und eingeleitet worden ist ...

Die Ostgrenze des Memelgebiets, die frühere deutsch-russische Grenze, stellt eine wirkliche Scheidewand zwischen zwei verschiedenen Zivilisationen dar. Mindestens ein Jahrhundert trennt sie voneinander. Es ist eine richtige Grenze zwischen West und Ost, zwischen Europa und Asien!“ ...

Es ist gewiß eine große Genugtuung für uns, daß die Sonderkommission in ihrem ausführlichen Bericht die tatsächlichen Verhältnisse im Memelgebiet und in Litauen der Wahrheit gemäß darstellte. Warum aber hat denn die Entente unsern unzählige Male vorgebrachten gleichen Feststellungen nicht Gehör geschenkt, als es noch Zeit war, die 140 000 Deutschen vor dem Zugriff der Litauer zu bewahren? Warum wurde dieses deutsche Memelland mit seiner alten, hohen Kultur uns entrissen und mit dem kulturlosen — oder wie die Kommission sich ausdrückte — gewissermaßen in Asien liegenden Großlitauen verbunden? — Weil die Väter des Versailler Diktats sich nur von dem Haß und dem Vernichtungswillen gegen alles, was deutsch heißt, haben leiten lassen! —

Die Pariser Verhandlungen über das Memelstatut zogen sich bis zum März 1924 hin. Es war dies eine Zeit besonders schmerzlicher Erfahrungen für die Memelländer. Die Litauer nutzten den vertragslosen Zustand nach Kräften aus und schufen in mancher Hinsicht vollendete Tatsachen. Schon im Januar 1923, als der Putsch eben erst gelungen war, wurde der Versuch gemacht, die memelländischen Schulen schnellstens zu litauisieren. Doch Lehrer und Lehrmaterial fehlten. Darum begnügte sich das Landesdirektorium zunächst damit, einige litauische Lehrstunden einzuführen, während die Unterrichtssprache vorläufig noch deutsch blieb. Um so stärker setzte die Litauisierung auf andern Gebieten ein. Im Februar 1923 wurde die litauische Währung neben der deutschen eingeführt, und schon seit Mitte Juni 1923 war der Lit das alleinige Zahlungsmittel. Auch Post, Telegraphie und Eisenbahn im Memellande wurden gleichzeitig in litauische Verwaltung genommen, und alle Ortsnamen wurden litauisiert. Der Name und der Poststempel Memel verwandelten sich in Klaipéda. Zwar bestritten die Alliierten die Rechtmäßigkeit aller dieser Maßnahmen, aber die Litauer ließen sich dadurch keineswegs stören.

Das Wirtschaftsleben des Memellandes hatte durch den Litauereinfall schwer gelitten. Eine gefährliche Wirtschaftskrise setzte ein, und im April 1923 trat die Arbeiterschaft in den Generalstreik. Die ganze deutsche Bevölkerung nahm daran Anteil, so wurde der Streik zu einer Protestkundgebung des Deutschtums gegen die litauische Willkürherrschaft.

Die litauische Regierung ging mit aller Schärfe gegen die streikenden und protestierenden Memelländer vor. Militär wurde eingesetzt; es gab viele Tote und Verletzte bei dem Zusammenstoß. Vor den Folgen ihres Schreckensregiments schienen die Litauer aber selbst Furcht zu haben, darum lenkten sie — wenigstens zum Schein — ein. Um die Gemüter zu beruhigen, versprach die litauische Regierung, von sich aus Parlamentswahlen und ein Autonomiestatut. Doch wahrscheinlich war das nur eine taktische Maßnahme; denn als die Botschafterkonferenz die Verordnung der vorläufigen Autonomie ablehnte — vielleicht weil sie andere Bestimmungen hatte treffen wollen, die den polnischen Interessen mehr gerecht werden sollten — hielten sich die Litauer an ihre Zusicherungen gegenüber den Memelländern auch nicht mehr gebunden. Von da ab wurde die Bedrückung der Deutschen immer unerträglicher.

Fast ein ganzes Jahr dauerte es, bis zwischen der Botschafterkonferenz und der litauischen Regierung eine Einigung über

das Memelabkommen erzielt war. Und dann vergingen noch Monate, bis die Ratifizierung durch den litauischen Sejm (am 30. Juli 1924) erfolgte. Endlich war auch diese Klippe umfahren. Das Memelabkommen lag als Staatsvertrag zwischen Litauen und den vier Hauptmächten Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan da. Eine neue, bessere Zeit für den Memelgau konnte beginnen. — In Wirklichkeit aber fing nun, da die Großmächte ihre Arbeit für beendet hielten, das Martyrium der Memelländer erst recht an; denn die Tätigkeit der Litauer von da ab bis zur Gegenwart bestand in nichts anderem, als in einer fortgesetzten Verletzung des Memelstatuts und in einer dauernden Vergewaltigung der Memelländer. Ziel ihres Tuns war und ist allen Verträgen zum Trotz: die Vernichtung des Deutschtums im Memelland.

Das Martyrium des Memellandes unter der Litauerherrschaft

Von Karl Padufal.

Das Memelstatut mit der darin festgesetzten Autonomie bietet dem memelländischen Deutschen die Garantie, daß er sich gegen ein Hinabziehen in den Völkersumpf Halbasiens wehren kann. Mit Ausnahme der Kommunisten hatten alle memeldeutschen Parteien die Verteidigung der Autonomie auf ihre Fahnen geschrieben, und ist es nicht bezeichnend genug, daß ausgerechnet eine litauische Partei sich heuchlerisch „Autonomiepartei" nennt, nur um sich bei der Bevölkerung in ein gutes Licht zu setzen?

Die Einstellung der litauischen Regierung zur Autonomie kommt klar und deutlich in der Erklärung des litauischen Vertreters im Haag, Sidzikauskas, zum Ausdruck: „Die Autonomie ist darauf berechnet, eine allmähliche Entwicklung durchzumachen und schließlich gänzlich zu verschwinden." Das heißt also, daß die Ursachen, die zur Gewährung der Autonomie geführt haben, nämlich bodenständige Kultur und völkische Eigenart, verschwinden muß. So war denn auch seit dem Inkrafttreten des Statuts das Bestreben der litauischen Regierung darauf gerichtet, diese „Entwicklung" zu beschleunigen. Es ist eine irrige Auffassung, die letzten unerhörten Gewaltakte mit einer Gesinnungsänderung der litauischen Machthaber zu erklären. Sie haben nur ihre Taktik geändert und den nach ihrer Meinung geeigneten Zeitpunkt zur endgültigen Beseitigung der Autonomie gewählt. Bis dahin hatten sie unter dauerndem Wechsel ihrer Angriffsmethoden versucht, den Memelländern ein Recht nach dem andern zu nehmen und sich anzueignen. Trat dabei dank der Abwehrmaßnahmen der Führer des Memeldeutschtums ein Fehlschlag ein, so war es ein Leichtes, den betreffenden Gouverneur zum Sündenbock zu stempeln. Bei seinem Sturz fiel er meistens die Rangleiter hinauf. An der Politik dem Memellande gegenüber änderte sich grundsätzlich nichts.

Selbstverständlich wird die litauische Regierung niemals offen zugeben, daß sie die Autonomie beseitigen will. Ja, sie dreht sogar den Spieß um, schiebt die Schuld auf die „bösen" Memeldeutschen, die angeblich die Litauer im Memelgebiet terrorisieren, und spielt sich als Hüterin der Autonomie auf, indem sie vorgibt, die Litauer vor den Uebergriffen der Deutschen schützen zu müssen, eine kaum zu überbietende Frechheit und Heuchelei! Neuerdings hat sie als Angeklagter sich sogar zum Richter über die Auslegung des Memelstatuts gemacht.

Wie sie das Statut auszulegen gedenkt, zeigt uns ihre Einstellung zur Sprachenfrage. Nach Artikel 27 sollen die litauische und die deutsche Sprache als gleichberechtigte Amtssprachen anerkannt werden. Diese klare Bestimmung hinderte die litauische Regierung nicht, die deutschen Stationsnamen auf den Bahnhöfen durch erfundene litauische zu ersetzen. Erst nach langen Kämpfen war es den deutschen Parteien gelungen, die Beschriftung auch in deutscher Sprache durchzusetzen. Aber vergebens sucht man in den Bahnhofsräumen, Postanstalten und Zollämtern nach deutschen Aufschriften und Bekanntmachungen in deutscher Sprache. Daß die Drucksachen dieser Staatsbetriebe nur in litauischer Sprache gehalten sind, ist hiernach selbstverständlich. So ist z. B. das amtliche Telephonverzeichnis für die memelländische Bevölkerung unbrauchbar, weil darin sogar die Namen der Teilnehmer litauisiert sind, und die Herausgabe einer deutschen Uebersetzung durch das „Memeler Dampfboot" wurde von den Deutschen daher dankbar begrüßt. Seit einem Jahre weigern sich die Postanstalten sogar, Sendungen mit deutschen Anschriften zu befördern. Um den nichtdeutschen Charakter des Memelgebiets zu demonstrieren, hat das statutenwidrige Direktorium Reisgies angeordnet, daß auch die Firmenschilder in beiden Sprachen gehalten sein sollen. Nehmen wir das Verbot, deutsche Rundfunksendungen zu hören, dazu, so müssen wir festellen, daß den Memelländern sogar das Recht genommen wird, sich in ihrem Privatleben ihrer deutschen Sprache zu bedienen.

Von den frühern deutschen Beamten verlangt man die Ablegung einer litauischen Sprachprüfung, obwohl sie dazu nicht verpflichtet sind, und hat diejenigen, die sie nicht abgelegt haben, gehaltlich auf den Stand von 1925 herabgedrückt. Von einer Prüfung in der deutschen Sprache hat man bisher nie etwas gehört. Die litauischen Beamten in den Staatsbetrieben beherrschen die deutsche Sprache meistens überhaupt nicht. Es kommt häufig vor, daß sie es als Anpöbelung auffassen, wenn sie in deutscher Sprache angeredet werden.

Deutsche Beamte sind in diesen Betrieben kaum noch vorhanden. Die litauischen Behörden haben sie nach und nach mit Gewalt hinausgedrängt. Sie wurden allen nur erdenklichen dienstlichen Schikanen ausgesetzt. Das letzte Mittel war gewöhnlich eine Versetzung in das Innere Groß-Litauens, die sie endlich mürbe machte und sie zwang, aus ihrer Beamtenstellung auszuscheiden. So achtet man die wohlerworbenen Rechte der Beamten nach Art. 28 des Statuts.

Einer merkwürdigen Anteilnahme seitens der Zentralregierung „erfreute" sich seit jeher das memelländische Schulwesen. Das Memeler Lehrerseminar war als Lehrerbildungsstätte beibehalten worden. Der deutsche Direktor wurde widerrechtlich abgesetzt und durch einen Litauer ersetzt. Ebenso ging es einem sehr großen Teil des Lehrerkollegiums. Bei den Schüleraufnahmen wurde den litauisch eingestellten Schülern immer der Vorzug gegeben. Oft sind Schüler, die sich offen zum deutschen Volkstum bekannten, entlassen worden. Die deutsche Sprache ist nur im Mathematik- und im Deutschunterricht zugelassen.

Es ist wohl noch zu wenig bekannt, daß es im Memelgebiet eigentlich nur höhere Schulen gibt; denn auch in der kleinsten Landschule wird eine Fremdsprache getrieben, und zwar eine der beiden Amtssprachen. Die Unterrichtssprache ist die Sprache der Mehrheit der Schüler. Da ist die Entscheidung oft sehr schwer, da in vielen Familien deutsch und litauisch gesprochen wird. Nach litauischer Auffassung ist der Wunsch der Eltern bei der Feststellung der Unterrichtssprache nicht maßgebend; das böse Gewissen verbietet das. Der Lehrer allein soll das Recht haben, die Muttersprache der Kinder nach den Familiennamen zu bestimmen. Uebrigens gibt es unter den Führern der Litauer solche mit echt deutschen Familiennamen, denen sie allerdings litauische Endungen gegeben haben. So ist es nur zu erklären, daß von den 228 Volksschulen 222 die litauische Unterrichtssprache haben sollen, wie es eine neue Verordnung bestimmt, deren Durchführung aber an dem einmütigen Widerstande der Bevölkerung, die mit dem Schulstreik gedroht hatte, vorläufig gescheitert ist. Um das Schulwesen ganz in die Gewalt der Zentralregierung zu bringen, wurde beim Gouvernement ein Schuldezernat eingerichtet, das die Kontrolle über das gesamte memelländische Schulwesen ausüben soll. Damit ist die Schulautonomie gefallen.

Selbst die evangelische Kirche ist von gewaltsamen Eingriffen der Litauer nicht verschont geblieben. Bereits im Jahre 1923 wurden fast alle Geistlichen abgesetzt. Ein litauischer Kommissar sollte die kirchlichen Angelegenheiten neu regeln; jedoch nahm diese Aktion infolge des kraftvollen Widerstandes aller Evangelischen ein klägliches Ende. Im Jahre 1934 wurde der Angriff

auf die Kirche wiederholt. Zehn Geistlichen wurde die Arbeitsgenehmigung entzogen. Sie sollen durch litauische Geistliche, die schnell an der Kownoer Universität ausgebildet werden, ersetzt werden. Es bleibt abzuwarten, ob die evangelischen Memelländer diesen Eingriff in ihre ureigensten Rechte so ohne weiteres hinnehmen werden.

Der memelländische Landtag steht diesen Uebergriffen der Zentralregierung ziemlich machtlos gegenüber. Es ist bezeichnend genug, daß kein Landtag die vorgesehene Sessionszeit von zwei Jahren erlebt hat. Natürlich versuchten die Litauer mit allen erdenklichen Mitteln, die Mehrheit zu bekommen. Da Versprechungen nichts fruchteten, wurden vor allen Dingen wirtschaftliche Repressalien, z. B. Entziehung von Krediten und Nichtabnahme von Schlachttieren für den Export, angewandt, um die Widerstrebenden zum Eintritt in die litauischen Parteien zu veranlassen. Ungeheurer Wahlterror seitens der hierzu kommandierten litauischen Schützen, Bestechungsversuche, Knebelung der deutschen Presse, Verbot von Versammlungen, zwangsweise Einbürgerung von Großlitauern sollten den deutschen Parteien den Garaus machen. Die Standhaftigkeit der Bevölkerung aber blieb über alles Lob erhaben. Immer hatte der Landtag eine überwältigende deutsche Mehrheit. Es gab dann aber noch andere „Mittelchen", den Landtag an seiner Arbeit zu hindern und vor allen Dingen die deutsche Mehrheit bei den Wählern in Mißkredit zu bringen. So wurden beschlossene Gesetze vom Gouverneur nicht verkündet, das eingelegte Veto wurde statutwidrig nicht begründet, so daß ein großes Rätselraten bei den Abgeordneten anhub usw. Schließlich wurde der Landtag mit Hilfe eines litauischen Direktoriums aufgelöst. Ein starkes Stück sind die Maßnahmen gegen den letzten Landtag gewesen. Einigen deutschen Abgeordneten wurden die Mandate entzogen, ohne daß man die Ersatzmänner nachrücken ließ. Die litauischen Parteien erschienen nicht zu den Sitzungen, einige Abgeordnete der deutschen Parteien wurden mit Gewalt von den Sitzungen fern gehalten, so daß der Landtag mehrfach beschlußunfähig blieb und unter der Begründung der Arbeitsunfähigkeit von einem statutwidrigen Direktorium aufgelöst wurde. Von den vielen Direktorien besaßen nur zwei, nämlich das Direktorium Böttcher und das Direktorium Schreiber, das Vertrauen des Landtages. Beide wurden unter erlogenen Anschuldigungen gewaltsam durch den Gouverneur beseitigt, trotzdem sie sich peinlichst an ihre Zuständigkeiten hielten und eine sachliche Aufbauarbeit leisteten.

Rechtsbruch folgte auf Rechtsbruch! Auch die autonome Gerichtsbarkeit wurde planmäßig zerstört. Die litauischen Beamten wurden der memelländischen Gerichtsbarkeit entzogen, und es kam sogar dazu, daß Gefangene mit Gewalt aus den memelländischen Gefängnissen herausgeholt wurden. Seit der Verkündigung des Gerichtsverfassungsgesetzes vom 11. Juli 1933, eines völlig illegalen Aktes, der die memelländische Gerichtsbarkeit gegen alles Recht dem Justizminister in Kowno unterstellt, gibt es im Memelgebiet keine autonome Gerichtsbarkeit mehr.

Um eine geordnete Rechtspflege überhaupt auszuschalten, wurde der im Dezember 1926 anläßlich eines Putsches der heutigen Kownoner Machthaber verkündete Kriegszustand bis heute beibehalten, weil er sich bei Rechtsbrüchen gut bewährt hatte. Tausende wurden geringfügiger Vergehen wegen oder auch schuldlos ohne ein gerichtliches Verfahren und ohne sich verteidigen zu können, mit hohen Geld- und Freiheitsstrafen belegt. Daß bei diesen Verhältnissen von einer Presse- oder Versammlungsfreiheit keine Rede sein kann, ist selbstverständlich. Die Einfuhr deutscher Zeitungen und Zeitschriften wurde verboten, die memeldeutschen Zeitungen wurden mit Verboten und Geldstrafen überschüttet. Selbst die Herausgabe deutscher Preisberichte wird ihnen heute untersagt. Nicht nur politische Versammlungen, sondern auch die Beratungen der Berufsvertretungen, ja, sogar die der Gemeindevertretungen und Schulvorstände, wurden überwacht. Das Spitzelwesen wuchs sich zu einer Landplage aus. Führende Männer wurden im In- und Auslande „beschattet".

Wir sehen also, daß der Kampf gegen die Autonomie, d. h. gegen das Deutschtum, mit allen Machtmitteln geführt wurde. Die Memelländer konnten dagegen kaum etwas unternehmen. Beschwerten sie sich beim Völkerbund und wurde die Zentralregierung zur Verantwortung vorgeladen, so wandte sie stets zwei Mittel an, um sich dieser zu entziehen, nämlich die Verschleppungstaktik und schließlich das scheinbare Nachgeben. Bisher hat noch kein Eingreifen des Völkerbundes die litauische Regierung veranlassen können, ihre autonomiefeindliche Politik einzustellen.

Dieses Verhalten der litauischen Regierung gegenüber den Vorstellungen der Signatarmächte können wir auch heute wieder deutlich beobachten. Die gegenwärtigen unerhörten Uebergriffe stellen so ziemlich alles in den Schatten, was an Terrorakten in der neueren Geschichte zu verzeichnen ist. Wieder einmal benutzt sie eine nach ihrer Meinung günstige politische Konstellation, um vollendete Tatsachen zu schaffen und die Autonomie vollständig zu zerschlagen.

Es ist selbstverständlich, daß eine so spezifisch deutsche Bewegung, wie der Nationalsozialismus sie darstellt, an den Reichsgrenzen nicht halt machte und auch von den außerhalb der Reichsgrenzen wohnenden Volksgenossen mit Begeisterung aufgenommen wurde. Die Auslandsdeutschen haben eine große Reife für die Aufnahme des Nationalsozialismus bekundet; denn sie hatten immer und immer wieder Gelegenheit, von einer höheren Warte aus das beschämende Bild der Parteiwirtschaft im alten Deutschland zu beobachten. Sie waren ferner gewohnt, im Kampfe um ihr Volkstum ihren Führern durch dick und dünn zu folgen und füreinander einzustehen, und nicht zuletzt erhofften sie von einem starken Deutschland eine Besserung ihres harten Loses. Ihre große Wahlbeteiligung, die oft mit großen finanziellen und persönlichen Opfern verbunden war, ist ein schlagender Beweis für meine Behauptung. Mit großer Begeisterung verfolgte das memelländische Volk die Vorgänge im neuen Deutschland und freute sich der Einigkeit des neuen Deutschland. Leider kam es infolge von Führerstreitigkeiten zur Gründung zweier Parteien, die sich aber in ihren Zielen nicht unterschieden. Beide erklärten ihre Loyalität gegenüber dem litauischen Staate; sie wollten nur die innerpolitischen Verhältnisse im Memelgebiet bessern und wurden daher vom Kriegskommandanten genehmigt.

Zuerst ließ man die neuen Parteien gewähren. Ein aufmerksamer Beobachter konnte sich aber des Eindrucks nicht erwehren, daß die Litauer die Regungen dieses neuen völkischen Lebens scharf beobachteten. Die Parteien ließen sich in ihrer Aufbauarbeit nicht stören, denn sie hatten ein reines Gewissen gegenüber dem litauischen Staate. Als aber infolge der Emigrantenhetze und der feindlichen Einstellung einiger ausländischer Regierungen dem Nationalsozialismus gegenüber die Deutschenverfolgungen in den Grenzgebieten einsetzten, hielt die litauische Regierung die Stunde für gekommen, um blitzartig gegen das Deutschtum im Memelgebiet loszuschlagen. Von vornherein standen bei ihr die Verbrechen der neuen Parteien fest. Ehe noch die Untersuchungsergebnisse vorlagen, wurden sie beschuldigt, „Vorbereitungen zum bewaffneten Aufstand mit dem Ziele einer gewaltsamen Abtrennung des Memelgebiets von Litauen getroffen zu haben." Ein Staatsschutzgesetz wurde geschaffen, das jede völkische Regung der Memelländer unter härteste Strafe stellt, mit Gefängnis oder mit Zuchthaus bedroht. Jeder Memelländer, der sich zum Deutschtum bekennt, ist danach ein Verbrecher. Die Zentralregierung entsandte ihre eigenen Untersuchungsrichter ins Gebiet, die vor allen Dingen Material zur Stützung der Anklage herbeizuschaffen hatten. Haussuchungen wurden überall vorgenommen, und alles, was irgendwie als Material brauchbar war, wurde beschlagnahmt. Es verging kaum ein Tag, an dem nicht die Beschlagnahme von verbotenen Schriften und angeblich „un-

Kirschblüte am Abhang der Elbinger Höhe

Bild zur Arbeit von Dr. Theodor Hurtig



Photo: Dr. Hoffmann

geheuren" Waffenvorräten in großer Aufmachung in die Welt hinausposaunt wurde. Dieses Geheul paßte sehr gut in das Konzert der Emigrantenhetze, wurde in gewissen Kreisen des Auslandes mit Genugtuung aufgenommen und weidlich ausgeschlachtet. Das Direktorium Schreiber wurde unter der Begründung, daß es gegen die Parteien nichts unternommen hatte, gewaltsam beseitigt. Dann ging man daran, die Gefängnisse Großlitauens mit Memelländern zu füllen. Durch viehische Grausamkeiten versuchte man von den Angeklagten Geständnisse zu erpressen. Sogar die Belastungszeugen, unter denen viele Schüler waren, wurden bedroht, um erfundene Aussagen und Unterschriften unter gefälschte Protokolle zu erzwingen. All diese Dinge sind zum großen Leidwesen der Justizverbrecher bei der Gerichtsverhandlung ans Tageslicht gekommen und haben großes Aufsehen erregt. Durch eine lange Haft — einige Gefangene warteten ein ganzes Jahr auf ihr Urteil — in unzulänglichen, verwanzten und verlausten Räumen, durch ewige Schikanen auch den Angehörigen gegenüber, wurde versucht, diese aufrechten Menschen mürbe zu machen; alles vergebens. Die Angeklagten wurden selbst in ihrer Verteidigung behindert, indem man ihnen keine Uebersetzungen der Anklageschrift zustellte; einige von ihnen haben erst bei der Verhandlung erfahren, wessen man sie beschuldigte. Gesuche, Protestschreiben und Telegramme in deutscher Sprache wurden unerledigt zurückgeschickt. Von den Entlastungszeugen wurde nur ein kleiner Teil geladen und dann noch in der Aussage behindert.

Dann schließlich wurde der Schauprozeß mit großem Pomp aufgezogen. Von den Belastungszeugen fielen natürlich die meisten um, was die litauische Presse auf eine „Beeinflussung durch die Gefangenen" zurückführte, während diese Aermsten bei der scharfen Bewachung sich gar nicht rühren konnten. Eine große Enttäuschung bereitete dem sensationslüsternen Publikum die Oeffnung der Kisten mit beschlagnahmtem Material; es waren etwa 100 Revolver und Jagdgewehre, für die in fast allen Fällen vom Kriegskommandanten registrierte Waffen- bzw. Jagdscheine vorlagen, so daß die Sachverständigen die Unzulänglichkeit zugeben mußten. Nicht ein Schein der schweren Beschuldigungen ist an den Angeklagten hängen geblieben.

In ihrem Gutachten über den Memelprozeß haben die beiden angesehenen englischen Rechtsanwälte Lawrence und Norris unter anderem folgendes gesagt: „Der Beweis für einen bewaffneten Aufstand beruht ganz und gar auf Gerüchten, die von einem englischen Gerichtshof nicht ernst genommen worden wären."

Trotz allem erfolgte das furchtbare Bluturteil, das wir alle kennen! Die litauische Justiz besaß die Unverfrorenheit, über deutsches Volkstum zu Gericht zu sitzen; sie hat sich selbst gerichtet! Noch in letzter Minute versuchte man die memelländischen Gefangenen zum Eingeständnis ihrer Schuld zu bewegen, indem man ihnen die Begnadigung versprach. Sie haben ihrem Volkstum die Treue gehalten und dieses Ansinnen mit Verachtung zurückgewiesen, da sie nichts Unrechtes taten.

Ihr Brüder jenseits der Memel,

Treue um Treue!

Ostpreußens kolonisatorische Aufgabe

/ Von Professor Dr. v. Grünberg, Königsberg.

Die liberalistisch-kapitalistische Entwicklung des letzten Jahrhunderts hat die wirtschaftlichen Kräfte des deutschen Volkes in den Großstädten und Industriezentren des Westens und der Mitte des Reiches zusammengeballt und den Osten vernachlässigt. Gleichzeitig verlagerte sich auch das geistige, kulturelle und weltanschauliche Schwergewicht Deutschlands einseitig nach dem Westen.

Während sich die Bevölkerung in den Großstädten des Westens staute, wurden dem Osten Jahr für Jahr Tausende seiner besten Menschen entzogen — Ostpreußen hat in den letzten 100 Jahren rund 1 Million Menschen durch Abwanderung verloren —. Die Folge war die räumliche Auseinanderreißung des Volkes. Je weiter wir nach Osten gehen, desto mehr herrscht der rein landwirtschaftliche Charakter vor, desto größer ist die Marktferne, desto mehr ist die landwirtschaftliche Not eine Not, die unmittelbar aus dieser Marktferne entspringt.

Nur dadurch, daß das deutsche Volk aus den Großstädten in die Landschaft aufbricht, und daß es damit den Osten mit einer zweiten volksgemeinschaftlichen Kolonisationswelle überzieht, die Arbeitsstätten des Gewerbes, des Handels, des Handwerks und endlich damit im Zusammenhange auch die Schaffung neuer landwirtschaftlicher Betriebe umfaßt, kann es den deutschen Osten retten und dem deutschen Volke die Heimat wiedergeben, sowie auch einen Binnenmarkt schaffen. Denn ein Binnenmarkt ist nur möglich, wenn die Landschaft kaufkräftiger wird, und diese wird kaufkräftiger durch die enge Verflochtenheit aller volksgemeinschaftlichen Tätigkeit im Raum der Heimat.

Der Nationalsozialismus wird sich im Laufe der Zeit auch auf die Siedlungs-Arbeits- und Wohnformen des deutschen Volkes auswirken müssen. Es wird unsere Aufgabe und noch mehr die Aufgabe unserer Kinder sein, den deutschen Arbeiter vom Großstadtbewohner wieder zum Landbewohner zu machen. Der deutsche Arbeiter gehört letzten Endes in die Dorfgemeinschaft, und er muß Nachbar des Bauern werden. Auf der einen Seite muß der Bauer etwas von der Lebenskultur des deutschen Arbeiters annehmen, während auf der andern Seite der Arbeiter durch seine Aufnahme in die Dorfgemeinschaft etwas vom deutschen Bauerntum annehmen muß, nämlich die Bodenständigkeit und die Freude an seinen Kindern. Die soziale Frage wird letzten Endes nur durch einen neuen Prozeß der inneren Kolonisation in Deutschland gelöst werden, der ganz planmäßig Arbeitersiedlung und Bauernsiedlung umfaßt und dessen Ziel es ist, lebensfähige, gesunde soziale Gebilde aus Arbeitern, Bauern und gewerblichem Mittelstand auf dem Lande in Deutschland zu schaffen, und der unserer deutschen Stadt wieder die Stelle gibt, die ihr gebührt, nämlich der kulturelle, wirtschaftliche und politische Mittelpunkt einer kräftigen, volksgemeinschaftlich aufgebauten Landschaft zu werden, nicht aber der soziale Schutthaufen zu bleiben, der sie heute ist. Die Erfüllung dieses Programms wird auf sich warten lassen, hauptsächlich deswegen, weil dazu im Bauerntum, Arbeitertum und Beamtentum ein nationalsozialistisches Menschenmaterial gehört, das heute noch nicht in ausreichendem Maße zur Verfügung steht, und daß dazu eine Einsicht gehört bei den Führern unserer industriellen Produktion, die heute noch nicht vorausgesetzt werden kann. Gleichwohl muß man beginnen, nach diesen aus der nationalsozialistischen Weltanschauung stammenden Maßstäben mit den geringen Möglichkeiten, die heute gegeben sind, zur Tat zu schreiten.

Dieser Kolonialprozeß kann nur etappenweise stattfinden. Es geht einfach nicht, daß man heute dort und morgen dort umsiedelt und Mittel planlos über den Raum verteilt. Man muß zunächst an wenigen Stellen diese Aufbauarbeit leisten, und zwar hat dieser Aufbau in Ostpreußen zu beginnen, weil es völkisch am stärksten gefährdet ist und weil die Voraussetzungen für die Schaffung einer neuen Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur hier am günstigsten sind. Ostpreußen ist die Brücke von Mitteleuropa nach Osteuropa, es ist der Schlüsselraum der ganzen östlichen Ostsee. Welches Volk an der Ostsee den Ausschlag gibt, das entscheidet sich an Ostpreußens Grenzen. Ostpreußen liegt inmitten eines Raumes, welcher durch einen ungeheuren agrarischen Ueberbevölkerungsdruck gekennzeichnet ist. Dieser osteuropäische Agrar-Ueberbevölkerungsdruck schließt stets die Gefahr des Bolschewismus in sich, denn wenn man den russischen Bolschewismus einmal wirtschaftlich verleitet, dann ist zumindest die Hartnäckigkeit seines Bestehenbleibens durch die russische Dorfarmut zu erklären.

Deshalb entscheidet sich in Ostpreußen nicht nur, wem die Ostsee gehört, sondern ob es gelingt, diesen osteuropäischen Raum vor der Gefahr des Agrarbolschewismus zu retten.

Denn die Rettung aus dieser Agrarsituation für Osteuropa ist gar nicht anders zu denken, als durch die Schaffung eines intensiven Marktes im Schlüsselraum dieser Länder. Die ungeheure Vereisung an den Grenzen in Osteuropa muß auftauen, und dieser Raum muß aus seiner Erstarrung gelöst werden; und dies ist nur dadurch zu erlangen, daß Deutschland sein Gewicht im Osten einsetzt.

Nirgends spürt man die Notwendigkeit eines großen weltanschaulichen Umbruchs so wie hier in Ostpreußen. Wir haben nämlich gelernt, daß uns nicht mit Einzelmaßnahmen zu helfen ist, sondern nur durch die geistige Umkehr des ganzen Volkes vom Wege der Verstädterung und vom Wege des Westens. Der wirtschaftliche Aufbau Ostpreußens ist aber nicht so sehr eine wirtschaftliche Angelegenheit als vielmehr der erste Schritt auf dem praktischen Weg, auf dem im Glauben und in der Hoffnung die deutsche Jugend heute bereits marschiert. Dieser Neubau der Volksgemeinschaft vom Lande aus ist eine so eminente Tat des politischen Willens und erfordert einen so umfassenden und einheitlichen Einsatz des Willens, daß er überall dort scheitern oder fehlerhaft werden muß, wo die Totalität in diesen Dingen nicht gewahrt werden kann. In dieser Provinz verbindet sich mit dem nationalsozialistischen Wollen das nationalsozialistische Müssen und das verwaltungspolitische Können. Hier in Ostpreußen gilt es die Erfahrungen zu sammeln, Beispiele zu schaffen und auch die Führer zu erziehen, die hier die Umstellung im kleinen erproben, so daß es später nur eine Frage des Maßstabes ist, den Gedanken der volksgemeinschaftlichen Kolonisation auf das gesamte Siedlungsgebiet zu übertragen.

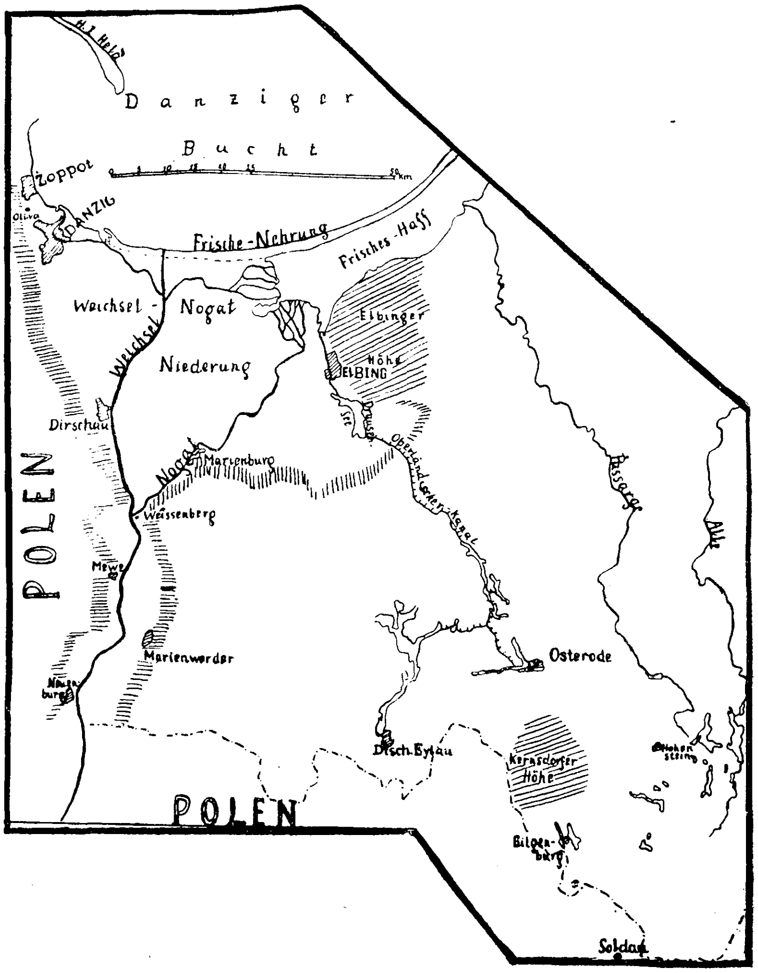
Der Westen unserer Heimatprovinz Ostpreußen

Von Dr. Theodor Hurtig, Elbing.

Will man die Landschaft im Westen unserer Provinz Ostpreußen recht tief erfassen, so gibt es dafür besonders hervorragende Stellen. Es sind zwei Höhengebiete, zwei Burgen und ein Denkmal. Oestlich und nördlich von Elbing liegt die gleichnamige Höhe, südlich von Osterode ragt die Kernsdorfer Höhe besonders eindrucksvoll empor, an der Nogat steht die stolze Marienburg, an dem hohen östlichen Weichseltalrand das Schloß Marienwerder und bei Hohenstein befindet sich das Tannenberg-Denkmal, das mit seinen massigen Türmen über das bedeutendste Schlachtfeld unserer Heimat schaut. Von diesen Höhen und Bauwerken erhält man nicht nur ein vortreffliches Bild von der umliegenden Landschaft, sondern man erlebt von ihnen auch ihr Schicksal, das heißt ihre

Geschichte, und man fühlt und spürt, bei längerem Verweilen, etwas von ihrer Seele, von dem großartigen Zusammenspiel zwischen Natur und Kultur, zwischen Boden und Mensch.

Wenn zur VDA-Tagung unsere Volksgenossen aus Mittel- und Süddeutschland zu uns kommen und ihre Fahrten nach der Elbinger Höhe lenken, so werden sie erstaunt sein, hier eine Landschaft zu finden, die mit ihren Höhen und tiefen Gründen, mit



ihren rauschenden Bächen und weiten Buchenwaldungen ein Stück ihrer eigenen Heimat darzustellen scheint. Wohl ist die absolute Höhe nicht groß, sie beträgt nur rd. 200 Meter, aber das bewegte Höhengebiet fällt jäh zum Frischen Haff und zur Drausensee-Niederung ab und läßt dadurch Vergleiche mit den flachwelligen Kuppen des Harzes oder des Thüringer Waldes aufkommen. Die Steilhänge der Höhe sind allerdings nicht harter Fels, sondern Sand, Lehm und Ton und die kleinen und großen Steine in den tiefen Schluchten sind nicht dort gewachsen, ihre Heimat liegt im skandinavischen Gebirge, von wo sie die Gletscher der Eiszeit hierher verfrachteten. Eine eigenartige Stimmung, besonders zur Frühlingszeit, liegt in den weiten Buchenhallen. Das jung entfaltete Laub schließt mit einem zartgrünen Schleier den Blick zum Himmel ab, und die glatten, grauen Stämme der Bäume wirken wie Säulen, die das grüne Dach stützen. Das Unterholz ist nur spärlich, dafür breitet sich dort zur Frühlingszeit ein Teppich von Anemonen und Leberblümchen aus und gibt einen wunderbaren Kontrast zum Grau der Stämme und zum Grün des Blätterdaches. In dem Buschwerk an den Hängen der Höhe schmettert die ostpreußische Nachtigall, der Sprosser, ihr Lied und der Ruf des Kuckuck tönt weit hörbar durch die Natur. Dann und wann wird der Wald der Höhe von weiten Wiesenstücken unterbrochen. Sie wirken, aus der Ferne gesehen, wie Matten auf einem Gebirge, und auf ihnen weidet Vieh, das wie in der süddeutschen Gebirgslandschaft Glocken um den Hals trägt. Welche vortrefflichen Fernblicke hat man dann von diesem Höhengebiet aus! Auf dem Westrande stehend, sieht man zu seinen Füßen die Stadt Elbing. Die schlanken Türme der Kirchen und des Rathauses beherrschen zusammen mit den hohen Schornsteinen der Schichau-, Komnick- und Büssing-Werke das Stadtbild. Mit schmalem, silbernem Band zieht der Elbing-Fluß nordwärts zum Frischen Haff hin und südwärts schließt sich unmittelbar an die Stadt der Drausensee, aus dem der Elbingfluß seinen Lauf nimmt. Dieser stellte in früheren Zeiten den südlichen und südöstlichen Ausläufer des Frischen Haffes dar. Im Frühjahr blinkt sein offenes Wasser in breiter Fläche herüber, im Sommer steht dort ein dichter Rohr- und Schilfwald. In ihm leben großen Mengen von Wildenten, Wasserhühnern und Tauchern, in ihm lebt auf freien Stellen auch der stolze Wildschwan. Die Rohrweihe gleitet mit schwerem Flügelschlag über die verlandenden Flächen hinweg, und an kleinen Landzungen stehen die Reiher und warten auf das Fischlein, das sich ihnen ahnungslos im flachen Wasser nähert. Nur eine schmale Wasserrinne wird für den Dampferverkehr zu den Geneigten Ebenen und den Oberländischen Seen offen gehalten.

Dort, wo heute die Stadt Elbing liegt, stand wahrscheinlich einst das alte Truso, jene Handelsstadt am Ilfing, die schon der angelsächsische Wiking Wulfstan am Ende des 9. Jahrhunderts von dem Handelsplatz Haithabu an der Schlei, dem heutigen Schleswig, besuchte. Zur Ordenszeit gründeten lübische Kaufleute an Stelle des sagenhaft gewordenen Trusos die heutige Stadt. Die Namen von Bürgern und die hohen Giebelhäuser mit Beischlägen in der Altstadt erzählen noch von der Entwicklung und der Blüte dieses Gemeinwesens im Mittelalter.

Läßt man von der Elbinger Höhe den Blick westwärts über die Stadt gleiten, so breitet sich ein unendlich flacher Landschaftsteil aus. Gradlinig, wie mit einem Bandmaß gezogen, laufen die Wege in die Ferne, eingefaßt von Kopfweiden mit den charakteristischen Kronen. Der Wald ist dem Ackerland vollständig gewichen. Weithin kann man die einzelnen Gehöfte erkennen und die Kirchtürme von verschiedenen Dörfern unterscheiden. Es ist die Weichsel-Nogat-Niederung, die vor uns liegt. Ehemals war hier eine Bucht der Ostsee, dann ein Teil des Frischen Haffes. Die Weichsel und die Nogat, deren Vorhandensein in dieser Werderlandschaft nur zu ahnen ist, haben aber in tausendjähriger Arbeit, unaufhörlich und nie ermüdend, Sand, Kies und Schlick herangebracht und aus dem Wasser das Land emporsteigen lassen. Mit den Flüssen zusammen arbeitete die Pflanzenwelt an dem Aufbau der Niederungslandschaft. Von der Elbinger Höhe aus (Blickpunkt die Steinorter Höhen) kann man erkennen, wie sich im Bereich der vielgliedrigen Arme der Nogat-Mündung die Schilf- und Rohrstände mit ihrer dunklen und hellgrünen Farbe immer weiter in das Haff hineinschieben und langsam und stetig den Siegeszug gegen das offene Wasser fortsetzen. Die Krönung dieser Arbeit von Fluß und Pflanzenwelt hat aber der Mensch gegeben. Diejenigen, die hier einwanderten, um den Kampf gegen Wasser und Moor aufzunehmen, stammten aus altem Friesengeschlecht. Schon viele Generationen von ihnen hatten in den Niederlanden und der deutschen Nordseemarsch diesen Kampf geführt und waren gegen die Naturgewalten Sieger geblieben. Wenn Gott das Meer schuf, so schufen sie das Land. Der Ausdruck ihres Sieges über Sumpf und Wasser in der Weichsel-Nogat-Niederung sind ihre prachtvollen Dörfer und Hausbauten, die grünen Wiesenflächen mit dem prächtigen Vieh, die blühenden Rapsfelder, die weiten Zuckerrübenäcker und die wogenden Hafer- und Weizenschläge. Ueberall laufen Deiche und Abzugsgräben durch die Landschaft und Pumpwerke, die heute elektrisch getrieben werden, ehemals aber durch Windkraft ihren Antrieb erhielten, sorgen dafür, daß der Grundwasserspiegel so tief gehalten wird, daß er nur die für die Landwirtschaft notwendige Feuchtigkeit behält. Steht man heute an solchen Werken und hört das Summen der Pumpmaschinen und das Plätschern des abfließenden Wassers, so ist das nichts anderes als das hohe Lied auf die Größe des menschlichen Geistes, auf sein nie ermüdendes Schaffen und auf seinen endlichen Sieg. Daß M e n s c h e n hier sind, der Gedanke beuge das Haupt dir, doch daß Menschen hier s i n d, richte dich freudig empor!

Dieses Szenenbild von der Elbinger Höhe gesehen, ist noch nicht zu Ende. Als abschließende Kulisse ragen ganz in der Ferne die Höhen der Westgrenze des Weichsel-Nogat-Deltas empor. Dort liegen die Waldhöhen von Danzig, Oliva und Zoppot, dort leuchtet in der Dunkelheit das Leuchtfeuer von Hela am Abendhimmel auf, und dort liegt irgendwo die alte Hansestadt Danzig mit dem wuchtigen und charakteristischen Bau der Marienkirche. Dieses

Szenenbild in dieser Größe und Gedankenweite muß man einmal ganz tief erlebt haben, und man muß auch noch das andere von der Nordseite der Höhe hinzunehmen, wo die Haffwellen fast den Fuß des Hanges berühren.

Die hohen Schornsteine der großen Ziegeleien von Reimannsfelde und Cadinen stehen hier zur Frühlingszeit zwischen zartem Buchengrün und blühenden Obstbäumen (die Succaser Kirschbaumblüte ist für den Ostpreußen das, was für den Berliner die Blüte im Werder bedeutet), das Frische Haff ist mit Dampfern und Fischerbooten belebt, und der waldbestandene Landstreifen der Frischen Nehrung schließt es zum Meere ab. Dessen Spiegel sieht man von den Höhen bei dem Dorfe Lenzen wie eine Vision über den Spitzen der Nehrungskiefern hervorleuchten. Dieses Bild schließt sich mit dem andern zu einer Einheit zusammen, denn die Nehrung zieht sich in ihren letzten Ausläufern fast bis Zoppot hin, und die Westbucht des Haffes greift auch heute noch weit in die Niederungslandschaft von Weichsel und Nogat hinein. Mit dieser Einheit der Landschaft ist die Einheit der Kultur und des Volkstums gegeben, aber diese Einheit hat heute Menschenwerk zerstört. Die Schöpfer des Vertrages von Versailles, die nur machtpolitisch dachten, aber jedes natürliche Raum- und Volkstumsdenken entbehrten, haben das Land zwischen den Elbinger Höhen und denen von Oliva und Zoppot durch eine Grenze zerschnitten, die heute längs der Nogat zwischen Deutschland und der Freien Stadt Danzig läuft. Das Gebiet der alten Hansestadt ist „Ausland" geworden. Für alle Deutschen und besonders für dich, VDA.-Mitglied, erwächst an dieser Stelle Ostpreußens eine hohe Aufgabe! Mache dir selbst einmal die Einheit dieser Landschaft in Natur, Kultur und Volkstum klar, trage hinaus in alle deutschen Gaue den Ruf, diese Landschaft mit den beiden Zentren Danzig und Elbing zu besuchen und werde niemals müde, das Widersinnige der Schaffung des Freistaates Danzig allen denen mitzuteilen, die mit den Verhältnissen des deutschen Ostens und der Vergewaltigung deutschen Volkstums an der Weichselmündung noch nicht vertraut sind!

Von der Elbinger Höhe wird unser Blick zu einem andern Ausgangspunkt landschaftlicher, geschichtlicher und politischer Betrachtung gelenkt. So wie man westwärts die Höhen von Danzig bis Zoppot erkennen kann, so sieht man südwestwärts die Türme von Marienburg aufragen. Für jeden Ostpreußen und für jeden Deutschen überhaupt sollte die Marienburg die Burg des Ostens sein. Wenn man von Berlin kommend mit dem Eisenbahnzuge polternd über die Nogatbrücke fährt und die Türme und Mauern dieses gewaltigen Backsteinbaus emporragen sieht, dann weiß man, daß das heutige Ostpreußen, das Deutschordensland zwischen Weichsel, Pregel und Memel hier seinen Anfang nimmt. Die Ordensbaumeister haben es verstanden, mit dem Material, das der umliegende Boden bot, und in einer Form, die sich dem Stil der weiten ostdeutschen Landschaft anpaßte, ein Bauwerk zu schaffen, das auf jeden Beschauer seinen Eindruck niemals verfehlen wird. An nebelverhangenen Tagen, wenn die tiefliegenden Wolken aus der Nogat-Niederung heranziehen und über die Türme und hohen Dachfirste streichen, dann liegt ein düsterer, harter Zug um diesen Bau. Steht man dann im engen Hofe des Hochschlosses mit seinen dunklen Kreuzgängen, so erhält man unwillkürlich diesen stimmungsvollen Eindruck, daß hier ein Bauwerk hochragt, dessen einstige Insassen Mitglieder eines Mönchsordens waren und daß der klösterliche Geist vergangener Jahrhunderte noch deutlich aus seinen Mauern und Gemächern spricht. Strahlt aber die Sonne vom Himmel, dann treten die Konturen der Türme und Türmchen und der vielen Mauernischen kontrastreich hervor. Die bunten Dachziegel und das große Mosaikbild der Jungfrau Maria (hier haben wir orientalische Einflüsse) beginnen zu leuchten. Ein sieghafter, nicht mehr weltentsagender, sondern welterobernder Zug liegt über allem. Das Schloß wird zur richtigen Burg, zur Festung. Dann scheint es, als ob über die Zugbrücke Ritter und fahrendes Volk kampfesmutig in die weiten Waldgebiete des Preußenlandes ziehen und als ob in den Kanzleien Ordensbeamte und Ordensschreiber sitzen, um Rechnung über die vielfachen Ausgaben zu legen oder Urkunden auszustellen über die Verleihung von Gütern, Siedlungsland für neue Dorfgründungen oder Stadtrechte. Die Marienburg, und das gilt für alle Ordensbauten, war Kloster, Festung und Verwaltungsgebäude zugleich.

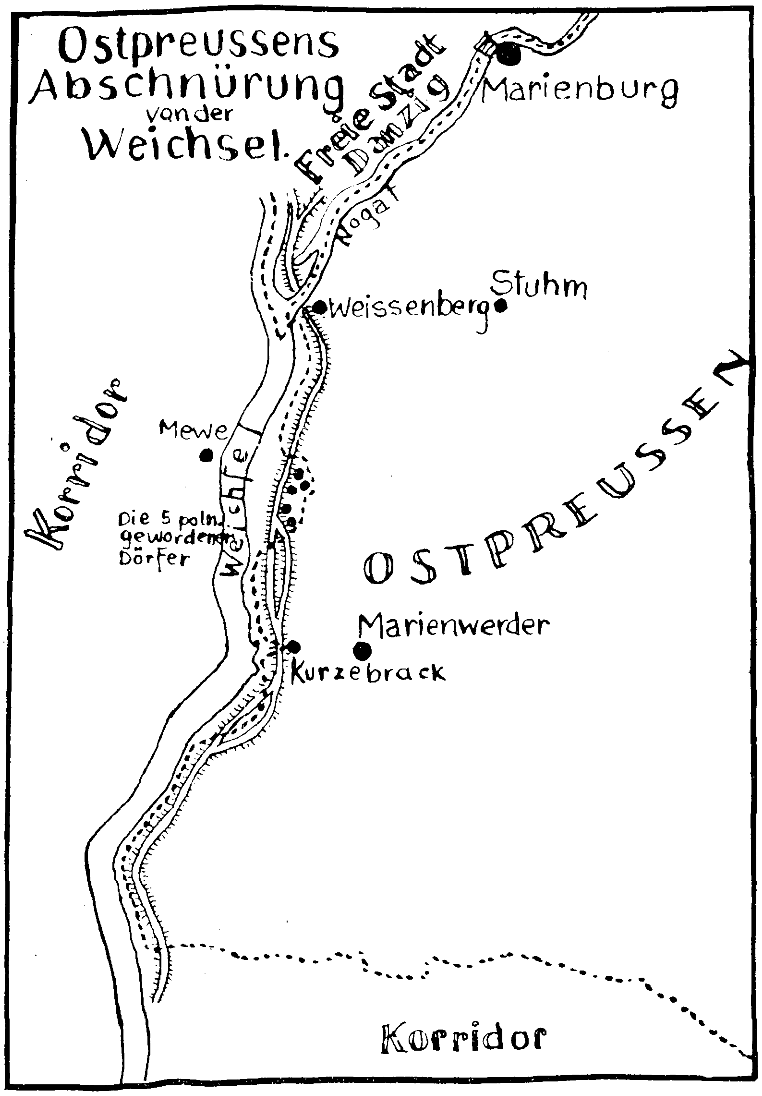
Beim Durchwandern der verschiedenen Burghöfe und der einzelnen Gemächer, angefangen von den gewaltigen, auf mächtigen Pfeilern ruhenden Kellergewölben und weiterschreitend durch die großen und kleinen Remter bis zu den Wehrgängen unter dem Dachfirst, von denen man, wie von der Elbinger Höhe, einen prächtigen Blick in die Weichsel-Nogat-Niederung hat, erhält man nicht nur ein Bild von der Ordenskunst und dem Ordensleben, sondern hört auch von der Ordensgeschichte. Hier erzählt ja alles: Steine, Mauern, Wandgemälde und Grabgewölbe. Wir hören von der Glanzzeit des Ordens unter Winrich von Kniprode,



Marienburg, Luftbild
(Westseite)

Photo: Reichszentrale für deutsche Verkehrswerbung

wir hören von Heinrich von Plauen, der nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg die Burg gegen die andringenden Polen siegreich verteidigte, und wir vernehmen von dem Unglücksjahr 1457, als Söldner des Ordens diesen Bau an den Landesfeind verkauften. Die Mauern erzählen weiter von der Zeit, als Friedrich der Große uns das Schloß zurückgewann und in seinen Remtern Korn und Mehl aufstapelte und von der Zeit der Befreiungskriege, als ein Max von Schenkendorff für die Wiederherstellung alter Pracht immer von neuem in Wort und Schrift vorstellig wurde und wie schließlich der große Baumeister Steinbrecht in mühevoller, ein Leben ausfüllender Arbeit die Burg ungefähr in



den Zustand brachte, den wir heute sehen. Aber die Geschichte hört mit diesen Daten nicht auf. Die Burg sah 1914 die flüchtenden ostpreußischen Bauern über die Nogat setzen, sie konnte vielmals auf ihren Türmen die Fahnen aus Anlaß eines Sieges im Osten und Westen flattern lassen, und sie mußte die Schmach von Versailles bis dicht an ihre Grundfesten herantreten sehen. Der Nogatfluß, der ihre Fundamente berührt, ist heute Grenzfluß geworden. Die Schatten der Burgtürme haben nicht mehr auf deutschem Gebiete Platz, und die drei Brücken, die über die Nogat nach Westen hin führen, treffen wohl auf deutschen Kulturboden, aber nicht mehr auf deutsches Staatsgebiet, denn dort liegt bereits der Freistaat Danzig. Deutscher Volksgenosse, wenn du im Schatten dieser Burg an der Nogat stehst, laß ihre Sprache dir ganz tief ins Herz dringen. Sie ist die Verkörperung unseres deutschen Schicksals im Osten. Möge sie dir Wegweiser in deinem Tun und Handeln werden: im Sinne des Ordens für den deutschen Gedanken im Osten mit zähem Willen und nie ermüdender Kraft einzutreten!

Fährt man die Nogat von Marienburg aufwärts, immer mit dem Bewußtsein, daß auf der Flußmitte die Grenze zwischen Deutschland und der Freien Stadt Danzig läuft, so kommt man schließlich zu der Stelle, wo dieser Fluß und die Weichsel zusammentreffen. Dort liegt der Ort Weißenberg. Dicht bei ihm steht das Westpreußenkreuz auf einer beherrschenden Höhe und schaut weit in das Weichselland hinein. Man möchte mit dem Schiff durch die hohen Schleusentore hindurchgleiten und den Weg weiter auf dem Weichselstrom nehmen, und man muß hören, daß dies nicht möglich ist. Man verläßt das Fahrzeug und steigt auf den hohen Deich. Greifbar nahe liegt die Weichsel (etwa 50 bis 100 Meter vom Deich entfernt), und wieder hat man den Wunsch, dicht an den Strom zu gehen, ein breiter gepflasterter Weg führt doch zu ihm hin. Ein Stück gehen wir auch dem Wasser entgegen, dann stehen wir an einem hohen, kantigen Stein und lesen auf der einen Seite den Buchstaben „D", auf der andern ein „P" und auf der dritten ein „F. D.", dazu die Worte: „Traité de Versailles". Nun wird uns das deutsche Leid im Osten von neuem in seiner ganzen Größe klar. Wir stehen an der Dreiländerecke, dort, wo Deutschland, Polen und Danzig zusammentreffen. Entgegen allen internationalen Gepflogenheiten hat unser Nachbar seine Grenze zu Deutschland nicht auf der Weichselmitte entlanglaufen lassen, sondern sie auf das deutsche Ufer an den Fuß des hohen Deiches gelegt. Wir können den Strom fast berühren, dürfen aber nicht zu seinen Wassern hin. Wir verstehen dies mit unserm gesunden Menschenverstand nicht. Uns bleibt auch noch manches andere unverständlich auf dem weiteren Wege durch das Weichseltal nach Marienwerder zu. Da liegen die fünf Dörfer Kleinfelde, Kramersdorf, Neu-Liebenau, Johannesdorf und Außendeich auf deutscher Seite. Durch die Abstimmung von 1920 sind sie zu Polen geschlagen worden, und die einst gradlinig verlaufende Landstraße muß in großem Bogen heute um sie herumgeführt werden; da steht in Großweide ein Bauernhaus, durch dessen Garten die deutsch-polnische Grenze läuft, und da befindet sich der sogenannte freie Zugang Deutschlands zur Weichsel bei Kurzebrack. Ein Schlagbaum am Zufahrtsweg zum kleinen Hafen und eine umständliche Paßbesorgung atmen alles andere als Freiheit. Wir wollen mit unsern Nachbarn in Freundschaft und Frieden leben, aber derartige Verirrungen in der Grenzziehung müßten erst geregelt werden.

Von Kurzebrack führt eine breite, von hohen Bäumen eingefaßte Landstraße nach Marienwerder. Wie in Mittel- und Süddeutschland die Städte oft an Gebirgshängen emporklettern und auf der Höhe von einer Burg oder einer Kirche überragt werden, so ist es mit Marienwerder. Diese Stadt klettert von der Sohle des Weichseltales den Hang hinauf bis zur Höhe. Das ganze Stadtbild wird von einem Bau überragt, den man niemals vergessen wird, wenn man einmal bei schräg einfallenden Abendsonnenstrahlen seine Konturen hat scharf hervortreten sehen. Es ist der Dom und das Schloß des ehemaligen Bistums Pomesanien. Man muß auch hier wie bei der Marienburg die Kunst der Ordensbaumeister bewundern, die es nicht nur verstanden, mit dem Baumaterial, das der Boden lieferte, in Form und Inhalt etwas Großartiges zu leisten, sondern die auch die seltsame Begabung besaßen, ein Bauwerk zu errichten, das mit der Umgebung harmonisch zusammenpaßt und in allen seinen Teilen die Linien der Landschaft mitklingen läßt. Die vertikale Linie des Danskers fußt noch im Weichseltal, seine Horizontale führt den Talhang hinauf und endet im Hochschloß, dessen Südflügel heute nicht mehr besteht. Dieser Bau wiederum findet in der noch höher ansetzenden Kathedralkirche eine weitere Vollendung der großartigen Linienführung der Landschaft. Hier ist wirklich ein natur- und bodengebundenes Bauwerk erwachsen. Ueber diese ganze „Kirchenburg" im gotischen Backsteinbau ragt der Bergfried weit in die Weichsellandschaft hinein. Ein Blick von ungeahnter Weite und Großartigkeit bietet sich von den obersten Luken dieses Turmes. Von Osten her ziehen die Höhen des Baltischen Höhenzuges zum Weichseltal hin und auf der westlichen Seite finden sie im heutigen Pommerellen ihre Fortsetzung. Sie sind Teile einer zusammengehörigen Landschaftsform. Dazwischen liegt das viele Kilometer breite Weichseltal. Hohe Deiche laufen längs des Stromes. Hinter ihnen liegen auf beiden Seiten die schmucken Dörfer. Ihre Gehöfte sind von großen Obstgärten umgeben, die im Herbst einen reichen Ertrag liefern. Die saftigen Früchte finden ihren Weg auf die ostpreußischen Märkte oder werden in Fruchtpressen oder Konservenfabriken verarbeitet. Ausgedehnte Zuckerrüben- und Tabakkulturen trägt der Boden, weite Getreidefelder wogen im Winde, und auf saftigen Wiesen weiden stattliche Viehherden. Dieses ganze Landschaftsbild der Talaue und auch die Burgen

Neuenburg und Mewe auf dem westlichen Talhang tragen rein deutschen Charakter. Deutscher Kulturwille hat hier in siebenhundertjährigem Schaffen ein Landschaftsbild geformt, das großartiger nicht die deutsche Kulturarbeit zum Ausdruck bringen kann; und die Menschen, die diese Arbeit leisteten, waren deutsche Kolonisten aus Niederdeutschland und Mitteldeutschland. So bietet diese Landschaft in ihrer Natur und Kultur eine Einheit wie die Weichsel-Nogat-Niederung, und dennoch hat das Diktat von Versailles diesen Raum mit unerbittlicher Härte durchschnitten.

Von der Weichselgrenze wandern wir zu der Südgrenze unseres westlichen Ostpreußens. Dort ragen, wie eingangs gesagt, die Kernsdorfer Höhen über 300 Meter hoch auf. Buchenwald wie bei den Elbinger Höhen bedeckt ihre Kuppen, viele große Steinblöcke birgt ihr Boden und tiefe, geheimnisvolle Gründe schaffen Landschaftsbilder von großem Reize. Weit schweift der Blick von der höchsten Stelle bei Kernsdorf! Im Westen erkennt man die Türme von Deutsch-Eylau, dort, wo der liebliche Geserich-See sein südlichstes Ende hat, wo weite Kiefernwaldungen auf sandigem Boden gedeihen und wo heute das Stadtgebiet auf eine geringe Entfernung an die polnische Grenze herangerückt ist. Von Südosten blinken uns die Dameraner Seen entgegen. Eine kleine ostpreußische Stadt liegt zwischen ihnen, es ist Gilgenburg. Der Orden hat gewußt, warum er sie hier anlegte. Die Natur gab ihr einst zwischen den beiden Wasserflächen einen hervorragenden Schutz. Nach Norden hin verdecken buchenbestandene Kuppen den Blick auf Osterode, das am Ufer des Drewenzsees emporklettert, aber nach Süden hin ist wieder eine weite Schau. Die eiszeitlich geformte kuppige Landschaft setzt sich hier weiter fort. Das Aussehen der Dörfer und Ackerfluren bleibt das gleiche, und am hohen Himmel stehen hüben und drüben kleine und große Wolkenballen. Man merkt nichts von trennenden Zügen im Landschaftsgebilde, und doch hat auch hier das Werk von Versailles seine Spuren in deutscher Erde hinterlassen. 487 qkm besten Landes mit etwa 25 000 Menschen hat man aus dem ostpreußischen Körper herausgeschnitten. Dort liegt das Soldauer Land!

Steigen wir die Kernsdorfer Höhen in östlicher Richtung hinunter, so bleibt das frohe Durcheinander von Hügeln und Tälern, von Sand- und Kiesböden, von lehmigen und tonigen Ackerstücken bestehen. Größere und kleinere Waldstücke dehnen sich aus, dann und wann blinken Seen auf, besonders nach den Passarge- und Allequellen hin. Doch dies alles gibt der Landschaft nicht die alleinige Note. Stumm und ernst tauchen hier die ersten Gefallenen-Friedhöfe auf, und von da an begleiten sie uns überall im südlichen Ostpreußen. Aus diesen weiten und großen Gräberfeldern der Neuzeit taucht ein Mal mit acht wuchtigen Türmen weithin erkennbar aus dem Hügelland hervor, das Tannenberg-Nationaldenkmal bei Hohenstein, mitten im Schlachtfeld des letzten Krieges gelegen. Der Schweizer Dichter Jakob Schaffner hat im vergangenen Jahre ein Buch geschrieben, das den Titel trägt: „Offenbarung in deutscher Landschaft." Hier befindet sich ein Abschnitt mit dem Titel: „Die Predigt von Tannenberg." Es heißt dort an einer Stelle:

> „Das Tannenberg-Denkmal ist wohl das schmerzhafteste und großartigste Denkmal der Welt, die Erinnerung an die siegreichste und ruhmreichste Schlacht des ungeheuerlichsten Krieges sowie an diesen selbst und an den tragischen Ausgang mit dem Zusammenbruch einer ausgeklungenen Zeit. Neben der Marienburg wird dies Denkmal die Wallfahrtsstätte der deutschen Nation. Es soll zum Ziel der deutschen Erziehung werden, daß jeder Deutsche einmal im Leben nach Hohenstein reist. Hier im mächtigen Mauerrund unter den ragenden finsteren Türmen wird er begreifen, was ihn zu Hause immer dumpf bewegt, weil er sehen, schauen und unmittelbar fühlen kann. Dies Denkmal mit seiner gewaltigen Predigt hat bereits angefangen, wie das Mutterhaus einer Mission, innere Beruhigung und Befriedigung ins deutsche Volk hineinzutragen. Hier versteht der deutsche Mensch, daß etwas zu Ende ist, was nicht wiederkehrt. Hier geht es ihm ungeheuer auf, daß es für den erschütternden Aufwand an Kraft und Heldentum, Leidenschaft, Treue, Glauben und Leben eine Folge geben muß, eine Frucht, schön, reich und wichtig genug, um die Nachfahren einmal bekennen zu lassen: Die Opfer waren nicht umsonst gebracht. Hier an diesem Platz, der zum Beschauer sagt: „Das nackte Leben gerettet und eine Kaiserkrone verloren!" hier erfaßt er es mit einer unaussprechlichen Bewegung des Herzens, daß er ein grenzenlos friedenbedürftiger und friedensuchender Mensch geworden ist, ein Geschöpf, das nichts wünscht, träumt und erstrebt, als einen langen, langen tiefen Frieden, um zu arbeiten und wiederaufzubauen. So mächtig erschütternd wird dieses Gefühl, das den Charakter eines Urgefühls erhalten hat, in ihm sein, daß ihn selbst das törichte und eifervolle Geschrei über seine Kriegssucht nicht mehr bewegt. So sieht er sich. So fühlt er sich. Das ist seine neue Gestalt und seine Haltung des kommenden Jahrhunderts."

Die Bedeutung dieses Denkmals als Wallfahrtsstätte des deutschen Volkes wird noch dadurch erhöht, daß in seinen Mauern jener Mann seine letzte Ruhe gefunden hat, der als Heerführer diese Schlacht lenkte, der als Feldherr des gewaltigen Krieges einen unsterblichen Platz unter den Großen der Weltgeschichte gefunden hat und für den die Herzen aller Deutschen in Liebe und Verehrung schlagen — unser Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Auf Ostpreußenfahrt

Von Dr. Bruno Hoffmann, Königsberg Pr.

Wenn Ihr, deutsche Brüder und Schwestern, auf froher Pfingstfahrt zu uns nach dem Ostpreußenlande kommt, dann warten Euer nicht nur Tausende freudig bewegter ostpreußischer Herzen, die in gemeinsamem Erleben mit Euch sich des Bandes, das uns alle umschlingt, noch bewußter werden wollen, sondern auch die ostpreußische Landschaft blickt Euch, im Frühlingsschmucke prangend, still und erwartungsvoll entgegen. Vergleicht sie nicht mit anderen, vielleicht auf den ersten Blick wirkungsvolleren Landen unseres Vaterlandes. Laßt die erhabene Weite des Raumes, die Schlichtheit der Formen, die Lieblichkeit der Seen und den Zauber der Wälder auf Euch wirken. Vielleicht verspürt Ihr dann etwas von den starken und urgesunden Kräften, die hinter allem Sichtbaren in der ostpreußischen Landschaft strömen und die, vermählt mit deutschem Denken und Fühlen, mithalfen, das wechselvolle Ab und Auf der Geschichte Ostpreußens zu gestalten.

Ostpreußen hat nicht, wie es dem oberflächlichen Beobachter zunächst erscheinen mag, ein einziges Gesicht. In verschiedenen Landschaften, die zwar alle, gleich Kinder einer Mutter, denselben Grundzug der Herbheit und der in sich ruhenden stillen Schönheit tragen, offenbart sich erst seine ganze Wesenheit.

Wenn die schmucken Dampfer des Seedienstes Ostpreußen, von der Ostsee kommend, Kurs auf Pillau nehmen, dann taucht zuerst wie ein heller Strich, dann immer deutlicher die westliche Steilküste des Samlandes auf, und bald fährt das Schiff durch das von mächtigen Steinmolen vor der Versandung gesicherte Tief in den Pillauer Hafen ein. Etwas Kleinbürgerliches liegt über den dichtgedrängten niedrigen Häusern dieser Hafenstadt. Eine Mischung von Badeort, Kleinstadt, Seehafen und Festung verleiht ihr ein eigentümliches, anziehendes Gepräge. An ihre geschichtliche Bedeutung erinnern das Standbild des Großen Kurfürsten und einige alte Kanonenrohre vor dem Denkmal, die einst im Fort Groß-Friedrichsburg an der Küste von Guinea die erste brandenburgisch-preußische Kolonie schützten. Die heutige Bedeutung Pillaus liegt darin, daß es das einzige freie Eingangstor zu dem abgeschnürten Ostpreußen bildet und als befestigter Kriegshafen diesen Zugang schützt. Eine stärkere handelspolitische Entwicklung, wie sie Pillau auf Grund seiner hervorragenden geographischen Lage in der Südostecke der Ostsee zukommt, ist augenblicklich durch die ungünstige politische Umgestaltung des Ostraumes behindert.

Schnell führt die Eisenbahn, die am Südrande des Samlandes entlangzieht, nach Königsberg, der Hauptstadt Ostpreußens. Auf der Fahrt eröffnen sich nach Süden zu herrliche Blicke auf die weite Wasserfläche des Frischen Haffes, und dort, wo in den allmählich ansteigenden Konturen der Haffküste kurz vor der Kreisstadt Fischhausen, dem ehemaligen Bischofshausen, eine breite Senke erkennbar wird, lag das frühere Lochstädter Tief, das im Jahre 1311 versandete. Diese Verbindung bildete zu Anfang der Ordenszeit den einzigen Zugang zur See und wurde seiner hohen strategischen Bedeutung wegen von der Burg Lochstädt geschützt. In ihren Mauern verbrachte Heinrich von Plauen, der Retter der Marienburg und des Ordensstaates, die letzten Jahre seines Lebens. Leider ist die stolze Burg, ebenso wie das an der jenseitigen Haffküste gelegene Ordensschloß von Balga einer für Ueberlieferungen verständnislosen Zeit zum Opfer gefallen, und nur einige ruinenhafte Reste sind übrig geblieben. Der schöne alte Kiefernwald der Kaporner Heide, die den ganzen Süden des Samlandes einnimmt, grüßt zu uns hinein, und bald kündigt sich die Großstadt mit ihren Vororten Metgethen und Juditten an. Der neue Königsberger Hauptbahnhof stellt einen modernen Durchgangsbahnhof dar, der sich mit seinen mächtigen drei Hallen, seinen vielen Bahnsteigen und dem weiten, mit gärtnerischen Anlagen geschmückten Vorplatz, den die hohe Haberberger Kirche im Hintergrunde abschließt, wohl mit den modernsten Bahnhöfen im Reich messen kann.

Beschaulicher und angenehmer ist eine Dampferfahrt von Pillau nach Königsberg durch den Königsberger Seekanal. Seitdem man diese Wasserstraße bis auf acht Meter vertieft hat, können auch größere Schiffe, ja sogar Kreuzer, bis nach Königsberg gelangen. Interessant ist die Markierung und Befeuerung des Kanals, die auch eine Benutzung bei Nacht ermöglicht; man muß schon eine Wasserratte sein, um in all den vielen Lichtern, Tonnen und Baken Bescheid zu wissen. Vorbei geht es an den in stiller Einsamkeit ruhenden Fischerdörfern Peyse, Zimmerbude und Gr. Heydekrug, hinter deren Häusern und Wiesen sich die weite Kaporner Heide ausdehnt. Die malerischen, kleinen Häfen beherbergen viele Fischerkähne mit den zum Trocknen aufgehängten Netzen. Besonders reizvoll ist der Anblick der vom Haffang heimkehrenden Fischerflotte; breit und dunkel spannen sich die viereckigen, für das Frische Haff charakteristischen Rahsegel und führen uns im Geiste in die Zeiten zurück, in denen noch die Wikinger unsere Küsten anfuhren und mit den Bewohnern Waren austauschten oder auch manch blutigen Streit bestanden.

Ein wechselvolles, buntbewegtes Bild empfängt uns, wenn wir in den Pregel einfahren. Wenn sich das Leben in dem Königsberger Hafen auch nicht mit dem der großen Nordseehäfen vergleichen läßt, so bietet es besonders dem Binnenländer doch viel Sehenswertes und Interessantes. Dickbauchige Hafflommen, beladen mit Ziegeln aus den großen Haffziegeleien am Fuße der Elbinger Höhen, ziehen mit knarrendem Segelwerk vorbei, lange Schleppzüge gleiten langsam vorüber, und Dampfer, von denen manche bis zu mehreren Tausend Tonnen groß sind, löschen in den weiten Hafenbecken des neuen Außenhafens und am Flußbollwerk oder laden neue Fracht. Von der Bedeutung Königsbergs als Handelsstadt zeugen die vielen Schuppen und die mächtigen Getreidespeicher, die zu den größten des Kontinents gehören. Auch manch bedeutsame Industrie, die große Zellulosefabrik, die Waggonfabrik von Steinfurt, die ehemalige Uniongießerei Kontienen, heute eine Zweigniederlassung der Schichauwerft Elbing, die Königsberger Walzmühle, die Gasanstalt, hat sich hier am Ausgange des Pregels angesiedelt. Ein Wunderwerk der Technik ist die neue Eisenbahnbrücke, eine große Drehbrücke, die mühelos in Stromrichtung gestellt werden kann, so daß sie dann auf beiden Seiten den Schiffen eine Durchfahrt gestattet. Die Fundamentierung dieses schweren Baus gestaltete sich in dem moorigen Grunde des Pregeltales, das seit alters her das Bauen erschwerte, außerordentlich schwierig, so daß die Errichtung des großen Strompfeilers viele Jahre in Anspruch nahm.

Die nun bald 700 Jahre alte Stadt Königsberg — 1255 erfolgte die Gründung der Burg und im Anschluß daran entstanden die Städte Altstadt, Kneiphof und Löbenicht — hat sich besonders nach dem Kriege nach allen Seiten, ins Samland und nach Natangen hinein, ausgedehnt. Wohl tritt der Stadtkern mit den dichten Häuserreihen, besonders vom Flugzeug aus gesehen, gegenüber der aufgelockerten Außenstandt deutlich in Erscheinung, wohl gibt es hier noch manch Altes zu sehen — den Dom, die frühere Universität, das alte Rathaus, die schönen schmalen Fachwerkbauten des Speicherviertels — doch im ganzen ist Königsberg eine weiträumige, moderne Stadt geworden. Viele Vororte sind bereits mit der Stadt verwachsen, und entferntere Orte werden nahezu berührt von den umfangreichen Stadtrandsiedlungen, die eine großzügige Siedlungsplanung durch das Angebot von mancherlei Vorteilen begünstigt. Im Zusammenhang mit dieser Entwicklung stehen wichtige Verkehrsfragen, die bei der Stadt Königsberg dadurch auf besondere Schwierigkeiten stoßen, daß der hauptsächlich nordsüdlich verlaufende Verkehrsstrom durch den ostwestlich gerichteten Pregel durchschnitten wird.

Kaum eine Stadt trägt den modernen Forderungen nach Licht, Luft und frischem Grün so sehr Rechnung wie die alte Pregelstadt. Ein Schmuckstück ist der malerische, teilweise von Gärten eingerahmte Schloßteich mit seiner herrlichen Promenade; besonders reizvoll wirkt der mit großem gärtnerischen Geschick geschaffene Grüngürtel, der sich, unterbrochen von einigen alten Toren und Mauern, im Zuge der ehemaligen Festungsanlagen um die Innenstadt legt.

Wenn man berücksichtigt, daß im heutigen Zeitalter des Verkehrs Entfernungen von 20—30 Kilometern keine Rolle spielen, dann hat Königsberg im Vergleich zu andern Großstädten eine einzigartige und abwechselungsreiche Umgebung. Da locken die weiten Fernblicke über das Frische Haff von den steilen, zum Teil bewaldeten hohen Uferbergen bei Ludwigsort, Patersort und von der vorspringenden Landecke Kahlholz, auf der die Ruine der Ordensburg Balga steht. Da liegt unweit von Gr. Lindenau, begrenzt von der großen Frischingsforst das weite Naturschutzgebiet der Zehlau, des schönsten Hochmoores Deutschlands. Das Gewaltige und Urwüchsige, die große Stille und Verlassenheit dieser Landschaft muß man auf einer Wanderung über die schwankende Moosoberfläche erlebt haben. Wieder ganz anders sind die kleinen Ausflüge nach dem alten Dorf Löwenhagen, von wo aus man durch das bewaldete Tälchen der Hölle, vorbei am Hochbarockschloß Friedrichstein, zu den steilen Uferhöhen des Urpregels gelangt. Von ihnen hat man, ebenso wie von den nördlichen Gegenufern bei der prächtigen alten Ordenskirche Arnau, einzigartige Blicke über das weite Pregeltal mit seinen grünen Wiesen und blinkenden Flußläufen.

Vor allem ist es jedoch das Samland und die großartige Steilküste, zu denen der Großstädter flüchtet, um dort Erholung und Ausspannung zu finden. Einen Totaleindruck von der Landschaft des Samlandes erhält man am besten von dem Bismarckturm auf der Höhe des Galtgarbens, der inmitten des westlichen Samlandes gelegenen höchsten Erhebung (110 Meter). Die großartige Fernsicht, die sich von hier aus eröffnet, wird auch selbst Menschen aus dem Mittelgebirge nicht enttäuschen. Zu unsern Füßen ruht das weite, flachwellige, in viele Felder aufgeteilte Land, aus dessen Grün sich die großen Hofvierecke der Güter und die vielen gleichartigen, wie Spielzeug anmutenden Häuschen der Neusiedlungen abheben. Viele zum Teil bewaldete Kuppen ordnen sich bei genauerer Betrachtung zu einem nordsüdlich ziehenden Höhenzug, dem Alkgebirge. Diese Bezeichnung mag Mittel- und Süddeutschen eigenartig vorkommen, es ist aber die andere Einstellung des Flachlandbewohners zu Bodenerhebungen, die sich hierin kennzeichnet. Große dunkle Waldungen umrahmen das liebliche Bild. Darüber hinaus schweift der Blick über die silbern schimmernden Wasserflächen der Ostsee und des Frischen Haffes und verliert sich in die unendliche Weite des Raumes.

Nicht jedem, der zum ersten Mal die See sieht, wird ihr Anblick zum innersten Erlebnis. Dazu gehören gewisse seelische Voraussetzungen, die rassisch bedingt sind. Es wird jedoch kaum jemanden geben, der auf dem hohen Rande der samländischen Steilküste stehend, sich ganz dem Zauber und der Größe dieses Anblicks wird entziehen können. Die Endlosigkeit und die beinahe Furcht einflößende Kraft des Meeres, wie sie die Nordsee ausströmt, wird hier gemildert durch die buchtenreiche, von wechselndem Farbenspiel belebte Küste. Es ist klar, daß in vielen Fällen ein kurzer Aufenthalt an der See nicht sofort einen seelischen Kontakt zu schaffen vermag. Man muß es erlebt haben, wie die See an

stürmischen Herbsttagen donnert und gischtsprühende Wellen weithin über den Strand bis an die Steilküste wirft, wie sie dann wieder völlig regungslos, eine schimmernde Metallfläche, daliegt, wie die verschiedensten Tönungen des Himmels und der Wolken sich vertiefend in ihrem Wasser spiegeln, wie die untergehende Sonne sie in flüssiges Gold verwandelt oder wie durch langandauernden starken Frost das ewig unruhige Element im Eise erstarrt.

Nur wenige Stellen der Ostseeküste können sich an Schönheit mit der samländischen Küste messen. Sie steht heute mit Recht im Brennpunkte des ostpreußischen Fremdenverkehrs. Der hohe landschaftliche Reiz, der besonders starke Wellenschlag, die prächtigen Sonnenauf- und -untergänge und die anmutigen Badeorte verleihen ihr Vorzüge, wie man sie an andern Stellen der Ostseeküste in diesem Maße nicht mehr wiederfindet. Zu dem größten Badeort hat sich das Fischerdorf Cranz im innersten Winkel der weiten Cranzer Bucht entwickelt. Man kann wohl sagen, daß es dank seiner hervorragenden Lage und der bequemen Verbindung nach Königsberg bereits ein Vorort der Großstadt geworden ist. An schönen Sonntagen zählt man bis zu 30 000 Tagesgästen, die hier Erholung suchen. Aber auch die Zahl der Dauergäste, vor allem aus dem Reich, ist in den letzten Jahren erheblich gestiegen. Das Besondere an diesem Badeort ist der breite, feinsandige Strand, der mühelos zu erreichen ist, die schöne neue, fast ein Kilometer lange Strandpromenade und die unmittelbare Nähe des Kurischen Haffes und der Kurischen Nehrung. Rauschen bezeichnet man mit Recht als die Perle der samländischen Bäder. Hier fällt die Steilküste etwa 40 Meter zur See ab. Besondere Lieblichkeit verleiht dem Ort der zur Ordenszeit angestaute Mühlenteich. Von hier beginnt der großartigste Teil der Küste, der bis zum höchsten Punkte, dem 60 Meter hohen Wachtbudenberge, reicht. Immer neue und immer andersartige Blicke eröffnen sich uns von den vielen Spitzen und Vorsprüngen des hohen Uferrandes. Ueberall sieht der Kundige die Spuren des Kampfes, den die verschiedenartigsten Kräfte gegen das Land führen. Hier haben Quellwässer die steilaufragenden Erdmassen ihrer Unterlage beraubt und sie zum Abstürzen gebracht, dort wird die Kliffküste von der brandenden See unterwaschen. Der Landverlust der samländischen Küste durch diese Uferzerstörung ist nach genauer Vermessung auf etwa ein Drittel Meter im Jahre berechnet worden. Die alten Leute in den Fischerdörfern können von manch einer gewaltigen Zerstörung in sturmreichen Wintern berichten. Heute schützen viele Steindämme, die bis 100 Meter weit in die See hineingebaut sind, die Küste vor weiterer Zerstörung. Palmnicken erhält durch das Bernsteinwerk seine besondere Note. In einem mächtigen Tagebau wird hier die bernsteinführende Blaue Erde, die unter etwa 35 Meter starken Deckmassen ruht, herausgebaggert, auf Rosten durchspült und auf diese Weise der wertvolle Bernstein, das Harz der Vorzeit, gewonnen. Das Bergwerk, das jahrelang infolge der geringen Nachfrage nur in einem ganz beschränkten Umfange Bernstein förderte, ja zeitweise ganz stillag, hat seinen vollen Betrieb wieder aufgenommen. Es ist das Verdienst unseres Oberpräsidenten und Gauleiters Koch durch intensive Werbung und Aufklärung das Interesse für dieses edle und einzigartige Naturerzeugnis in ganz Deutschland und darüber hinaus geweckt zu haben. Jeder, der einen der vielseitigen und künstlerisch verarbeiteten Bernsteingegenstände kauft, hilft mit, eine in der Welt einmalige, auf Ostpreußens Boden gewachsene Industrie zu erhalten. Besonders empfohlen sei einem jeden der Besuch der Königsberger Bernsteinsammlung, Lange Reihe 4, die in der Reichhaltigkeit und Schönheit ihrer Sammlung einzigartig in der ganzen Welt dasteht.

An das Samland schließen sich nord- und südwärts die Hafflandschaften mit den Nehrungen an. Besonders die Kurische Nehrung ist weltbekannt. Kein geringerer als der große Reisende und Staatsmann Wilhelm v. Humboldt sagt von ihr: „Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll." Ihr besonderes charakteristisches Gepräge erhält sie durch die Wanderdünen. Wenn der Wind weht, dann „raucht" die Düne, dann ist der oberflächliche Sand in Bewegung und wird über den Kamm der Düne in den Windschatten geweht. Bei der vorherrschend nordwestlichen Windrichtung wandert die Düne, gleich einem Ungeheuer, alles unter sich begrabend, dem Haffe zu. Erschüttert steht der Wanderer an Resten alter Gräber und Häuser, die die weiter wandernde Düne wieder freigegeben hat. Von ihrer Höhe entrollt sich uns ein Bild gewaltiger einsamer Natur, das den Vergleich mit dem Hochgebirge oder den Wüsten nicht zu scheuen braucht. Vor uns erstreckt sich in der Ferne der geschwungene Kamm der Dünen, die einen breiten Streifen der Nehrung einnehmen; auf der einen Seite erblicken wir die grauen Wassermassen des Haffes, auf der andern die blaue Ostsee mit den weißen Brandungsstreifen. Doch auch in dieser Einsamkeit wird der Deutsche an die Not des Vaterlandes erinnert. Quer durch die Dünen geht nördlich des Fischerdorfes Pillkoppen die neue Grenze; Nidden und Schwarzort, die einzigartig schönen Dörfer der Nehrung, gehören zum abgetrennten Memelgebiet.

Um die Nehrungsdörfer vor der Vernichtung durch die Wanderdünen zu schützen, haben Hunderte von Menschen in langwieriger beschwerlicher Arbeit durch Anpflanzung von Strandhafer und Kiefern weite Teile der Dünen festgelegt. Wenn man heute in Pillkoppen unmittelbar hinter den Häusern den dunkelgrünen Sturzhang der mächtigen, festgelegten Ephahöhe aufragen sieht, dann kommt einem zum Bewußtsein, wie groß die Gefahr war, in der das Dorf schwebte. Die randlich anschließenden Wanderdünen sind bereits ein weites Stück zum Haff vorgerückt, so daß das Dorf heute in einem Dünenbogen liegt.

Eine besondere Bedeutung kommt der Kurischen Nehrung als Zugstraße ungeheurer Vogelscharen zu, die alljährlich im Frühjahr und Herbst hier entlangziehen. Die Vogelwarte in Rossitten, von Professor Thienemann, dem bekannten Erforscher des Vogelzuges auf der Nehrung begründet, ist weit und breit bekannt. Den Seglern der Lüfte versucht es der Mensch in diesem für den Segelflug idealen Gelände nachzumachen. Rossitten hat sich ebenso wie die Rhön durch den Segelflug einen Namen gemacht. In den Dörfern der Nehrung trifft man prächtige, wettergebräunte Fischergestalten an. Sie sind vorwiegend blond und blauäugig, kräftig und breit in der Gestalt, ihr Wesen ist still und wortkarg, wie das aller Menschen, die mit der Natur aufs engste verbunden leben. Eine tiefe Frömmigkeit ist ihnen eigen, und die bittere Notwendigkeit hat sie zu fleißigen, widerstandsfähigen und anspruchslosen Menschen gemacht.

Jenseits des Kurischen Haffes breitet sich völlig eben die Memelniederung aus. Mächtige Deiche begleiten die Mündungsarme des Memelstromes und schützen das Land vor Ueberflutungen. Grüne, fette Weiden dienen der hochentwickelten Viehzucht, Kanäle durchziehen das Land, auf denen zur Sommerszeit mit Heu beladene Kähne dahingleiten. Von Kopfweiden eingesäumte Abzugsgräben teilen das Wiesenland auf. Nach dem Haffe zu breiten sich die weiten Erlensumpfmoore der Tawellningker und Ibenhorster Forst aus. In ihnen hat der urwüchsige Elch, der auch auf der Nehrung noch oft anzutreffen ist, seine eigentliche Heimat. An der Haffküste liegen einsame Fischerdörfer, in denen man noch manch hübsches, altes Fischerhaus und viel unverfälschtes Volkstum antrifft. Neben dem Fischfang bildet der Zwiebel- und Gemüseanbau eine wichtige Erwerbsquelle. Vor allem auf den Märkten und in den Straßen Königsbergs sieht man die Männer und Frauen aus Nemonien, Gilge, Tawe die geschätzten, roten Zwiebeln feilbieten.

Während in den Erlenbruchwaldungen und vielen kleineren Hochmooren der Memelniederung noch der Charakter der Urlandschaft völlig unverändert erscheint, ist das Gr. Moosbruch in der Nähe von Nemonien zu einem großen Teil kultiviert worden. Die langen Straßendörfer der Kolonisten reichen mit ihren letzten Häusern fast bis an die freie Moorfläche. Ganz besonders eignet sich der Moorboden für den Anbau von Speisekartoffeln, unter denen die Blanke sehr beliebt ist. Heute begegnet man im Gr. Moosbruch oder auch an andern Stellen den singenden Trupps und Kolonnen des Freiwilligen Arbeitsdienstes, der hier seine Lager aufgeschlagen hat. Wertvolle Arbeit wird hier geleistet, Deiche werden erhöht, Gräben werden ausgehoben und in schwerem, mühseligem Kampf wird das nasse, unfruchtbare Hochmoor in brauchbares Ackerland verwandelt. Darüber hinaus erzieht die für Heimat und Volk geleistete Arbeit die jungen Menschen zum Sozialismus der Tat und zu echtem, edlem Gemeinschaftsgeist.

Hier in der Niederung sind wir nicht weit entfernt von der mitten auf dem Memelstrome verlaufenden Grenze, die seit dem Versailler Vertrag die deutschen Brüder im Memelgebiet von uns trennt. Keine noch so lebendige Schilderung, kein noch so packendes Bild kann das Erlebnis ersetzen, das jeder Deutsche hat, wenn er Deutschlands nördlichste Grenze besucht. Von Grenznot und Grenzschicksal erzählen die stilliegenden Sägewerke, das stockende Wirtschaftsleben von Tilsit und Ragnit, die Verkehrsarmut auf dem breiten Memelstrom, der einst eine der wichtigsten Schlagadern des gesamten Ostraumes war. Heute sperren Zollschranken auf der Luisenbrücke, diesem stolzen Zeugnis deutscher Baukunst, die Verbindung mit dem weiten bäuerlichen Hinterlande. Die Stadt Tilsit mit ihren zahlreichen Erinnerungen an die Zeit des unglücklichen Krieges, an die Königin Luise, an Napoleon und den Weltkrieg, ist gleichsam zum Symbol der Grenznot hier im äußersten Nordosten unseres Vaterlandes geworden.

Besonders an warmen Frühlingsabenden, wenn in den Weidenbüschen am Ufer Hunderte von Sprossern schlagen, wird eine Fahrt auf dem Memelstrom ostwärts nach Ragnit, wo das mächtige Burgviereck der Ordensritter von Kämpfen gegen die kriegerischen Litauer berichtet, oder eine Wanderung durch die Daubas, dem schluchtenreichen steilen Uferhang am Memelstrom bis nach Ober-Eißeln, zu einem Erlebnis. Hier erhebt sich der 67,8 Meter hohe Signalberg, die nördlichste Höhe Deutschlands. Von dem Bismarckturm genießt man einen einzigartigen, gewaltigen Rundblick über die weite Memellandschaft. Tief unter uns fließt der Strom, steil fallen die Höhen von Ober-Eißeln und jenseits des Stromes die bewaldeten Wilkischker Berge zum engen Tal der Memel ab. Wir stehen am Durchbruch der Memel durch den einstmals zusammenhängenden Höhenzug, der den Wassermassen den Weg nach Westen versperrte und sie zum Abfluß durch die weiten Täler der Inster und des Pregels zwang. Nach Norden und Osten dehnen sich bis zum fernen Horizont weite dunkle Wälder aus, die Juraforst und die Trappöner Forst. Durch sie hindurch zieht sich das breite, geradlinige Band der Memel. Stromab erkennen wir Ragnit und in der Ferne die Türme und hohen Schornsteine von Tilsit. Als ein grauer Streifen erscheint fern am Horizont die Niederung. Mit tiefer Trauer im Herzen blicken wir nach dem verlorenen Land jenseits des Stromes und gedenken in Treue der vielen deutschen Brüder, die unter fremder Herrschaft leben und trotz unbeschreiblicher Unterdrückungen durch die Litauer doch fest zu ihrem Deutschtum halten.

Während das Memelland und der ganze Norden der Provinz im allgemeinen weniger bekannt sind, ist der Süden, Masuren, für jeden Deutschen ein Begriff. Hier war es, wo in der Schlacht bei Tannenberg, in der Schlacht an den masurischen Seen und in der Winterschlacht in Masuren im Weltkrieg das Schicksal des deutschen Ostens entschieden und das gewaltige Russenheer endgültig von deutschem Boden vertrieben wurde. Eine Fahrt von Tilsit nach Angerburg, dem Einfallstor nach Masuren, führt durch die fast völlig ebenen endlosen Weiten des nördlichen Ostpreußens. Hier im Gebiet der fruchtbaren Lehmböden konnte sich eine blühende Landwirtschaft und Viehzucht entwickeln.

Wir Ostpreußen machen immer wieder die Erfahrung, daß das liebliche Hügelland Masurens mit seinen tausend blinkenden Seen, seinen gewaltigen einsamen Wäldern und dem ganzen Zauber der Urwüchsigkeit und Naturfrische oft mehr auf Menschen des Binnenlandes wirkt als die See oder die Dünen der Nehrung. Die meisten Ostpreußenbesucher lernen Masuren auf einer Dampferfahrt über die großen Seen von Angerburg nach Rudczanny und Johannisburg kennen. Wie abwechselungsreich sind die Seenbilder, die sich hier vor unsern Augen entrollen! Mit alten, schönen Bäumen bestandene Halbinseln und Inseln, wie die von Steinort und Upalten, beleben die in mehrere große Becken aufgeteilte Wasserfläche des Mauersees. Von dem Heldenfriedhof bei der Jägerhöhe am Schwenzaitsee, auf dem im Winter die Eissegelrennen stattfinden, hat man einen einzigartigen Blick über das innige Durcheinander von Wasser und Land. Einen Gegensatz dazu bilden die weiten Flächen des Löwentin- und vor allem des Spirdingsees, über dem sich an heißen Sommertagen oft gewaltige Gewitterwolken, an das Hochgebirge erinnernd, zusammenballen. Wieder anders und noch eindrucksvoller sind die langgestreckten Rinnenseen Masurens, in denen die riesigen Schmelzwasserspalten der Eiszeit festgehalten worden sind. Von steilragenden Ufern eingefaßt, zwischen waldreichen Hügelketten eingebettet, durch Bäche oder kleine Wiesenflüsse miteinander verbunden, durchziehen sie als Seenketten die Landschaft. Am längsten ist die Seenkette von Rhein bis Rudczanny, wo sich das Talter Gewässer und der von einsamen Wäldern der Johannisburger Heide eingefaßte Beldahn- und Niedersee aneinanderreihen. Die Rinnenseen sind die tiefsten Seen Masurens. Manche von ihnen erreichen Tiefen bis zu fast 60 Metern. In ihrem kühlen, sauerstoffreichen Wasser lebt die flinke Maräne, eine Forellenart. Man versäume es nicht bei einer Masurenfahrt die in Nikolaiken feilgebotenen frisch geräucherten, goldgelben Fische zu probieren. In den masurischen Wäldern wie der Johannisburger Heide, dem größten zusammenhängenden Waldgebiet Deutschlands, der Borkener und Rothebuder Forst, kann man stundenlang wandern, ohne einen Menschen und eine Siedlung anzutreffen. Prächtige Kiefern, deren Holz von Tischlern sehr begehrt ist, bilden ihren Hauptbestand. Hier trifft man Kiefern von selten stattlichem Wuchs an; die Königskiefer am Muckersee können drei Männer kaum umfassen. Mitten in die Wälder eingebettet liegen still verträumte, kesselrunde Waldseen. Geheimnisvoll und schier unergründlich blicken sie uns an. Die vielen miteinander verbundenen Seen machen Masuren zu einem idealen Gelände für den Wassersport. Gleich Kulissen schieben sich immer neue Uferstücke vor, unter grünem Blätterdach gleitet das Boot leicht auf dem kristallklaren Wasser der Flüsse und Bäche dahin, Scharen von Wildenten erheben sich vor uns in rauschendem Fluge, Reiher stehen fischend am Ufer und streichen krächzend ab, stolze Raubvögel, unter ihnen noch die im ganzen übrigen Deutschland so seltenen Adler, ziehen über uns ihre Kreise. Der schwarze Storch brütet noch in den tiefen Wäldern, weiße Schwäne nisten in großen Kolonien an den Ufern mehrerer Seen und im Herbste schallt der Ruf großer Scharen von Kranichen aus den Lüften.

Wer die unverfälschte Natur liebt und im Zusammensein mit ihr seine Seele wiederfindet, wird sich immer wieder nach den Seen und Wäldern, nach dem Strande und den Dünen Ostpreußens zurücksehnen.

Ostpreußisches Brauchtum

Von Dr. phil. H. Harmjanz, Privatdozent für deutsche Volkskunde an der Universität in Königsberg.

Jedes Brauchtum ist von drei Seiten her bestimmt: einmal ist es zutiefst im Bezirk des Glaubens verankert; Brauchtum ist dem Glauben so eng verhaftet, daß eine Trennung das unmittelbare Verschwinden eines Brauches nach sich zieht. Zum andern ist jedes Brauchtum an eine Gemeinschaft gebunden, ohne deren Bestand ein Brauchtum als „Gewohnheit", als Eigenart eines einzelnen angesprochen werden muß. Zum dritten ist Brauchtum bedingt durch regelmäßige Wiederkehr, durch einen Ueberlieferungsbestand innerhalb einer Gemeinschaft.

Erst durch die drei Wesenheiten: Gemeinschaft, Glauben und Ueberlieferung gehört eine Handlung in den Kreis des Brauchtums im volkskundlichen Sinne. Oder anders ausgedrückt: eine Gemeinschaftshandlung, die bei gleichem Anlaß in gleicher Form überlieferungsmäßig geübt wird, ist Bestand des Brauchtums. Wenn hier von Gemeinschaftshandlung gesprochen wird, so heißt das nicht, daß ein Brauch nur von einer Gemeinschaft ausgeführt werden kann, sondern ein Brauchtum kann auch der einzelne besitzen oder ausüben, aber nur dann, wenn er selbst im Glaubens-, Lebensanschauungskreis einer Gemeinschaft, welcher Art auch immer, steht. Diese Ueberlieferungsgemeinschaft sorgt immer wieder für die Erhaltung von Brauchtum wie auch für die Entstehung neuer Sitte; dabei ist diese Ueberlieferungsgemeinschaft

so fest im Einzelwesen vertreten, daß sie für ihn Recht und Sitte schlechthin regelt. So ist also jede Beurteilung eines Brauchtums nach gut oder schlecht, falsch und richtig durch Außenstehende grundsätzlich innerhalb der Volkskundeforschung ein Unding; denn allein der Träger des Brauchtums als Mitglied seiner Gemeinschaft besitzt das Wissen um Recht oder Unrecht. Die Sitte, das durch sie anerkannte Brauchtum, ist für ihn Beharrung, Lebenskraft und Sicherheit, für ihn ist die Innehaltung der Sitte, des Brauchtums die alleinige Grundlage der „Sittlichkeit". Nur der, der ganz aus dieser Gemeinschaft entwachsen ist, kann sich gestatten, die Sitte, ein Brauchtum, zu verlassen oder gar zu mißachten.

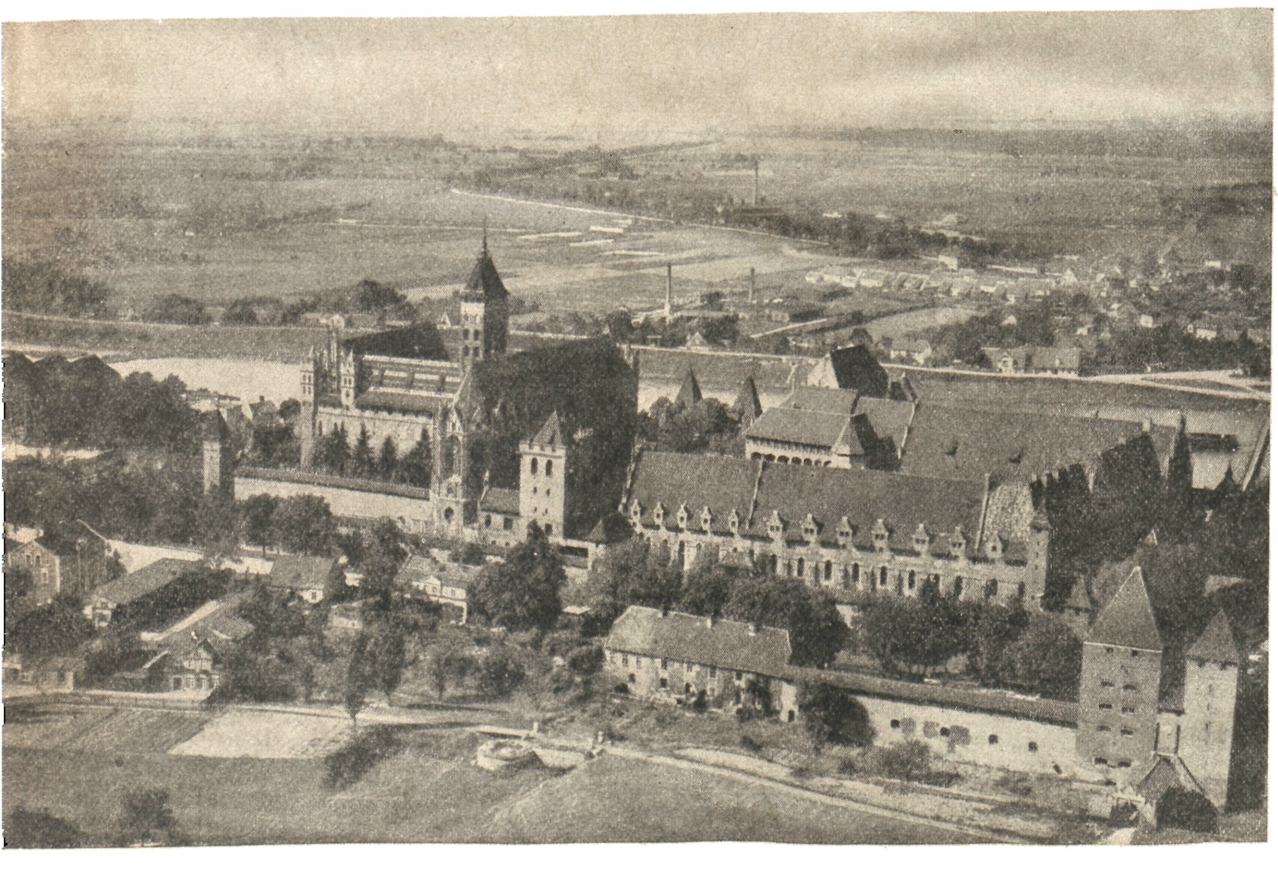
Unter dem Brauchtum gibt es Dinge des „Muß", und Dinge eines „Kann"! Schmackostern, Schlorrenwerfen, Tun-scheddern, Glückgreifen in der Neujahrsnacht, Brummtopfziehen und Sternsingen, Andreasbefragung usw. kann man, braucht es aber nicht. Aber Weihnachten, Ostern und Pfingsten nichts ausborgen, am Abend vor Neujahr, Ostern, Pfingsten nicht abfüttern, Weihnachten die Häckselmesser verwahren, den Täufling vor der Taufe nicht mit Namen nennen, das ist Pflicht, unbedingtes Gebot, ein Muß-Brauchtum. Je mehr ein Brauchtum dem Glauben, religiösen Gefühlen in der Unterwerfung vor einer Macht verhaftet ist, d. h. je mehr das allmenschliche Bedürfnis von Schuld und Sühne hervortritt, je mehr wird ein Brauchtum zum sittlichen Gebot für die Ueberlieferungsgemeinschaft, nicht für den sachlichen Beobachter oder Forscher.

Es war schon eben darauf hingewiesen, daß allein die Gemeinschaftskräfte Sitte und Brauch bewahren und auch ständig neues Brauchtum hervorbringen; so soll auch hier nur lebendiges, gegenwärtiges Brauchtum in den Kreis dieser kurzen Betrachtung gezogen werden, allerdings ohne Berücksichtigung, ob n o c h lebend oder e r s t j e t z t entstanden. Denn wir müssen in volkskundlicher Beziehung uns daran gewöhnen, auf die Gegenwart zu sehen und nicht allein bei „Urväter Hausrat" stehen zu bleiben. Volkskunde ist Gegenwartswissenschaft, allerdings mit der Schau auf das Vergangene, um das Gegenwärtige zu verstehen und beurteilen zu können.

Da jedes Brauchtum an eine Ueberlieferungsgemeinschaft gebunden ist, sind wir zunächst verpflichtet, durch geschichtliche Tiefenschau die Grundlagen eines Brauchtums zu erforschen; eine seelenkundliche Auswertung, wie sie innerhalb der deutschen Volkskundeforschung noch bis in die jüngsten Tage üblich ist, steht ganz in letzter Linie, da der Mensch immer abhängig von geschichtlicher Entwicklung eines Gemeinschaftskreises ist. Scharf gesprochen, was im Einzelwesen denkt, ist nicht er, sondern seine Gemeinschaft! Diese geschichtliche Tiefenschau für die Betrachtung des Brauchtums wird sich besonders fruchtbar gestalten bei einer Darstellung „ostpreußischen Brauchtums", da alle volkskundlichen Gegebenheiten als solche ganz und gar abhängig sind von seiner Siedlungsgeschichte. Es geht deshalb immer um die Grundfragen, was ist stammpreußische Ueberlieferung, was ist Eigenart der eingewanderten deutschen Siedler, haben sich beide beeinflußt und wie ist dieses gegenseitige Nehmen und Geben? Zum andern ist wichtig, haben wir Brauchtum vor uns, welches die Eigenart katholischer oder evangelischer Bevölkerungskreise ist; denn beide Male hat dasselbe Brauchtum ein anderes Gesicht.

Dies wird ganz klar, wenn wir die ermländische Nordostgrenze vor uns haben, also die Grenze zwischen den ermländischen Kreisen Braunsberg, Heilsberg, Rößel einerseits und den Kreisen Heiligenbeil, Bartenstein, Rastenburg andererseits. Diese Grenze war Bistumsgrenze des Ermlands gegen die Komturei Balga seit 1254, nach dem zweiten Thorner Frieden 1466 wurde sie politische Grenze, da Ermland zu Polen kam und 1525 wurde sie auch Bekenntnisgrenze; denn der letzte Hochmeister Albrecht von Brandenburg trat mit dem Orden zum lutherischen Glauben über. 1772 kam das Ermland in den preußischen Staatsverband zurück, blieb aber eine katholische Volkstumsinsel inmitten eines protestantischen Gebietes. Obwohl wir doch nun annehmen müssen, daß vor 1525 im ganzen Altpreußen ein im katholischen Sinn einheitliches Brauchtum vorhanden war, hat sich in den nun evangelischen Teilen Altpreußens katholisches Brauchtum weiterhin erhalten, aber im heute katholisch gebliebenen Ermland ist es durch die einsetzende Gegenreformation nach Möglichkeit beseitigt und durch rein kirchliches Brauchtum verdrängt und ersetzt worden.

Während man z. B. im Ermland zur Abwehr böser Geister fast durchweg kirchliche Schutzmittel (Weihwasser, Weihkraut, Kruzifix, Kreuzschlagen) anwendet, ist man in den evangelischen Gebieten Altpreußens beim Stahl als Abwehrmittel geblieben, den man in Gestalt von Aexten, Beilen, Messern usw. auf die Türschwelle legt, an die Tür nagelt oder bei sich trägt; oder es wird eine tote Eule an die Stall- oder Scheunentür gehängt. Im Ermland wird dem Neugeborenen zu Mariä Himmelfahrt geweihtes Weihkraut unter das Windelband gesteckt, Weihwasser ins Badewasser gegossen, bis zur Taufe ein geweihtes brennendes Licht ans Bettchen gestellt, in evangelischen Landesteilen ist wie-



Marienburg, Hoch- und Mittelschloß von Osten

Abb. 1 zur Arbeit von Dr. Karl v. Lorck

Photo: Hansa Luftbild G.m.b.H.

der Stahl das alte Schutzmittel geblieben. Die Bräuche am ersten Weihnachtstage, Erbsen zu essen, Vieh und Hühner mit Erbsen bzw. Erbsenstroh zu füttern, sind auf evangelischer Seite auf den 1. Januar gerückt, denn im katholischen Ermland war ursprünglich der 25. Dezember der kirchliche Neujahrstag. Nach 1525 haben die evangelischen Landesteile Altpreußens dieses Brauchtum auf den neuen Neujahrsanfang verlegt.

Wir wissen heute, wie stark der Hundertsatz der stammpreußischen Bevölkerung im Ordensland war. Pomesanien und Pogesanien hatten 50, Ermland 60—70, Natangen und Barten bis 80 v. H. stammpreußische Bevölkerung. Im Samland waren über 90 Hundertteile Altpreußen vorhanden. Von dieser starken altpreußischen Bevölkerung — zu Beginn des 17. Jahrhunderts verschwanden im Samland die letzten selbständigen altpreußischen Sprachreste — hat sich naturgemäß durch die Jahrhunderte hindurch manches an Brauchtum gehalten. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß gerade auf dem Gebiete des Brauchtums die völkischen Anteile nur erst in den ersten Anfängen zu übersehen sind.

Gesichert altpreußischer Herkunft ist die Sitte des „Zarm". Am Abend findet nach dem Begräbnis der Leichenschmaus — Zarm — statt. Wort und Begriff „Zarm" kommt in ganz Ostpreußen ausschließlich Masuren vor. Im Ermland steht wortgeographisch Zarm neben Zärm, letztes häufiger. Heute ist für den Leichenschmaus der Ausdruck Zarm/Zärm durchaus noch üblich, wird aber schon durch Leichen-, Toten-, Trauermahl bzw. Leichen- und Totenschmaus verdrängt. Mancherorts ist Zärm nur noch üblich im Sinne einer allgemeinen Feier, bei der es hoch hergeht.

Innerhalb der großen Fläche deutschen Brauchtums, die auf der Grundlage der deutschen Siedlermasse des Mittelalters sich auf die Kulturschicht der Stammpreußen maßgeblich drauflegte, ist im ganzen gesehen diese Fläche mit dem des übrigen Deutschlands jenseits des Korridors in einer Stetigkeit. Dabei macht neben der schon angedeuteten Unterschiedlichkeit an der ermländischen Nordostgrenze sich noch siedlungsmäßig das mitteldeutsche und das niederdeutsche Siedlerblut bemerkbar. Das hochpreußische Sprachgebiet (breslauisch und oberländisch) hebt sich aus dem ganzen niederdeutschen Ostpreußen brauchtumsmäßig bedingt heraus. Im mittelermländischen Gebiet, d. h. im südlich der Wewa gelegenen Teile des Kreises Braunsberg und im Kreis Heilsberg hatte der Bischof Eberhard von Neiße 1301 bis 1326 Schlesier angesetzt; brauchtumsmäßig scheinen diese noch nachzuweisen zu sein, so z. B. durch das Neujahrsschießen, das als schlesische Sitte nach dort durch oberdeutsche Siedler aus den Alpen gekommen ist; ferner durch die Bezeichnung „Herrgottswinkel", die zumindest keiner niederdeutschen Eigenart entspringt. Daß in der Karwoche als Fastenspeise Leinöl mit Brot und die Pflaumenkeilchen gegessen werden, ist schlesisches Ueberlieferungsgut, ebenso das Heringteilen am Aschermittwoch. Ganz deutlich wird dann das schlesische Volkstum, wenn mundartlich im mittleren Ermland der „Riwezogel" im Brauchtum bei Sage und Märchen erscheint.

Bei allen auftauchenden siedlungs- und bekenntnismäßigen Unterschieden in Sitte und Brauch müssen wir aber immer daran denken, daß gerade auf diesem Gebiete diese Sondermerkmale Einzelheiten sind, die durchaus in dieser Trennung hinter dem Gemeinsamen zurücktreten. Denn nirgends besteht innerhalb des gesamten deutschen Volkstums eine so umfangreiche Stetigkeit wie gerade auf dem Gebiete des Brauchtums. Denken wir an Angangs- und Schicksalsbefragung mit dem Erbschlüssel, der Erbbibel, Abwehrhandlungen bei Taufe, Hochzeit und Tod, Dämonenvertreibung bei Aussaat, Viehaustrift, Ernte und bis zum Weidetag; dann die Kinderspiele, Wetterregeln, Ortsneckereien, Segen- und Zaubersprüche in Not und Krankheit usw., die in ihren Grundgedanken und ihrer Grundform sich gleichen, weil sie alle als Gemeinschaftsbildungen bei gleichen Gegebenheiten gleiche oder bedingt ähnliche Formen ergeben haben und immer wieder ergeben werden.

Aus der Fülle der brauchtumsmäßigen Belege für Ostpreußen sei nur das Wesentlichste wiedergegeben. Eine Aufteilung nach Brauchtum im Menschenleben und Brauchtum im Jahreslauf mag die Ueberschau erleichtern.

Alles, was die Mutter tut, während sie ihr Kind erwartet, geschieht auch dem Kinde, daher denn die vielen Vorsichtsmaßregeln und Verbote für die werdende Mutter, wie auch deren Versuche, das zukünftige Kind in Aussehen und Charakter nach ihrem eigenen Sinn vorher zu bestimmen. Das Versehen der Schwangeren spielt eine große Rolle dabei. Andererseits ist die Schwangere selbst in ihrem Sonderzustand gefahrbringend für andere Menschen wie auch für Tiere. Eine Schwangere darf nicht Pate stehen, sonst stirbt das Kind, auch darf sie nicht im Trauerzuge gehen, sie zöge sonst jemanden nach. Wird das Kind geboren, steckt man es durch die Hose des Vaters als Zeichen der väterlichen Anerkennung. Unter das Bett des Kindes legt man in evangelischen Gebieten Stahl, um Behexen vom Kinde fernzuhalten. Bis zur Taufe wird des Kindes zukünftiger Name geheim gehalten, darf auf keinen Fall gesagt werden, sonst haben es böse Geister in ihrer Gewalt.

Marienburg
Großer Remter im Mittelschloß

Abb. 2 zur Arbeit von Dr. Karl v. Lorck

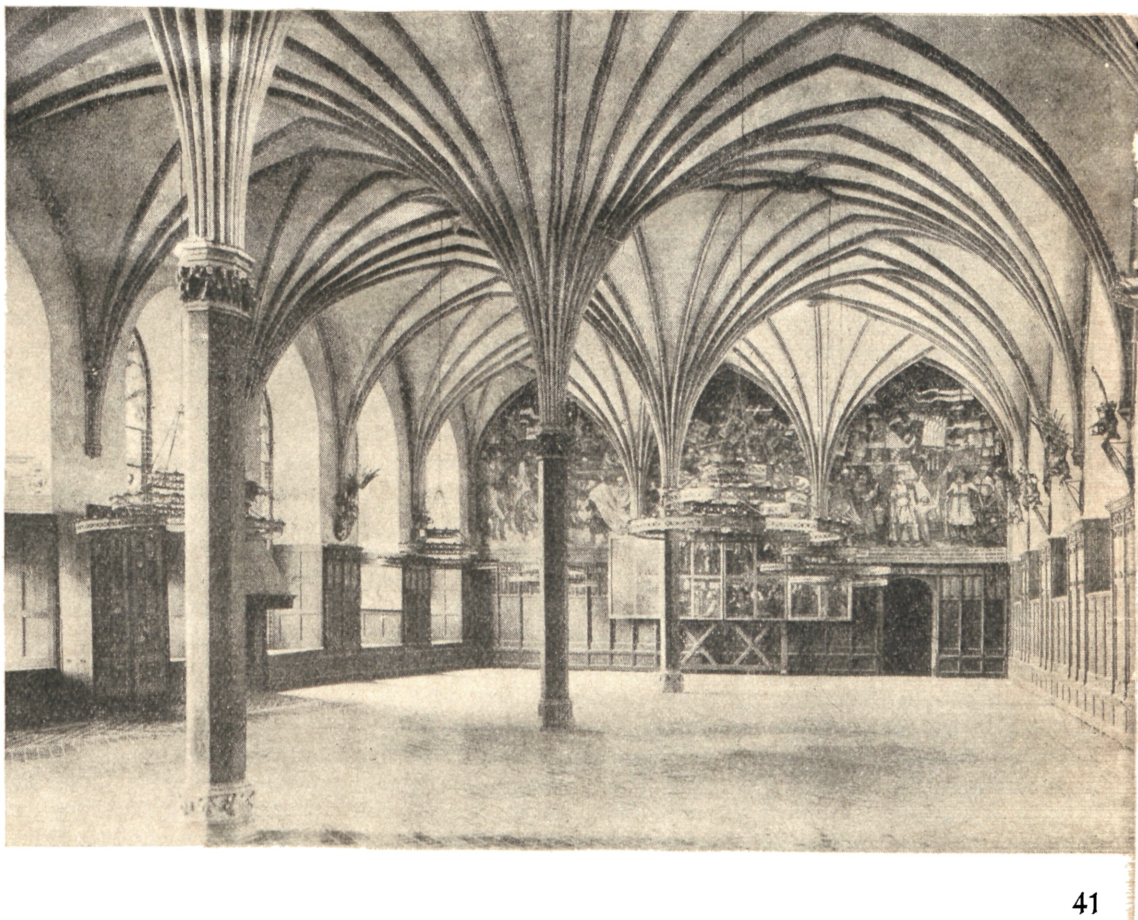


Photo: Staatliche Bildstelle

Die Paten schreiben einen Patenbrief oder einen Patenzettel mit Sprüchen, Liederversen und eingewickelten Geschenken oder Geld; heute ist die Sitte des Patenzettels schon im Vergehen. Patenstand absagen bringt dem Kind Unglück. Auch im ganzen ersten Lebensjahr ist das Kind gefährdet und menschliche Schutzmaßnahmen sind vonnöten. Es darf nicht in den Spiegel sehen oder davor gehalten werden, weil dies die Eitelkeit fördert oder das Kind schielen könnte; man darf es nicht kämmen, weil es sonst den Grand bekommt usw. Bei der Hochzeit steht neben der Sorge um den Hof aber auch die Liebe bei der Brautschau in erster Reihe. Auf der Hochzeit spielt als Hauptamtsperson eine große Rolle der Platzmeister, der seine „Bitt" (meist in Versform) zur Einladung, seine „Ausbitt" (in ungebundener Rede) vorm Kirchgang zur Trauung, manchmal auch seine „Blumenrede, Blumenbitt oder Tischbitt" (wieder in Versform) beim Hochzeitsschmaus selbst zu halten hat. Außerdem trägt er manchmal die Speisen auf, ordnet die Paare zum Tanz, kurz, er ist unentbehrlich. In evangelischen Gebieten ist meist am Freitag, in katholischen am Dienstag Hochzeit. Form des Mondes, die Sternbilder und das Wetter am Hochzeitstage werden genau beachtet. Den Toten legt man zur Geisterabwehr das Gesangbuch auf die Brust oder unter das Kinn, die Spiegel werden verhängt, Uhren werden angehalten und oft der Tod den Tieren mitgeteilt. Mädchen werden wie Bräute angezogen, mit dem Myrtenkranz auf dem Kopf beerdigt; was sonst dem Toten lieb war, wird ihm mitgegeben: Messer, Tabaksdose, Pfeife, Bilder, sogar Kopfhörer vom Rundfunk! Der Sarg steht mit dem Fußende zur Tür, sonst könnte der Tote wiederkommen; die Vorstellung vom lebenden Leichnam, vom Wiedergänger ist überall lebendig.

Von dem zahllosen Brauchtum im Jahreslauf können ebenfalls nur die Ostpreußen kennzeichnenden Tatsachen genannt werden. Weihnachten oder Neujahr kommt der Schimmelreiter mit seinen Gehilfen Bär, Bock, Storch, Schornsteinfeger, Frau oder Bettlerin; im Kreis Heiligenbeil z. B. noch der sonst nicht übliche Paarche-mann. Silvester können die Tiere sprechen und werden zur Schicksalsdeuterei benutzt. Zu Neujahr ist als Schicksalsbefragung Schlorrke schmiete, Tun scheddern, Kohlke schwimmen, Blei gießen üblich. Heilige drei Könige (6. 1.) werden im Ermland die Türen mit CMB beschrieben und Lichtmeß (2. 2.) die Lichte für die Lichtprozession geweiht; sie helfen in Nottagen. Palmsonntag werden die „Palmen" gegen allerlei Unglück geschluckt; im Ermland hat sie der Priester geweiht. Fastnacht wird getanzt; im Krug findet der „Bügeltanz" statt. Der „Bügelmeister" hat die Leitung, der die Mädchen bügelt; in neuerer Zeit ist an manchen Orten noch die „Bügeldame" hinzugekommen. Das Brummtopfziehen fällt auch in die Fastenzeit, wird aber oft mit dem Schimmelreiter in Verbindung gebracht. Ein wichtiger Tag ist der 1. Mai; die Nacht zum 1. Mai, Wolprecht (Walpurgis) ist Hexennacht; der Tag selbst ein wichtiger Viehaustreibetermin. Ostern ist ein wichtiger Heil-Tag. Da wird Osterwasser geschöpft, man wäscht sich im Fluß und man sieht das Osterlamm springen. Der Ostersonnabend ist im Ermland bedeutsam, weil an ihm der Priester Wasser und Kohle, ebenfalls als Heil- und Schutzmittel in allen Leibesnöten weiht, Ostern selbst werden die Eier mit Zwiebel und Zichorienpapier gefärbt. Am 2. Osterfeiertag wird mit Birken- und Kaddigruten „schmackostert", ein in ganz Ostdeutschland üblicher Brauch. Pfingsten wird grünes Birkenreisig an Türen, Fensterläden und Wagen gesteckt, auch ab und an weißer Sand gestreut. Die Nacht vor Johanni (24. 6.) ist Hexennacht und zu ihrer Vertreibung werden Feuer angezündet. Johannizeit ist auch Orakelzeit, besonders für Liebesangelegenheiten. Martini (11. 11.) ist wieder ein wichtiger Ziehtermin und ebenfalls wie Johanni und Andreas (30. 11.) ein Liebesorakeltag. Weihnachten, das deutsche Fest, hat noch nicht lange in Ostpreußen den Weihnachtsbaum, den man erst etwa seit 1820 hier kennt; früher stellte man den „Winterjreensboomke" auf aus drei übereinandergesteckten Aepfeln bestehend, oben mit einem Licht drauf. An vielen Orten treten die Sternsinger auf, die oft das aus der Fastenzeit übliche Brummtopflied singen. Von Weihnacht bis Heilige drei Könige fallen die Zwölften, die unheimlichen Nächte, in denen die wilde Jagd durch die Lüfte geht. Die Arbeiten ruhen in dieser Zeit, es dürfen nur Federn gerissen werden.

Abschließend sei bemerkt, daß die Erforschung des Brauchtums eingehender, vorsichtiger Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte, Gesellschaftskunde und Psychologie bedarf.

Volkstum und Volksbräuche in Masuren / Von Dr. M. Krause-Lötzen.

Masuren ist erst durch den Weltkrieg mit den historischen Befreiungssiegen Hindenburgs und durch die Volksabstimmung von 1920 jedem Deutschen bekannt geworden. Heute ist Masuren als Landschaftsbezeichnung bereits ein Begriff. Aber noch immer ist die Vorstellung von diesem Grenzland im deutschen Osten nicht klar und fest umrissen, noch kann man nur allzuoft sprechen hören von der „masurischen Wildnis", von dem Lande der Seen und Sümpfe, kurzum, es bestehen auch heute noch Ansichten, die von der Vorkriegsvorstellung des „deutschen Sibiriens" gar nicht so weit entfernt sind. Noch spukt das gruselige Märchen umher, wonach während des ersten Kriegsjahres die russischen Truppen regimenterweise in die masurischen Sümpfe getrieben wurden und jämmerlich umkamen. Es ist nur merkwürdig, daß man in Masuren selbst nichts von diesem schaurigen Massensterben weiß, ganz abgesehen davon, daß hier die Sümpfe keineswegs häufiger oder gefährlicher sind, als irgendwo anders im deutschen Vaterlande. Die Tausende von Moorgrabungen, die seither in den Niederungen angestellt wurden, sie haben auch nicht eine russische Kanone, nicht 'mal ein Russengewehr aus den Ablagerungen gefördert. Im Gegenteil wird in dem ostpreußischen Weltkriegsmuseum, der Vaterländischen Gedenkhalle in Lötzen, als Kuriosum ein einziger Russensäbel aufbewahrt, der bei regstem Forschen bisher als einziges Beweisstück dieses noch immer nicht verstummten Märchens wirklich in einem — Torfloch gefunden wurde. — Sind also die Vorstellungen über Masuren in seinen landschaftlichen und geologischen Verhältnissen schon merkwürdig verworren, so sind sie über sein Volkstum nicht selten geradezu grotesk. Wir müssen wohl auf ärmlichem Boden um unser Dasein ringen, leben aber in einer gesegneten Landschaft, die mit ihrem ewigen Wechsel von Wäldern und Seen, Höhen und Wiesen wohl unserer Mutter Germania ärmstes und eigenartigstes Kind ist, aber auch unleugbar eines ihrer allerschönsten, unverbildetsten und wundersamsten. — Nicht die sollen Masuren „bereisen", die naserümpfend vor der kümmerlichen „Kalupp" eines bitterarmen Heidebauern stehen und über mangelnde Zivilisation spotten, ohne von Masurens eigener Kultur einen Hauch verspürt zu haben, nein, wir drücken allen den deutschen Volksgenossen die Hand, die mit offenem Herzen zu uns kommen. Sie, die Masuren, wie es wirklich ist, erwandern wollen, aus seiner herben Unberührtheit neue Kraft schöpfen, sie werden auch Verständnis dafür haben, daß hier im äußersten deutschen Grenzland Menschen stehen, die ohne viele Reden ihren harten Dienst verrichten und mit der Erfüllung ihrer Tagesarbeit auch dem großen Vaterlande helfen, mit besonderem Stolz bewußt ihres Deutschtums und ihrer Grenzlandaufgaben: Deutschlands ärmste Söhne, aber auch seine getreuesten. — Solche willkommenen Gäste sind Masuren in besonderem Maße die Angehörigen des VDA, die aus der Sinngebung ihrer bedeutungsvollen Arbeit am ehesten den wahren Charakter unserer Heimat erkennen werden. Wenn sie nach ihrer großen Ostlandtagung zu Tausenden Masuren besuchen werden, wenn sie staunend und ehrfürchtig den Zauber der masurischen Landschaft erleben, dann werden sie auch die Gewißheit empfangen und die Kunde forttragen in alle Gaue, daß dieses Land und sein Volk deutsch waren, deutsch sind und deutsch bleiben werden!

*

Die zahlreichen Bodenfunde der jüngsten Jahre haben unerschütterlich erwiesen, daß auch Masuren uraltes germanisches Siedlungsgebiet war. Die Völkerwanderung brachte die germanische Abwanderung mit sich und die Borussi, die Pruzzen, die zum ersten Male um das Jahr 1000 erwähnt werden, sie gaben dann

dem Preußenland ihren Namen. Die Pruzzen, die man heute schlechthin als die Urbewohner Ostpreußens bezeichnet, gehören zur nordisch-baltischen Völkerfamilie, sind also keineswegs mit den Polen verwandt. Sie lagen, bevor der Deutschritterorden ins Land gerufen wurde, in erbitterten, blutigen Kämpfen gegen Polen und Litauer, und wie tapfer sie sich zuerst gegen die Kolonisation des Ordens wehrten, dürfte bekannt sein. Die Stämme der Galinder und Sudauer, die etwa in dem heutigen Gebietsbegriff Masuren seßhaft waren, zogen sich vor dem Ordensheer in ihre undurchdringlichen Waldungen zurück und der Orden ließ diese „Wildnis" als natürlichen Schutz seines gewonnenen Gebietes bestehen. Die erste Vermischung zwischen den altpreußischen Stammesresten und den deutschen Einwanderern setzte ein, und bald hatten die Pruzzen fast restlos deutsche Art angenommen, was infolge der Blutverwandtschaft schneller möglich war. Die allmähliche Besiedlung der masurischen „Wildnis", deren Städte und Dörfer ausschließlich deutschen Ursprunges sind, brachte eine erste, geringe polnische Einwanderung. „Masauer", Bewohner des polnischen Herzogtum Masovien waren es, die ins Land zogen und zunächst vollständig aufgesogen wurden. Der Hauptzustrom der „Masauer" begann erst nach den Verwüstungen des Dreizehnjährigen Krieges (1454—66) und erreichte nach dem Zweiten Thorner Frieden seinen Höhepunkt.

Jetzt begann die Verschmelzung der drei an der Besiedlung Masurens tätigen Volksteile, und durch Blutmischung entstand aus Altpreußen, Deutschen und Masauern ein neuer Stamm, ein Grenzvolk, dessen Heimat erst seit dem Anfang des 19. Jahrhundert die Landschaftsbezeichnung Masuren führt. Aus diesem Mischvolk wurde im Laufe der folgenden Jahrhunderte eine völkische Einheit, wie etwa die Engländer. Trotz gewaltsamer Polonisierungsversuche in der Mitte des 15. Jahrhunderts war die Muttersprache dieses Volkes deutsch, und noch 1701 spricht der polnische Bischof Zaliski von der Bevölkerung, die „vorzeiten durch die deutschen Bischöfe fast ganz aus den deutschen Kolonien hierher verpflanzt sei und aus verschiedenen Stämmen bestehe, die Sitten, Sprache und Gebräuche des Heimatlandes bewahren".

Das Volkstum dieser Landschaft war von Anbeginn an deutsch geblieben. Deutsche hatten seit der ersten Kolonisation dem Lande ihren Stempel aufgedrückt. Deutsche Ritter und Bauern hatten das Land gesichert und kulturfähig gemacht. Wohl bestanden nach der Einwanderung der „Masauer" noch Beziehungen zum benachbarten Masowien, aber nach der Wandlung des Ordensstaates in ein evangelisches Herzogtum zerrissen diese dünnen Fäden. Die masurische Mundart wurde — und das ist das Ausschlaggebende — zum Mittler allein deutscher Kultur, und der masowische Kolonist hatte schon lange unter den starken geistigen Einflüssen deutscher Art deutsch fühlen und denken gelernt.

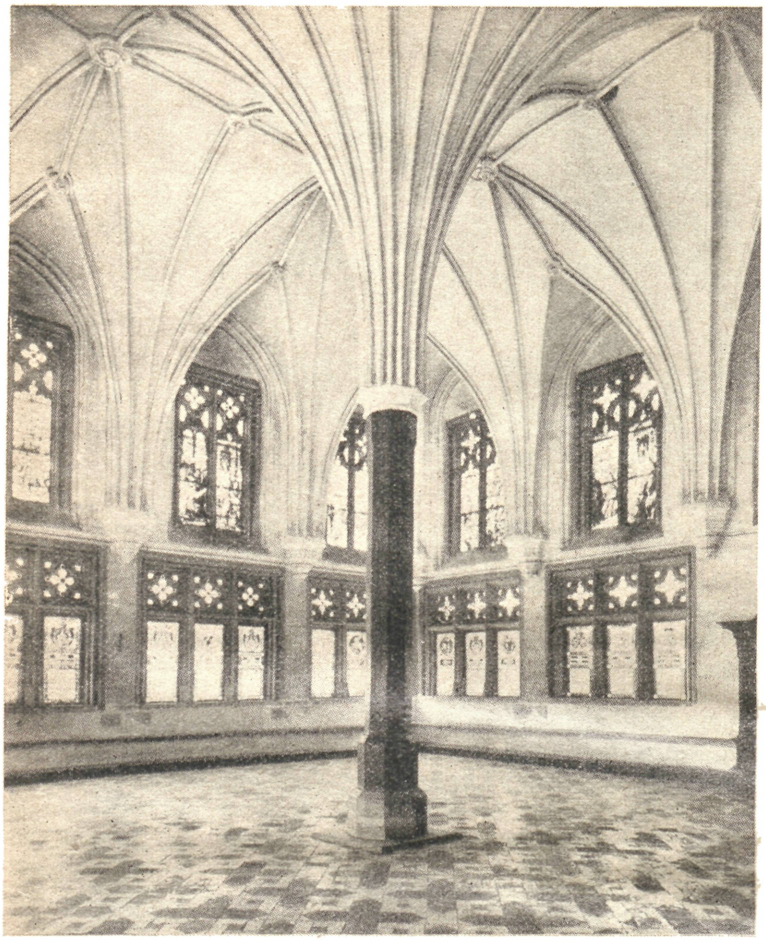
Auch die politischen Verhältnisse förderten diese Entwicklung in der gleichen Richtung. Die Grenzen gegen Polen blieben durch die Jahrhunderte die gleichen. Die Masuren erkämpften Schulter an Schulter mit ihren übrigen deutschen Stammesgenossen gegen Polen und Schweden die Unabhängigkeit des Herzogtums Preußen. Masurische Bauern und Bürger waren es, die im Siebenjährigen Kriege inmitten der Russeninvasion am treuesten zu Friedrich dem Großen standen, die jubelnd zu den Waffen griffen, als die Befreiungskriege das napoleonische Joch zerbrachen. Die Einheitskriege des Deutschen Reiches sahen masurische Regimenter mit als tapferste der alten Armee ehrenvoll fechten und bluten für Deutschlands Macht und Größe. Diese in Blut und Eisen, in Glück und Unglück erprobte Schicksalsgemeinschaft hat den Masuren noch stärker seinem deutschen Vaterlande verbunden.

Die Masuren, dieser zurückhaltende, derbe und ernste Volksschlag, der ausdauernd und gutmütig, anstellig und lebensfroh ist, haben vor allem zwei hervorstechende Eigenschaften: die eine ist ihre Anspruchslosigkeit und Arbeitshärte, die andere ist ihre grenzenlose Liebe zur Heimat, aus der wiederum eine unerschütterliche Treue zum großen deutschen Vaterlande entspringt. Deshalb vollbrachten auch die masurischen Truppen im ersten Weltkriegsjahr in verbissenem Widerstand wahre Heldentaten bei der Verteidigung ihres Heimatbodens gegen den vielfach überlegenen Feind. Masurische Regimenter waren auf allen Fronten des großen Krieges die zuverlässigsten bis zum bitteren Ende. Was aber könnte des Masurenvolkes Treue eindringlicher kennzeichnen und beweisen als das Ergebnis der durch Versailles aufgezwungenen Abstimmung vom 11. Juli 1920, bei der die masurischen Kreise sich mit 99,3 v. H. zu ihrem Deutschtum bekannten? — Stolz ist der geringste Masure auf diesen gewaltigen Sieg seiner Treue, und er hat auch in allen den bitteren Jahren danach mit heißem Sehnen auf das Wunder eines wieder erstarkenden Reiches gewartet. Schon 1932 stand dieses zähe Grenzvolk in den vielen Wahlen mit überwältigender Mehrheit hinter Adolf Hitler und in der Volksbefragung von 1934 waren es neun Zehntel des Masurenvolkes, die freudig dem Führer ihr „Ja" gaben. Mit größter Freude wurde die geschichtliche Tat des 16. März 1935 von den masurischen Menschen begrüßt, die in Jahrhunderten schwersten Grenzland- und Volkstumskampfes kämpferisch-hart und soldatisch-treu geworden sind und die in ihrem Blute stets die wehrhafte Wahrheit der Deutschen spürten, daß das Schwert neben dem Amboß liegen muß.

*

Bei einem so eigenartigen und in sich selbstsicheren Volksstamm, der bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts fast ganz für sich allein gelebt hat und den erst das Zeitalter der Technik der übrigen Welt und ihrem Geschehen erschloß, haben sich verständlicherweise die alten Volksbräuche frei entfalten können. Der tiefreligiöse, pietätvolle und allem Mystischen zugeneigte Sinn der Masuren hat unverfälscht eine Fülle von Brauchtum und Sitten aus Urväterzeiten bewahrt. Wir finden heute im täglichen Leben des masurischen Landvolkes eine Unzahl sonderbarer und kaum noch deutbarer Gebräuche, die in vorchristlicher Zeit ihren Ursprung gehabt haben. Wir stoßen vor allem immer wieder auf einen ins tägliche Leben übertragenen Volksglauben, der in der vielfältigen und mit ihren Eindrücken das Leben des Masuren so stark beeinflussenden Natur und Landschaft seine tiefinnerlichen Wurzeln schlug. Wie die mannigfaltige Tier- und Pflanzenwelt, wie die gewaltigen Findlinge und die knorrigen Tellerwurzeln der Kiefer, so gehört der Masure zu diesem Boden. Die schimmernde Pracht seiner blauenden Seen, das geheimnisvolle Rauschen seiner Wälder, die wütenden Gewalten der „Eilung" — des plötzlichen Wirbelsturmes vor einem Gewitter — sie machten die unverbildeten Masuren grüblerisch, kindlich-gläubig und auch — abergläubisch. In den unendlichen Wäldern, in der braunen Heide und im grünen Bruch webt ihnen geheimnisvolles Leben zauberischer Koboldwesen, die wohl unter Umständen den Menschen geneigt sein können, die ihn aber öfter noch verfolgen und quälen. „In jedem See haust ein Kobold mit Fischschwanz, der die Badenden umklammert, hinunterzieht und ihre Seelen saugt. „Der Herzwurm" nagt am Lebensquell und bringt Siechtum. Ueberall erfüllen geheimnisvolle Geister die Natur, deren natürliche Schätze aber der Mensch nutzen kann, wenn er sie zu nützen versteht. So liegt es dem Masuren im Blut, daß er auf der Scholle, auf der er geboren ist und auf der er sterben will, tun und lassen kann, was er will. Und so kann er auch in dem Land der 3000 Seen seiner Ansicht nach allen gesetzlichen Vorschriften zum Trotz angeln und fischen, wie es ihm gefällt. „Alle hundert Schritt könnte ein Galgen stehen, der Masure würde das Angeln nicht lassen", so kennzeichnete treffend ein Heimatschriftsteller eine auch heute noch vorhandene Leidenschaft dieses Volksstammes. Gewiß ist es auch die Not, die vielfach den armen Heidebauern und Waldarbeiter zum Wildfischen treibt, aber im Grunde entspringt diese Leidenschaft, die sich auch in einem unbezähmbaren Drang zu Jagd und Abenteuer zeigt, dem alten Volksglauben, daß der liebe Gott die Natur für alle Menschen geschaffen hat.

Schmucklos und einfach wie die alten masurischen Bauernhäuser, die aus dem Holz der heimischen Kiefer derb gezimmert sind und die man heute nur noch selten in abgelegenen Ortschaften findet, war auch die Tracht der Masuren, nach der man leider heute schon forschen muß, um gelegentliche Reste zu entdecken. Die Frauenkleidung war wenig farbenfreudig, wenn man den Kopfputz, ein kleines, dreieckiges Stutztuch, davon ausnimmt. Schwarz-grau gestreifte Wollröcke oder dunkelblaue Röcke mit einem breiten schwarzen Streifen am Saum traten faltenreich unter den vorwiegend schwarzen oder grauen Blusenmiedern hervor. Die Bekleidung der Männer, der halblange blaue Rock mit Messingknöpfen und grauen Beinkleidern, zu denen an Feiertagen noch weiß- und rotkarierte Leinwandwesten traten, sind



Marienburg,

Sommerremter im Hochmeisterpalast

Abb. 3 zur Arbeit von Dr. Karl v. Lorck

Photo: Staatliche Bildstelle

heute gleichfalls völlig verschwunden. Sie waren in ihrer Schlichtheit typisch für das masurische Landvolk.

Bei der behandelten Blutsvermischung deutscher Kolonisten aller Stämme mit Pruzzen und Masuren haben selbstverständlich auch deren Heimatgebräuche in dem neuen Grenzvolkstamm Eingang gefunden. Dabei ist bemerkenswert, daß wohl altpreußisches Brauchtum neben eindeutig niederdeutschen Sitten ohne Schwierigkeit unter den masurischen Volksbräuchen festzustellen ist, daß aber — und dieses bestätigt wieder den Deutschtumscharakter der Landschaft — kaum nennenswerte Spuren ehemals polnischer Sitten sich finden. Vielfach entsprechen die Volksbräuche um die großen kirchlichen Feste den auch im übrigen Reich bekannten Gewohnheiten, aber daneben sind doch noch so vielfache und eindeutig auf vorchristliche Ueberlieferung zurückzuführende Besonderheiten feststellbar, die eben nur Masuren eigen sind. — Es bietet sich im Rahmen dieser Abhandlung erklärlicherweise nun nicht der Raum, um alle masurischen Volksbräuche erschöpfend und geordnet zu behandeln. Es kann im Nachfolgenden nur lediglich versucht werden, nur wenige, aber besonders typische Eigenschaften zu schildern.

Daß die Ernte im Mittelpunkt des masurischen Volkslebens steht, ist natürlich. Das Erntefest, der „Plon", ist eine Feier des Uebermutes und der Lebensfreude, wie überall. Aber da sind noch zahlreiche Erntebräuche, die den Gedanken enthalten, daß dämonische Wesen in den Feldern hausen, die man einfangen muß. „Die Wildsau ist im Korn" — so heißt es, wenn der Sturm über die reifen Aehren fegt. Wer dann die letzten Halme schneidet, der erfaßt auch den „wilden Eber" und muß das letzte Korn in die Scheune tragen, damit es dort bis zur nächsten Aussaat bleibt. Diejenige Binderin, die die letzte Garbe bindet, muß diese mit dem Rufe „Wolf fort!" hinter sich werfen, um so die bösen Geister zu bannen. — Drohen Hagelschauer, so nimmt der Bauer einen Spaten, sticht drei Rasenstücke aus und legt sie umgekehrt auf die Grasseite, damit der Schaden vorüberzieht. — Ist der grünende Roggen am St. Georgstag (23 April) so hoch, daß sich eine Lerche in ihm verbergen kann, dann steht eine gute Ernte in Aussicht. Kommen die Mädchen zum Melken, müssen sie die Eimer zudecken, damit nicht die Vögel hineinschauen und den „Schmand" von der Milch abnehmen können.

Ueberhaupt spielen Tiere im masurischen Volksglauben eine bedeutende Rolle. Eine Kröte in der Stube bedeutete Unglück, schrien Katzen, gab es Spektakel. Ein unter dem Fenster krähender Hahn, eine sich putzende Katze oder sprühende Funken auf dem Herde kündigten Besuch an. Versammelten sich große Scharen von Raubvögeln in der Luft, stand Kriegsgefahr bevor; lief ein Hase beim Ausgang über den Weg, brach in der Nähe Feuer aus, kreuzten aber Wolf oder Fuchs die Straße, dann brachte dieses Glück; heulte aber anhaltend ein Hund oder schrie der Kauz, dann war ein Todesfall zu befürchten.

Seltsam sind auch die Gebräuche, die sich an die Familienfeste knüpften. Ein neugeborenes Kind mußte sogleich in ein Tuch eingeschlagen und als etwas Minderwertiges „für die Katz" unter die Bank gelegt werden. Fand man es dann wieder, dann was es erst das rechte Kind und konnte kein Wechselbalg mehr werden. Vor fremden Augen mußte man das Neugeborene ängstlich hüten und ihm gegen den „bösen Blick" ein rotes Band mit einem metallenen Gegenstand, am besten mit einem goldenen Ring, um den Hals binden, oder ihm ein stählernes Messer, ein paar lose Blätter unter das Wickelband stecken. Wie man dem Neugeborenen ein Geldstück unter das Kopfkissen legte, damit es in seinem Leben nie in Geldverlegenheit käme, so durfte auch das Patengeld, neben dem man auch ein Stückchen Brot einwickelte, nicht geborgt sein, sonst machte der Täufling später Schulden. — Hochzeit und Begräbnis sind besonders wichtige Ereignisse für die ganze Dorfgemeinschaft. Ein Hochzeitsbitter, der sogenannte „Platzmeister", überbringt mit bändergeschmückter Mütze die Einladungsverse. Dienstag und Donnerstag waren vor allem bei zunehmendem Licht die geeignetsten Glückstage, an denen geheiratet werden konnte. Am Hochzeitstage durfte die Braut das Haus nicht vor der Trauung verlassen und kurz vor dem Wege zur Kirche forderte sie von ihrem Verlobten ein Geldstück, das sie dann heimlich in das Gotteshaus mitnahm, um es zu segnen zu lassen. Umsehen durfte sie auf dem Wege zu Kirche oder am Altar das junge Paar nicht, sonst hielt die Ehe nicht lange. — An der Hochzeitsfeier nimmt dann die ganze Nachbarschaft, ja das ganze Dorf teil, und es geht hoch her bei diesem Feste, das häufig zwei Tage dauerte, von denen der erste der Braut, der andere Tag dem Bräutigam gewidmet ist. Dabei findet sich oft ein Anlaß zu manchen derben Späßen. Nach dem ausgedehnten Hochzeitsschmaus wird der Brautkranz vertanzt und in einem allgemeinen Gelage, das recht lange dauert, endet dann die Hochzeit.

Auch den Toten zu Ehren werden große Gelage veranstaltet, wobei der Gegensatz zwischen dem allgemeinen Jammer der vollzählig erschienenen Verwandten, Nachbarn und der ganzen Ortschaft vor der Beerdigung und der Ausgelassenheit beim Totenschmaus bemerkenswert ist. Zweifellos auf rein vorchristlichen Ursprung geht die Sitte zurück, beim Tode des Hausherrn für eine Weile alle Fenster und Türen des Anwesens weit zu öffnen, damit sich der Verstorbene etwas mitnehmen kann. Geht dann gar kurze Zeit später ein Stück Vieh ein, so hat es der Tote geholt. Noch heute gibt man in einzelnen Gegenden auf dem Lande den Verstorbenen Geld mit ins Grab, damit sie an der Himmelspforte Zoll bezahlen können und unterwegs Wegzehrung haben. Besonders eigenartig mutet der Brauch an, daß sich die Masuren noch zu Lebzeiten Särge anschaffen, die auf einem großen Bodenraum oder früher sogar in den Kirchen aufbewahrt wurden. Bis vor wenigen Jahrzehnten war es noch allgemein üblich, daß der schönste Kranz vom Grabe des Verstorbenen ein volles Jahr hindurch am Chor der Kirche aufgehängt wurde.

In der Adventszeit, den „Zwölf Nächten", zu Ostern und Pfingsten sind noch heute eine große Zahl der verschiedensten Bräuche im Schwange, die zu einem Teil in ganz Ostpreußen verbreitet sind, vielfach aber nur auf Masuren beschränkt blieben, heute aber selbst vielen Einheimischen nicht mehr bekannt sind. Das Sternsingen in der Adventszeit findet man an der Neh-

rung ebenso wie in Masuren, doch die bunte Bettelschar, die sich aus einem phantastisch herausgeputzten „Schimmelreiter", einem Bären im Strohgewande, einem Storch, einem wilden Räuberhauptmann und einem „Pungeljud" zusammensetzt, sie findet man nur in den Ortschaften Masurens. Es gibt kein Fest, keine Zusammenkunft, an der sich der lebensfreudige Sinn des Masuren nicht in frohem Gesange äußert. Allerdings haben die vergangenen Jahrzehnte die schönen, schlichten masurischen Volksweisen bei der Jugend fast vergessen lassen, aber schon sind sie in der jüngsten Zeit wieder aufgelebt. Zu Johanni, der besonders lebhaft und fröhlich gefeierten Sommersonnenwende, kann man schon wieder die melodischen alten Weisen und ihre Verse hören, während brennende Teertonnen und -flöße langsam auf den dunklen Seeflächen dahintreiben oder von den fernen Höhen rotleuchtend grüßen. Außerordentlich viel verschüttetes Brauchtum wird die vom „Bund Deutscher Osten" wieder aufgenommene Volkstumsarbeit gerade in Masuren zu neuem Leben erwecken, denn es bestand hier vor wenigen Jahrzehnten noch in einer Fülle, Mannigfaltigkeit und Ursprünglichkeit, wie kaum in einer anderen deutschen Landschaft. Unendlich viel hat der Weltkrieg mit seinen Folgeerscheinungen auch an diesen Gütern hier zerstört, aber gerade die Eigenart und Vielheit der masurischen Volksbräuche lassen es erstrebenswert erscheinen, daß sich heute alle heimatliebenden Volksgenossen und vor allem die Lehrerschaft auf dem Lande mit freudigem Eifer einsetzen, die verborgenen Brauchtumsschätze zu sammeln und zu neuem Leben zu erwecken.

Ihr Gäste vom VDA aber, die ihr nun bald durch Masuren wandert, streift mit offenen Augen und Herzen durch dieses Land voller Eigenarten! Es ist so unsagbar schön, so unberührt und so vielgestaltig, daß jeder gepackt werden muß von dieser Landschaft, wenn er sie erst in ihrer wundersamen Melancholie tiefinnerlich erlebt hat. Sucht aber auch die Seele des Masurenvolkes, das wohl äußerlich rauh und zurückhaltend, doch ein so prächtiger und kerngesunder Volksstamm ist, der hier an der äußersten deutschen Ostgrenze auf seinem rechten Platz steht! Dann wird auch jedem unserer Gäste der tiefere Sinn unseres Masurenliedes verständlich werden, das in seinem letzten Verse singt:

Tal, Hügel und Hain!
Dort wehen die Lüfte so frei, so kühn,
Möcht immer da sein,
Wo Söhne des Vaterlands kräftig erblühn:
Dort ziehen die Höh'n in des Nebels Grau, o schau!
Hold lächelt auf Seen und Höhen des Himmels Blau.
Die Wälder, die Seen, der Berge Sand,
Masowia lebe, mein Vaterland!

Die alten Preußen

Von Dr. Erich Weise.

Das altpreußische Blutserbe im deutschen Menschen unserer Ostmark ist erst in letzter Zeit richtig erkannt und gewürdigt worden. Früher war man geneigt, Zahl und Bedeutung des preußischen Volksteils, der nach der Besitznahme durch den Deutschen Orden erhalten blieb, gering zu veranschlagen. Mit fortschreitender Forschung hat sich aber immer mehr die Erkenntnis durchgesetzt, daß in manchen Gebieten, besonders auf dem Lande, die preußische Erbmasse der deutschen zum wenigsten das Gleichgewicht hält. Das geht aus der geschichtlichen Entwicklung, wie wir sie jetzt kennen, mit aller Deutlichkeit hervor.

Die alten Preußen sind Indogermanen und gehören zu dem sogenannten „baltischen Sprachstamm". Blutsmäßig unterscheiden sie sich ganz erheblich von den Slawen und auch von den Litauern und Letten durch einen starken germanischen Einschlag.

Aus ihrer Urheimat, die etwa zwischen der Memel, dem Bug und der heutigen deutschen Ostgrenze zu suchen ist, haben sich die Preußen schon um 1500 vor unserer Zeitrechnung bis zur Alle vorgeschoben. Als dann die Ostgermanen, die sich über die Weichsel hinweg bis an die Passarge ausgebreitet hatten, im 5. Jahrhundert diese Wohnsitze verließen, rückten die Preußen in das gesamte Gebiet des heutigen Ostpreußen hinein und drangen im Großen Werder und bei Mewe sogar noch etwas über die Weichsel hinaus.

Eine gemeinsame Stammesbezeichnung ist nicht nachweisbar, da die Preußen schon bei ihrem Eintritt in die Geschichte in verschiedene Unterstämme zerspalten waren. Nach litauischen und lettischen Bildungen ist die Namensform Prusas mit langem u und scharfem s zu erschließen. Was der Name bedeutet, ist unbekannt.

Die Namen der einzelnen Stämme haben sich in den Landschaften Ostpreußens erhalten. Pomesanien entspricht etwa dem heutigen Regierungsbezirk Marienwerder. Oestlich daran schließt sich Pogesanien. Warmien deckt sich keineswegs mit dem späteren Bistum Ermland, sondern umfaßt die gesamte Haffküste von Elbing bis zur Pregelmündung und reicht im Innern nur bis zur Alle. Natangen ist das Dreieck zwischen den Unterläufen von Pregel und Alle, Samland — das Rechteck zwischen Pregel und Kurischem Haff, im Osten noch über die Deime hinausreichend. Nadrauen liegt um den Oberlauf und die Quellflüsse des Pregels herum und Schalauen zu beiden Seiten der unteren Memel. Gerade in der Mitte des Preußenlandes zwischen Alle und Mauersee lag das Land Barten, östlich war Sudauen vorgelagert und südlich Galindien. Dieses und das Land Sassen, im wesentlichen die Kreise Osterode und Neidenburg, sowie die Löbau, westlich davon im Drewenzbogen, waren bei der Ankunft des Ordens kaum noch bewohnt. So sehr hatten die dauernden Kämpfe mit Polen und Russen unter der Bevölkerung aufgeräumt.

Das Kulmerland war ursprünglich nicht von Preußen besiedelt. Nach der Abwanderung der Ostgermanen drangen Slawen hier ein. Während der Kämpfe zwischen Preußen und Polen wurde auch dies Gebiet entvölkert. Der Orden erhielt es durch die Schenkung Konrads von Masovien, mußte es aber erst den Preußen wieder entreißen. Er hat es dann neu mit Deutschen und Preußen besiedelt. Diese Bevölkerung war keinesfalls polenfreundlich. Im Jahre 1329 bezeichneten die kulmerländischen Stände die Polen als ihre „Kapitalfeinde". Erst nach dem zweiten Thorner Frieden hat das Polentum wieder an Boden gewonnen.

Von den benachbarten Ostgermanen haben die Preußen schon in vorgeschichtlicher Zeit reiches Kulturgut übernommen, wie die Grabfunde beweisen. Seit Ende des 8. und besonders im 10. und 11. Jahrhundert verstärkt sich der germanische Einfluß durch die Berührung mit den Wikingern, die ihre Niederlassungen besonders an der Küste des Samlandes hatten, das sie Witland oder weißes Land nannten, weil sie von der See aus zuerst die helle Steilküste erblickten. Dänische Geschichtsschreiber erzählen von Beutezügen, bei denen die Schiffe verbrannt wurden, um die Männer zu äußerster Tapferkeit anzuspornen. Nach dem Siege heirateten die Wikinger preußische Frauen und ließen sich durch sie für immer an die neue Heimat fesseln. Die Blutmischung mit den Wikingern darf in der Tat so hoch veranschlagt werden, daß man dem größten Teil des samländischen Adels skandinavische Abkunft nachsagen kann.

Demgegenüber sind die Beziehungen der Preußen zu den Polen ohne nachhaltige Wirkung geblieben. Nach allen erhaltenen Nachrichten haben auch fast andauernd Kämpfe stattgefunden. Der friedliche Handel mit den Germanen der nordischen Länder und den später westlich angrenzenden slawischen Pomeranen ist auf jeden Fall lebhafter gewesen als der mit den Polen. Die Pomoranen sind die Vorfahren der heutigen Kaschuben und gleichen sowohl in ihrer ablehnenden Haltung den Polen gegenüber wie in bezug auf den germanischen Einschlag sehr stark den Preußen, so daß der nachbarliche Verkehr durchaus verständlich ist.

Die Vermischung mit den Germanen wurde bei den Preußen offenbar durch eine gewisse Verwandschaft erleichtert. Schon die römischen Schriftsteller rühmen an den Preußen, die sie Aestier nennen, die blauen Augen, die frische, blutreiche Gesichtsfarbe und vor allem die körperliche Größe, Vorzüge, die sich noch heute in Ostpreußen in stärkerem Maße als bei anderen Deutschen erhalten haben.

Auch der Götterglaube zeigt starke nordische Einflüsse. Wir kennen ihn leider nur aus der sehr fragwürdigen Ueberlieferung des phantasievollen Mönches Simon Grunau, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte. Die Volkwerdung der zerstreuten Stämme soll von dem doppelten Königtum des Priesterkönigs Bruthen o und des Heerkönigs Widewud ausgegangen sein. Beide sollen gemeinsam das Volk im heiligen Haine Romove versammelt und ihm drei Götter gegeben haben. Ihre Namen sind auch urkundlich überliefert und dürfen als gesichert gelten: Perkuns war der Gewitter- und Naturgott, Natrimpe der Gott des Lebens und Patollu der Todesgott. Ein Romove hat es in Nadrauen nahe der litauischen Grenze gegeben. Eine besondere Gottheit war der Erntegott Kurche, der vornehmlich im Südwesten verehrt wurde. Bis ins 16. Jahrhundert erhielt sich das Bockopfer zur Erntezeit, das von Staat und Kirche streng verfolgt wurde.

Die höchste Tugend der alten Preußen war die Gastfreundschaft. Sie waren das einzige Volk an der Ostseeküste, das kein Strandrecht übte, sondern Schiffbrüchige hilfreich aufnahm. Nur eine Voraussetzung machten diese großzügigsten aller Gastgeber: Der Fremdling mußte den Namen des Hausvaters wissen. Dann aber stand ihm das ganze Haus zur Verfügung wie sein eigenes. Trinkfest allerdings mußte er auch sein. Wer nicht richtig mithalten konnte, verfiel der allgemeinen Verachtung, und auch das ist etwas, wofür der Ostpreuße heute noch Verständnis hat.

Alles in allem waren die Preußen ein urgesunder, mannhafter Menschenschlag mit einer durchaus nicht tiefstehenden, aber auch wieder sehr aufnahmefähigen Kultur.

Dem Christentum haben sie zuerst heftigen Widerstand entgegengesetzt, weil es ihnen von den Polen gebracht wurde. Sie argwöhnten mit Recht, daß der Mission bald die politische Unterwerfung folgen würde. Adalbert von Prag erlitt 997 den Märtyrertod wegen einer Blutrache, die den Mord eines Preußen durch einen Polen rächen sollte. Als Ort des Todes wird Tenkitten bei Lochstädt überliefert. Sicher ist das nicht. Man sucht die Stelle auch in Pomesanien und am Drausensee. Der zweite Missionar, Brun von Querfurt, wurde 1009 erschlagen, auch nicht am Löwentinsee, wo das Erinnerungskreuz steht, sondern an der Grenze in der Gegend von Kolno. Die Mission des Zisterziensermönchs Christian von Oliva scheiterte ebenfalls in dem Augenblick, als Polen Anstalten traf, die Neubekehrten auch politisch zu beeinflussen. Alle drei Missionare gehörten trotz ihrer Zusammenarbeit mit Polen dem deutschen Kulturkreis an: Adalbert, von Geburt Tscheche, ist in Magdeburg deutsch erzogen worden, Brun und Christian sind geborene Deutsche.

Das Ende der polnischen Mission war ein völliger Zusammenbruch. Die Preußen erhoben sich mit Macht zum Schutze ihrer bedrängten Freiheit, schlugen die Polen zurück und gingen ihrerseits zum Angriff über, der so bedrohlich wurde, daß der polnische Teilfürst Konrad von Masovien um die Wende des Jahres 1225 den Deutschen Ritterroden um Hilfe bitten mußte.

Der Hochmeister Hermann von Salza ließ sich das Recht auf Bekehrung und Unterwerfung der preußischen Heiden erst durch die Häupter der Christenheit, von denen alle Mission auszugehen hatte, durch Kaiser und Papst in feierlichen Urkunden bestätigen. Der Papst machte dabei zur besonderen Bedingung, daß die Neubekehrten bei ihrer persönlichen Freiheit und bei ihrem Besitz zu belassen wären. Sie dürften äußerlich als Christen auf keinen Fall in eine schlechtere Lage kommen, denn vorher als Heiden. Diese Bestimmung im Verein mit der staatsmännischen Klugheit der Ordensmeister ist die Unterlage, auf der sich die Erhaltung des preußischen Volkes gründet.

Die Besitznahme des eigentlichen Preußens begann mit der Gründung der Stadt Marienwerder im Jahre 1233. Die Pomesanier wurden auf dem Wasserwege über Weichsel und Nogat umfaßt und ohne größere Kämpfe zum Anschluß bewogen. Sie haben sich auch späterhin an den Aufständen kaum beteiligt. Deshalb ist hier die preußische Bevölkerung ziemlich geschlossen erhalten geblieben. Einzelne Gebiete, z. B. die Stuhmer Höhe, sind heute noch fast rein preußisch.

Viel stärker wurden die Reihen der Pogesanier, Warmier, Natanger und Barten gelichtet, weil sie sich immer wieder gegen die Herrschaft des Ordens erhoben. Zuerst hatte der Orden sie nur verpflichtet, das Christentum anzunehmen und Kirchen zu bauen. Wenn er politische Forderungen durchzusetzen wünschte, so geschah dies sicher in vorsichtiger, wenig verletzender Form. Immerhin ließ er seine festen Burgen im Lande errichten. Aber auch das ertrugen die freiheitsstolzen Preußen nicht. Unter ihrem Führer Herkus Monte erhoben sie sich zum letzten verzweifelten Freiheitskampfe.

Der Orden geriet zunächst in Bedrängnis. Dann aber gelang es ihm, Gewalt mit Gewalt zu bannen, und nun hatte er volles Recht, den zum zweiten Male Unterworfenen die politische Freiheit zu nehmen. Die rechtliche und wirtschaftliche beließ er ihnen immer noch.

Ganz besonders glanzvoll bewährte sich die kluge Staatskunst des Ordens gegenüber den Samländern. Mit Gewalt war gegen diesen nordisch stark beeinflußten Stamm ohnehin nicht viel zu erreichen. So begnügte sich der Orden damit, als festen Stützpunkt im Jahre 1255 die Burg Königsberg anzulegen. Dann gelang es ihm, zunächst die führende Adelsschicht durch Bevorzugung und Belohnung oder auch durch den lockenden Glanz bereitwillig verliehenen Rittertums zu sich herüberzuziehen. Nach dem Adel kamen die begüterten Freien an die Reihe, denen man ihren Besitz sicherte und durch Vorrechte verbesserte. So wurde die breite Masse führerlos und konnte beim geringsten Versuch eines Aufstandes unterdrückt werden.

Die volksarmen Landschaften Galindien und Nadrauen wurden einfach besetzt. In Sudauen gab es lange zermürbende Kleinkriege in den Wäldern und Sümpfen. Als aber 1283 der Herzog Skomand fiel, erlosch der Widerstand. Um jeden Herd weiterer Unruhen ein für allemal zu ersticken, entschloß sich der Orden kurzerhand, die übrig gebliebenen Sudauer umzusiedeln, größtenteils nach dem Samland, in die Gegend von Wargen und Heiligkreuz, die heute noch der „Sudauische Winkel“ heißt.

Das ganze Gebiet aber, das Galindier, Sudauer, Nadrauer und Schalauer bewohnt hatten, wurde menschenleer. Es ist die berühmte „Wildnis“, die den ganzen Süden und Osten des Landes, annähernd fünf Neuntel des gesamten Ordenslandes östlich der Weichsel, umfaßte. An deutschen Siedlern für diese weiten Strecken, in denen Wälder, Seen, Heiden und Moore wechselten, fehlte es zunächst. Es war aber sicherer, menschenleere Oede als einen ständigen Herd des Kleinkrieges an der Grenze nach Litauen und Polen zu wissen. Eine feste Grenzlinie mitten durch die Wildnis ist erst im Frieden am Meldensee 1422 festgesetzt worden.

Um 1300 also saßen Preußen, von einigen abgesprengten Teilen abgesehen, in einem rund 80 Kilometer breiten Streifen längs der Küste des Frischen Haffs, die Weichselgegend und das Samland mit eingeschlossen. An beiden Flanken ist die Bevölkerung am dichtesten.

Die Verschmelzung zwischen Preußen und Deutschen vollzog sich in einer vollkommen absichtslosen, friedlichen Entwicklung ohne die geringsten Zwangsmaßnahmen. Wie im Samlande so hatte auch in anderen Landschaften, besonders in Pomesanien, die großzügige Politik des Ordens die führende Schicht und die wohlhabenden Grundbesitzer zum freiwilligen Uebertritt bewogen. Der preußische Adel verschmolz schon sehr bald mit dem deutschen zu einem einheitlichen Adelsstande.

Länger dauerte es, bis die bäuerlichen Schichten zum Ausgleich gelangten. Die Einwanderung der deutschen Bauern begann in den beiden letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts, nach dem zweiten Jahrzehnt des 14. versiegte der Zustrom bereits wieder. Die weitere Ausdehnung des deutschen Volksteils vollzog sich durch Binnenwanderung. Die Einwanderer wurden vom Orden in jeder Beziehung gefördert und waren den kleinen preußischen Bauern wirtschaftlich stark überlegen. Vor allem besaßen sie in dem eisernen Scharenpflug ein unvergleichlich besseres Ackergerät als die Preußen mit ihrem hölzernen „Haken“, der

sich heute noch als „Zoche" erhalten hat. Sie konnten damit verhältnismäßig wenig umfangreichen Boden ungleich einträglicher bearbeiten und auch Waldland roden. Preußen haben von Anfang an nur an den zufällig waldfreien Stellen gesiedelt. So war es den Deutschen ein leichtes, für das überlassene Land einen jährlichen Zins in Geld oder Naturalien zu entrichten, während die Preußen nichts übrig hatten als ihrer Hände Arbeit, die sie dem Orden oder ihrem privaten Grundherrn in Gestalt des Scharwerks, d. h. bäuerlicher Arbeitsleistung, erstatten mußten. Dadurch wurden sie unfrei und mißachtet.

Dieser soziale Unterschied verschwand aber, als nach der Tannenberger Schlacht und den folgenden unglücklichen Kriegen die wirtschaftliche Lage der deutschen Bauern rapide absank. Bald konnten auch sie keinen Zins mehr zahlen, wurden scharwerkspflichtig oder gar als Gutsuntertanen in die neuen, riesigen Güter einbezogen, die der Orden den Söldnerführern geben mußte, weil er sie anders nicht bezahlen konnte. Nun war wirtschaftliche Notlage längst kein besonderes Kennzeichen der Preußen mehr. Es gab nur noch einen einzigen notleidenden Bauernstand, der sich späterhin auch durch Heiraten zwischen Preußen und Deutschen immer enger zusammenschloß.

Das einzige Unterscheidungsmerkmal blieb im 16. Jahrhundert die Sprache, die sich aber auch nur bei wohlhabenden freien preußischen Bauern erhalten hatte. Mit dem Festhalten an der alten Sprache verband sich aber keineswegs ein eigenes Volksbewußtsein, sondern nur die Treue gegenüber dem Althergebrachten, die gerade dem wirtschaftlich gut gestellten Bauern im hervorragendem Maße eigen ist.

So wurde noch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts im Samlande selbst von Pfarrern und Gutsherren preußisch gesprochen. 1545 hatte Herzog Albrecht den Lutherschen Katechismus ins Preußische übersetzen lassen, und es wurde auch noch preußisch gepredigt. Wenn ein Pfarrer die Sprache nicht beherrschte, mußte er sich einen „Tolken" halten, d. h. einen Dolmetscher, der während der Predigt neben der Kanzel stand und den deutschen Text Satz für Satz ins Preußische übersetzte.

Allerdings mag die Sprache bereits arm und dürftig gewesen sein. Die Uebersetzer kirchlicher Texte hatten oft viele Mühe, wenn sie Begriffe übertragen sollten, für die es im Preußischen gar kein Wort mehr gab, vielleicht sogar nie gegeben hatte. Der Wortschatz wird über Essen, Trinken, Haustiere, Handwerk und Familienleben kaum hinausgegangen sein. Die Kultur- und Schriftsprache war allein das Deutsche. Wer vorwärtskommen wollte, mußte deutsch lernen. Dazu kam noch seit Ende des 15. Jahrhunderts die starke masurische und litauische Einwanderung. So war der Verschmelzungsvorgang Mitte des 17. Jahrhunderts vollendet, als die preußische Sprache endgültig versiegte.

Spurlos ist die preußische Sprache aber nicht vergangen. Sie hat sich vor allem in zahlreichen Ortsnamen erhalten. Im Kreise Fischhausen haben wir heute noch bei 43 deutschen 162 preußische Ortsnamen, im Kreise Rastenburg 54 deutsche und 55 preußische. In Pomesanien sind die ursprünglichen Namen schon frühzeitig verdeutscht worden. Sonst würde ein ähnliches Verhältnis wie im Samlande zu beobachten sein. Der Unterschied deutscher und preußischer Dörfer lebt auch fort in den Vorsatzsilben wie Deutsch-Wilten und Preußisch-Wilten, Deutsch-Damerau und Preußisch-Damerau, Deutsch- und Preußisch-Thierau usw. Wo Ortschaften mit der Vorsatzsilbe Groß und Klein nebeneinander stehen, pflegen diese die Wohnsitze der Preußen, jene die deutsche Neugründung zu bezeichnen.

Auch die Familiennamen sind vielfach noch die alten preußischen. Die Banduhn, Dargel, Glaubitt, Kalnein, Krutein, Legien, Matull, Perbandt, Quednau, Romeike — um nur ein paar Beispiele zu nennen — sind alle preußischen Stammes. Der Name Preuß bezeichnet ursprünglich einen Preußen, der allein unter Deutschen wohnte und deshalb besonders auffiel.

Schließlich macht sich die preußische Lautbildung auch noch in dem berühmten ostpreußischen Dialekt bemerkbar, der keiner andern deutschen Mundart zu vergleichen ist. Es ist eigentlich ein Deutsch mit preußischem Akzent, das Deutsch, das die Preußen lernten und so sprachen, wie ihre Mundbildung es gestattete. Eine viel beobachtete Erscheinung zeigt, daß auch Angehörige der herrschenden Sprache sich den Akzent der beherrschten aneignen, wenn sie ihn viel sprechen müssen. So entstand der einheitliche ostpreußische Dialekt bei Deutschen und Preußen.

Auch das Blut der alten freiheitsstolzen Streiter ist erhalten, und viele alte Sitten und Gebräuche leben noch, die jetzt mit Eifer und Verständnis wieder aufgespürt werden.

Der Name Preußen, den wir heute noch haben, leitet sich vom Landesnamen her. Schon der Ordenschronist Peter von Dusburg spricht 1326 von der „terra Prussia", dem Lande Preußen. Danach nannten sich bereits im 15. Jahrhundert alle Einwohner des Ordenslandes, auch die deutschstämmigen, Preußen schlechthin, ohne an die Abstammung zu denken. Auch diese Verallgemeinerung hat zur Verwischung der volklichen Unterschiede beigetragen.

Der Deutschordensstaat in Preußen

Von Prof. Dr. Bruno Schumacher, Königsberg.

Der Strom deutscher Ostsiedelung, um 1200 bereits bis Pommerellen gelangt und seewärts am Rigaischen Meerbusen Fuß fassend, hatte das Preußenland, das Gebiet zwischen Weichsel und Memel, noch umgangen. Ob es einmal in den Bereich deutschen Volkstums einbezogen werden würde, das war damals noch zweifelhaft, wenn man einerseits die Bestrebungen nordpolnischer Teilfürsten betrachtete, dies Land von Süden her zu christianisieren und zu polonisieren, andererseits die Bemühungen der dänischen Könige in Rechnung stellte, ihre Herrschaft über die Ostsee auszudehnen, wozu im Samland und in Estland Versuche gemacht worden waren. So war es ein Augenblick von weltgeschichtlicher Bedeutung und weittragenden nationalen Folgen, als der Deutsche Orden 1231 an diesem innersten Winkel der Ostsee mit seiner Staatsgründung begann.

Als 1190 bremische und lübeckische Kaufleute im Zusammenhang mit dem 3. Kreuzzug im Lager vor Akkon eine Hospitalgenossenschaft zur Pflege deutscher Pilger und Kreuzfahrer bildeten, die an eine ältere deutsche Stiftung in Jerusalem anknüpfte, als diese Gründung 1198 zum Range eines besonderen deutschen Ritterordens nach dem Muster der älteren romanischen Orden, der Templer und Johanniter, erhoben worden war, da war eine — wenn auch noch schwache — Zelle entstanden, die dem deutschen Bemühen, im Zuge der Mittelmeerpolitik hohenstaufischen Gepräges nicht hintanzubleiben, einen festen Halt verlieh. Und bis zum Jahre 1291 hat der Deutsche Orden diese Wacht im Heiligen Lande gehalten, seiner deutschen Aufgabe ebenso getreu wie seiner Verpflichtung gegen die allgemeine abendländisch-christliche Kreuzzugsfront.

Aber eben dieses Eingespanntsein in die politischen Interessen der hohenstaufischen Kaiser, insbesondere Friedrichs II., wie in die gemeinchristlichen Pläne des gleichzeitigen Papsttums hat den Orden an die Stelle geführt, wo ihm seine spätere weltgeschichtliche und nationale Rolle beschieden war. Denn Friedrichs II. Augen waren nicht nur auf das Mittelmeer, sondern auch nach dem Norden gerichtet, und die Kurie nahm eben damals den großartigen Gedanken der Durchführung der nordischen Mission in Angriff. Suchten beide universalen Mächte der Zeit den Orden als Werkzeug ihren Zwecken dienstbar zu machen, so war es doch die geniale Staatskunst des vierten Hochmeisters, Hermann von Salza, die aus dieser doppelten Gefolgschaft und mit deren Benutzung den Orden zu einem selbständigen Faktor im Rahmen der Ostseepolitik machte und ihm die Idee einer staatlichen Autonomie einimpfte. War das auf der politischen Seite durch den Zusammenbruch der dänischen Ostseemacht, den Zerfall Polens in

mehrere Teilfürstentümer, die staatliche Unfertigkeit Litauens und Rußlands, auf der geistlichen Seite durch das Scheitern des Missionswerkes Bischof Christians in Preußen negativ vorbereitet, so zeigte doch schon der Versuch einer Staatsgründung im ungarischen Burzenland (1211—1225) das positive Wollen des Ordens und zugleich den natürlichen Weg, den der politisch-kulturelle Lebenswille des deutschen Menschen von jener südlichen Westost-Kraftlinie des Mittelmeeres zu dieser nördlichen der Nord-Ostsee nehmen sollte und der im Westen im Rhein-Rhônetal seine ältere geopolitische Parallele hatte.

So gedeckt und gefördert durch die übernationalen Mächte der Zeit, gewissermaßen als Mandatar des christlichen Europas, im Einvernehmen mit polnischen Großen, unterstützt durch die wirksame Propaganda der neugegründeten Bettelorden, vor allem aber von eigenem staatlichem Wollen wie missionarischem Drang beseelt, begann der Orden 1231 die Eroberung, Christianisierung und Eindeutschung Preußens von Weichsel und Frischem Haff her, schon 1237 diese verhältnismäßig noch kurze Front durch Vereinigung mit dem livländischen Schwertbrüder-Orden bedeutend nordwärts verlängernd und damit die gesamte Ostküste des Baltischen Meeres zur breiten Basis einer nach Osteuropa vorzutragenden deutschen Bewegung unter starker und zielbewußter Leitung gestaltend.

Immer aber blieb das Preußenland das eigentliche Zentrum dieser Staatsgründung. Denn bis hierher reichte noch der Zuzug des deutschen Bauern auf dem Landwege, während Livland auf dem Seewege spärlicher und nur von Stadtbürgern und größeren Landsiedlern aufgesucht wurde; nur in Preußen war aber auch die Möglichkeit gegeben, diesen Oststaat politisch mit dem deutschen Mutterlande zu verklammern. Freilich genügte dazu nicht die Unterwerfung des Landes zwischen Weichsel und Memel, die nach 50jährigem Ringen 1283 abgeschlossen war, vielmehr wurde die unentbehrliche Brücke nach Deutschland und den dortigen zahlreichen Besitzungen des Deutschen Ordens („Balleien") erst 1309 durch die Erwerbung des slawischen (nicht polnischen) Herzogtums Pommerellen mit dem um 1224 als deutsche Stadt begründeten Danzig geschlagen. Jetzt wurde auch der Hochmeistersitz, der seit dem Fall Akkons (1291) sich in Venedig befand, nach Marienburg verlegt und damit die mittelmeerische Westostlinie zugunsten der nördlichen endgültig und für das deutsche Volk richtunggebend verlassen. Eine Reihe bedeutender Hochmeister (am bekanntesten Winrich v. Kniprode) hat während des 14. Jahrhunderts, der eigentlichen Blütezeit des Deutschordensstaates, die Marienburg zu einem Sitz erfolgreichster Staatskunst und umsichtiger Landesverwaltung, zum bedeutendsten Kräftemittelpunkt und Kulturzentrum des östlichen Europa werden lassen.

Eine Bruderschaft deutscher Menschen, gebunden durch die drei Mönchsgelübde und dem Ideal einer höheren Sittlichkeit im Rahmen des „gemeinsamen Lebens in Christo" nachstrebend, den missionarischen Gedanken und damit seinen Ursprung aus der intereuropäischen Kreuzzugsbewegung grundsätzlich nie aufgebend, hat der Orden durch die Besiedelung des Preußenlandes doch in erster Linie der nationalen Sache gedient und durch die in den Ordensstatuten verankerte amtsmäßige Verwaltung des Landes hier etwas von dem geschaffen, was wir heute das „Preußische" im deutschen Menschen nennen.

Nachdem in der Landmeisterzeit (1231—1309) bereits die Besiedlung des Landes mit Städten und — militärischen Zwecken zuliebe — mit größeren ländlichen Unternehmern begonnen hatte, ist sie in der Hochmeisterzeit durch die planmäßige Ansetzung deutscher Bauern erweitert worden. Grundsätzlich wurde eine ständische Gliederung vermieden, vielmehr fand nur eine sorgsame, von hoher volkswirtschaftlicher Einsicht zeugende Abstufung der Lasten und Leistungen nach Größe und Art des verliehenen Besitzes statt. Das „Kulmische Recht", das die Besitz- und Rechtsverhältnisse der meisten deutschen Gemeinden regelte (das Lübische Recht galt nur für einige Seestädte), erstmalig angewandt in der den Städten Thorn und Kulm 1233 verliehenen sogenannten „Kulmischen Handfeste", kannte nur Reallasten, kein Lehnsverhältnis, und sah ausnahmslos die persönliche Freiheit aller deutschen Einzöglinge vor. Nur die preußischen Ureinwohner genossen mit wenigen Ausnahmen einer minderen Rechtsstellung, sind aber nicht ausgerottet worden.

Den Städten ließ der Orden eine weitgehende Selbstverwaltung, wie er auch die Zugehörigkeit der größeren unter ihnen zur Hanse förderte, ohne doch auf ein schonend geübtes Aufsichtsrecht zu verzichten. Eine gewissenhafte, in zunehmendem Maße zentralisierte Verwaltung der ein für allemal festgelegten Gefälle und eine rationelle Bewirtschaftung und Verwertung der eigenen Güter stellte die Finanzen des Ordens auf eine sichere Grundlage. Sein sprichwörtlicher Reichtum erlaubte es ihm, durch Straßen-, Kanal- und Deichbauten Verkehr und Wohlfahrt des Landes zu fördern, vor allem aber eine großartige Bautätigkeit zu entfalten, die nicht nur seinen eigenen Schlössern („Häusern"), sondern auch den städtischen Befestigungen und den Dorfkirchen zugute kam, welche letztere vielfach bis heute die besterhaltenen und augenfälligen Zeugen des Kunst- und Kulturschaffens des Ordens sind. Die Priesterbrüder des Ordens erscheinen als die Träger eines mannigfachen geistigen Lebens und einer speziellen Ordensliteratur, aus der sich die Geschichtsschreibung besonders heraushebt. Konflikte zwischen Kirchen- und Staatsgewalt, im Mittelalter so häufig, fallen hier bei dem geistlichen Charakter der Landesherrschaft fort. Die vier Bistümer des Landes, mit Ausnahme des ermländischen, dem Orden „incorporiert" und damit dem Staatsganzen eingegliedert, haben in Verwaltungs-, Siedlungs- und Bautätigkeit dem Vorbild des Ordens nachgeeifert. Ermland ist sogar ein ausgesprochenes deutsches Bauernland geworden.

Die großen innerpolitischen Taten wären nicht möglich gewesen ohne eine höchst geschickte und erfolgreiche Außenpolitik. Der Orden sah sich im 14. Jahrhundert gegenüber seinen Anfängen vor einer völlig veränderten politischen Lage: Kaisertum und Papsttum, die einstigen Förderer des Ordens, seit 1250 bzw. 1300 von ihrer Höhe herabgestürzt, sind durch partikulare wie nationale Gewalten vielfach gehemmt. Polen, seit 1300 wieder zum Einheitsstaat zusammengeschlossen und dem Orden wegen der Erwerbung Pommerellens feindlich, Litauen, zu staatlichem Leben erwacht und neben seinem Drang nach Osten unter genialen Führern doch auch nach Westen wirkend, bedrängen den Ordensstaat von Süden und Osten. Ihrer drohenden Vereinigung, der Hauptgefahr dieser Zeit, begegnet nun der Orden einerseits durch kraftvolles militärisches Vorgehen (im Frieden von Kalisch 1343 begibt sich Polen „für ewig" seiner Ansprüche auf Pommerellen und überläßt Litauen seinem Schicksal), andererseits durch ein sorgfältig gepflegtes Bündnissystem (Böhmen, England; auch Burgund und Frankreich). Auf den zahlreichen nun folgenden Kriegszügen des Ordens gegen Litauen, den sogenannten „Reisen", erscheinen in bunter Folge angesehene Vertreter dieser Staaten, am bekanntesten der spätere englische König Heinrich IV. Die Fürsorge für seine großen Städte, unter denen anfangs Elbing, seit etwa 1370 Danzig die führende Stellung einnimmt, nötigt den Orden zum tätigen Eingreifen in die hansische Ostseepolitik (1398 Besetzung Wisbys auf Gotland).

Die Personalunion zwischen Polen und Litauen durch die Heirat des Litauerfürsten Jagiel mit Hedwig von Polen (1386) führt zur Katastrophe. Die Erwerbung der Neumark 1402 und die Besetzung Samaitens 1404 geben den unmittelbaren Anlaß zum Kriege, in dem der Orden — von Europa wie von Deutschland im Stich gelassen — bei Tannenberg (15. Juli 1410) in offener Feldschlacht der vereinigten litauisch-polnischen Uebermacht erliegt. Durch die Tatkraft des Komturs Heinrich von Plauen wird nicht nur die Marienburg nach schwerer Belagerung gerettet, sondern auch im 1. Thorner Frieden (1411) das Ordensland — bis auf Samaiten — in seinem bisherigen Umfang erhalten. Doch der Krieg hat die Finanzen des Ordens erschöpft; Steuerforderungen führen zum Aufkommen einer ständischen Opposition, dazu nimmt im Orden selbst (der seit Tannenberg durch Mitglieder aus den deutschen Balleien ergänzt ist) Unbotmäßigkeit überhand. Plauen, 1411 zum Hochmeister gewählt und um eine Reform der Landesverwaltung unter Heranziehung der Landesinsassen bemüht, wird 1413 gestürzt; seine schwachen Nachfolger haben neben der inneren Opposition mit immer erneuten polnischen Forderungen zu kämpfen, die aus der Nichterfüllung der Thorner Friedensbedingungen hergeleitet werden. Der „Preußische Bund", 1440 von preußischen Städten und Landrittern gegründet, geht 1453 zu offenem Widerstand über, trägt die Ober-

herrschaft über Preußen dem Polenkönig an. Die Reichsgewalt versagt; der Verkauf der Neumark an Brandenburg verschafft dem Orden nicht dessen tatkräftige Hilfe. Nach heldenhaftem 13-jährigen Widerstand muß der Orden im 2. Thorner Frieden auf Pommerellen, Kulmerland und das Bistum Ermland verzichten und dem König von Polen für den Rest des Ordenslandes (Ostpreußen) Treue und Heeresfolge geloben, ohne daß damit ein Lehnsverhältnis ausgesprochen gewesen wäre. Versuche der letzten sechs Hochmeister, die in Königsberg residieren, der polnischen Oberhoheit ledig zu werden, mißlingen, obwohl auch jetzt noch wiederholt Versuche gemacht werden, die mehrfach wechselnde europäische Konstellation (z. B. Spannungen zwischen Ungarn und Polen) dazu auszunutzen, auch die Verbindung mit dem Reich stärker betont wird, indem deutsche Fürsten als Hochmeister gewählt werden.

1525 schließt der letzte Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Ansbach, nach einem vergeblichen Kriege und vom Reich im Stich gelassen, den Frieden zu **Krakau**, der Preußen als erbliches Herzogtum anerkennt, doch die polnische Lehnshoheit festsetzt, übrigens die Einführung der Reformation in Preußen stillschweigend anerkennt. Ueber die Frage der **Reichszugehörigkeit** Preußens geht seitdem der Streit zwischen dem Reich samt dem bei ihm verbliebenen bedeutungslosen Restteil des Deutschen Ordens in Deutschland und der polnisch-preußischen Auffassung. Diese Spannung sollte bis zum Ende des alten Reichs währen. Noch 1772 vermied es Friedrich II., in der öffentlichen Rechtfertigung der Besitznahme Westpreußens sein Recht zu diesem Schritt auf die einstige Tätigkeit des Deutschen Ordens zurückzuführen.

Die Aufgabe des Ordens war mit dem Ende des Mittelalters erfüllt. Das deutsche Menschentum, dem er in Preußen eine Stätte gegeben hatte, war zu eigenem Landschafts- und Heimatgefühl erwachsen, **er** aber, ein Bund eheloser Männer, der sich immer wieder von außen ergänzte, war trotz seiner großen Verdienste um das Land doch nicht bodengebunden geworden und wurde so schließlich als Fremder empfunden. Als nun im Wehen einer neuen Zeit die religiösen Ideen, denen er einst seine europäische Geltung und seinen Schwung verdankt hatte, erstarben, da trat er von der Bühne ab, von niemandem bedauert. Erst das 19. Jahrhundert hat sein **nationales** Verdienst um den deutschen Osten wieder zu würdigen gelernt, und im nationalsozialistischen Deutschland wird auch seine **innere Struktur**, also der eigentliche Ordensgedanke, seine Bedeutung als einer von dem Opfergedanken beherrschten Führerschicht, wieder zu neuem Leben — wenn auch in veränderter Form — erweckt.

Außen- und Innenbau der Deutschordensburg

Von Dr. Carl v. **Lorck**, Königsberg.

1. Erlebnis der Ordensburg.

Am schönsten Beispiel, der **Marienburg**, seien einige Worte zum näheren Verstehen der Gestalt unserer ostpreußischen Ordensburgen vorgetragen. Mit den Bildern zusammen wollen sie versuchen, auch dem raschen Besucher im flüchtigen Anblick und dem einheimischen Volksgenossen im gewohnten Anblick etwas zu enträtseln von der Schöpferkraft des deutschen Ordens.

Steine reden stärker als Bücher. In knapp hundert Jahren wurde alles Wesentliche erbaut, was der Deutsche Ritterorden schuf. Zwischen 1300 und 1400 hatte er Ostpreußen zu einem gewaltigen, **einzigartigen Burgenland** gemacht. Was heute noch aufrecht steht, sind eigentlich geringe Reste. Es ist ein um so stärkerer Beweis für die Aufbaukräfte des Ordens, daß uns noch heute, nach so viel Zerstörung, das weite Ostpreußenland durch die Ordensbauten geformt erscheint in seinen schönen Landschaften. Wie auf ein riesiges Schachbrett setzte der Orden die 150 Burgen und über 50 ummauerten Städte in sein neues Staatsgebiet hinein.

Ein wirkliches Anschauen davon kann man noch heute haben, wenn man das Land durchwandert, am schönsten wohl, wenn man mit dem Flugzeug oder mit den weißen Schnelldampfern des Ostpreußendienstes reist. Wie viele Reisende ahnen denn, wenn sich der Dampfer Pillau nähert, daß sie eben im Süden, an der Küste des Festlandes, die über die flache Nehrung aufragt, Stadt auf Stadt und Burg auf Burg in weitem Kranze liegen sehen konnten: Elbing, Frauenburg, Braunsberg, Balga, Brandenburg! Die Burgen aber von Elbing und Brandenburg sind vernichtet, Braunsberg völlig verändert, Balga eine Ruine. Und wie viele, die dann am Haff von Pillau nach Königsberg fahren, ahnen, daß sie an einer der ältesten und reinsten Burgen, an Lochstedt, zwischen Neuhäuser und Fischhausen, buchstäblich unter den alten Mauern vom schnellen Dampferzuge vorbeigetragen werden! Das reine Quadrat von Lochstedt, die klare preußische Struktur dieser frühen Burg aber ist zerstört. Nur zwei Flügel stehen noch, bergen jedoch dafür die edelsten Räume der Kapelle und Remter und die wohl erhaltenen Wandbilder aus der Spätzeit, unter ihnen den Erzengel Michael als Sieger über den Drachen als prachtvolles Sinnbild des Ordensritters.

Die **Marienburg** ist völlig erhalten. Wer ihre Geschichte liest — von B. Schmid im amtlichen Führer —, erschrickt, von welchen bloßen Zufällen aber ihre Rettung abhing, dieser Hochmeisterburg, die zum Wahrzeichen des Deutschen Ordens geworden ist. Wenn nicht zwei junge Leute, Friedrich Gilly, der sie 1794 zeichnete, und Max von Schenkendorf, der sie 1803 begeistert pries und gegen die bereits begonnene Zerstörung protestierte, eingegriffen hätten, besäßen wir sie nur als Ruine.

Wir hören eben, daß Marienburg, die Stadt, mit Stolz meldet, **84 000 Besucher** seien 1934 dort gewesen. Welches Bild aber nehmen diese Volksgenossen von der Deutschritter-Ordensburg mit? Das ist die Frage, die den Forscher und Lehrer gerade angesichts der Marienburg beschäftigt. Denn welches gewaltige Gesamtwerk ist aus dem ursprünglichen reinen, kleinen Burgquadrat des Hochschlosses im Lauf der Ordensentwicklung geworden! **Von außen** stellt sich ein reichgegliedertes Ganze dar, 700 Meter lang, 18 Hektar, gleich 72 Morgen Landes bedeckend, weit größer als die alte Stadt Marienburg selbst.

Ein süddeutscher Besucher hat das Besondere, Ueberraschende der großen Maßstäbe, das Stadtartige einmal ausgezeichnet hervorgehoben. Burg ist sonst ein kleines Felsennest, hier aber sind rein materielle Ausmaße und eine Weite erreicht, die man im Hügellande vergebens suchen würde. Kein schlechtes Sinnbild der Weite und der großen Räume, mit denen man im deutschen Osten zu rechnen hat. Dazu kommen die gewaltigen, einheitlich durchgehenden, ganz schmucklosen Trutzmauern von Hoch- und Mittelschloß und der vorgelagerte doppelte, zum Teil dreifache Mauerring.

Um so überraschender ist aber die Form, die der Besucher sodann, nach dem Eintreten, **im Innern der Marienburg** erkennt. Das zierlichste und feingliedrigste Rippenwerk, die dünnen Pfeiler der Remter, die jene, nirgends sonst vorkommenden Sterngewölbe tragen, die man besser Fächergewölbe nennen sollte! Aus **einem** schlanken Granitpfeiler steigen 16 (im Sommerremter) und selbst 22 und 24 (im Großen Remter) der feinen Rippen auf, um das Gewölbe leicht wie Palmwedel, wie Zeltstäbe zu tragen, begegnen sich im Scheitel mit den entgegenkommenden Rippen und formen gemeinsam das wunderbare Raumkurvengeflecht der Fächergewölbe. Nicht anders ist die Form der Ordensburg in den Innenhöfen. Ringsum läuft in doppelten Geschossen der Kreuzgang, unversehrt in Heilsberg erhalten, in der Marienburg erneuert. Das Hausquadrat macht hier einen völlig geöffneten Eindruck, die doppelte Bogenreihe, der Umlauf der Pfeiler, die wieder ihre vielgliedrigen Fächergewölbe tragen, gestalten den Innenhof zu einem Säulensaal um.

Wie können wir angesichts der Außenmauern eine so zarte feingliedrige Gestalt im Innern vermuten? Wie kann man auch nur am Außenbau erkennen, an welcher Stelle die Remter liegen?

Es ist eine Hauptfrage des Interesses an jedem Gebäude: Wie sieht es im Innern aus? Die alte Fabel vom Dächeraufheben, der Wunsch, die Dächer abzudecken, um durch einen Einblick zu tieferer Einsicht in die Gestalt des Bauwerkes zu kommen, ist auch für den wissenschaftlichen Forscher vorhanden. Grundrisse allein genügen da noch nicht einmal, um die Lösung der Frage zu finden: Wie verhält sich Außenbau zum Innenbau? Die Antwort verspricht reiche Aufschlüsse, wenn sich, wie bei der Marienburg und bei der Ordensburg überhaupt, ein offenbarer und merkwürdiger Gegensatz zwischen Außen- und Innenstruktur zeigt.

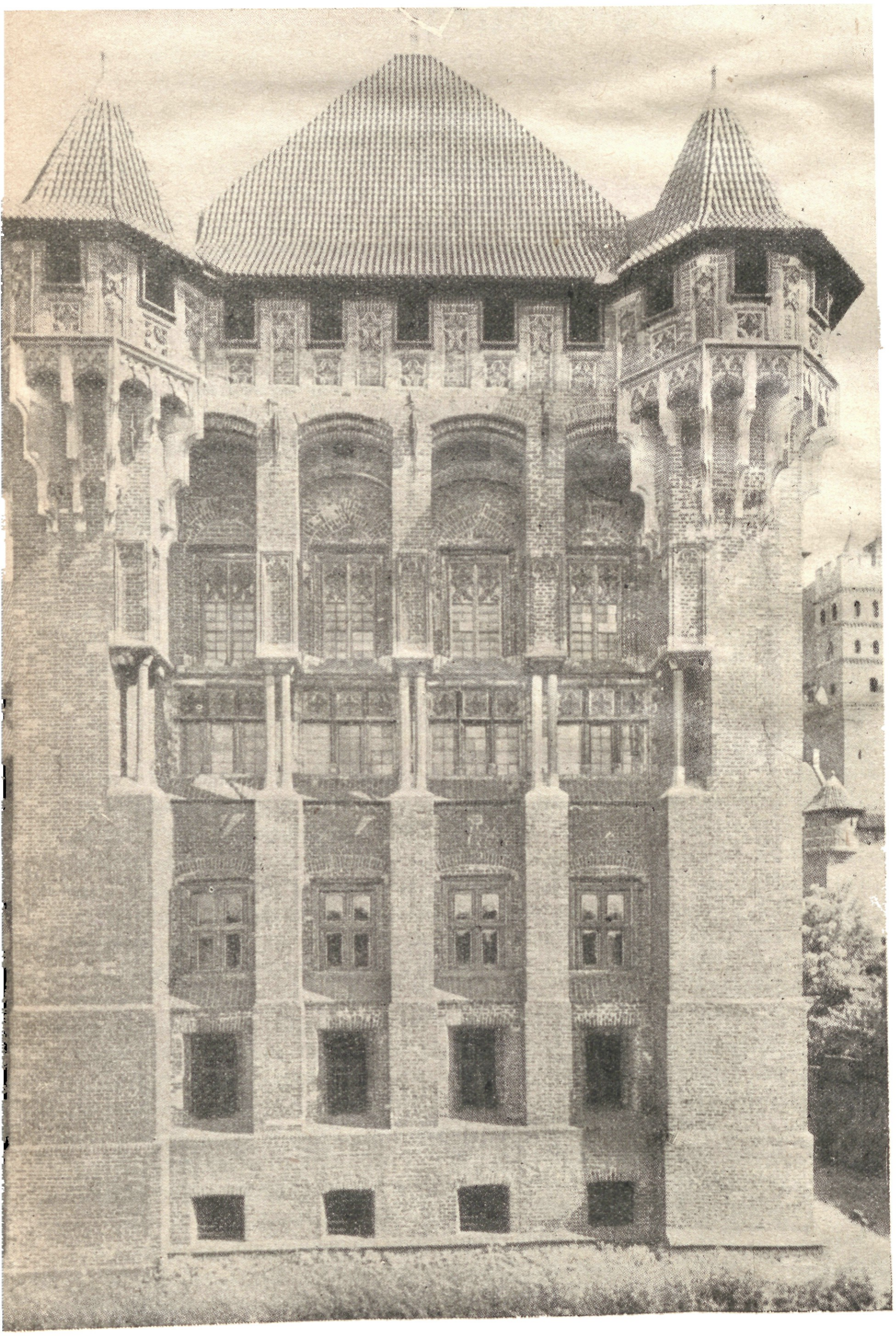
Um in einem kurzen Aufsatz doch auf etwas Wesentliches hinzuweisen, sei diese Frage nachstehend näher betrachtet. Sie muß jedem Besucher dieser schönen, strengen Kunstwerke in die Augen fallen, und gerade am bedeutendsten dem, der sie zum ersten Male erblickt. Ich gebe zugleich damit in allgemeinverständlicher Form einen weiteren Beitrag zu meinen Untersuchungen „Zur ostpreußischen Ordensburg" (Festschrift der Gautagung des NSLB., Oktobernummer dieser Zeitschrift 1934, S. 32).

2. Außenbau und Innenbau.

Die roten Ziegelmauern der Marienburg haben eine echte Doppelgestalt. Sie formen durch ihren Steinkörper den Außenbau und zugleich die Innenräume. Sie stellen hier wie bei jedem Gebäude eine Hohlform dar, die nach zwei Seiten gewendet ist und von zwei Seiten her zur Gestalt geformt wurde. Die Mauern sind trotz ihrer gewaltigen Stärke bis zu drei Metern im Gesamtbau doch nur schmale Stege zwischen Außenform und Innenform. Die Innenräume werden durch die eingezogenen Stockwerkböden, die auf Gewölben ruhen, und durch die Trennwände gebildet; der Außenbaublock ist errichtet als ein gewaltiger Hohlkörper, den man sich vorstellen kann wie einen Bronzehohlguß.

Wenn man sich diesen Sachbestand vergegenwärtigt, wird die Kernfrage anschaulich in ihrer Bedeutung, die sie für jedes Bauwerk haben muß: Wie verhält sich die Außengestalt zur Innengestalt? Bei der Ordensburg tritt nun der geschilderte Gegensatz auf, bei dem das Gemeinsame natürlich nicht zu verkennen ist. Wir haben Bestandteile ein und derselben Burg. Beide sind streng und klar — in ihrer Art. Streng und klar sind innen die zartesten, vielgliedrigsten Fächergewölbe wie auch die doppelten Hofbogengänge. Streng und klar im höchsten Maß ist außen der wuchtige quadratische Gesamtbaublock. Ein mächtiges, großgeformtes, sehr schlichtes Aeußere birgt ein leichtes, kleinteiliges, sehr reichgegliedertes Innere.

Das wäre nun nicht so ohne weiteres bemerkenswert, wenn nicht die geschichtliche Lage der Ordensburg im Zeitalter der Gotik hinzukäme. Denn die gleichzeitige gotische Kirche ist völlig andersartig gestaltet.



Marienburg, Hochmeisterpalast an der Nogat

Abb. 4 zur Arbeit von Dr. Karl v. Lorck

Photo: Staatliche Bildstelle

Der deutsche Kirchenbau der Gotik ist das beherrschende Glanzbaustück der Zeit von 1200 bis 1500. Innen und Außen der Kirchen zeigen gleichfalls einen Gegensatz — wie denn der Gegensatz ein Grundprinzip des gotischen Zeitalters ist; wir können ihn kurz in den Satz prägen: Dienst des feingegliederten Außengerüstes an dem einheitlich mächtigen, klaren Innenraum. Das Wesentliche ist die Unterordnung des vielgeteilten Gerüstwerkes der Außengestalt, Strebepfeiler, Strebebögen, tiefe Fensternischen, unter den geschlossenen Hohlraum des Innenschiffes mit Seitenschiffen und Altarchorraum.

Das entscheidende Merkmal der Gotik, der eigentliche Schlüssel zum Verständnis der gewaltigen Dome des Mittelalters, ist das Rippengerüst. In den Gewölben nicht nur, sondern ebenso in den Wänden. Der gotische Mensch baut weder Gewölbe noch Wände, sondern ein einheitliches Rippengerüst seiner Dome, das wie ein Stahlgerüst eines heutigen Schiffsbaues nur eben mit dünner Füllung, wie mit einer Haut bekleidet wird. Und, was besonders bedeutsam ist, diese Haut liegt nicht außen auf dem gotischen Pfeiler- und Wölbrippengerüst auf, sondern innen. Denn überall außen sehen wir das Streben- und Stützenwerk, innen aber ist der einheitlich geschlossene Raum.

Der Außenbau der Marienburg aber zeigt kein gotisches Stahlgerüst. Die Wand der Ordensburg ist als wirkliche, echte Wandmauer nach außen gebaut. Wenn ich sagen kann: Der gotische Kirchenbau ist in seinem Wesen nach innen gewendet, so muß ich auch folgern können: der Ordensburgbau ist in seinem Wesen nach außen gewendet. Die Kirche ist Dienst am Innenhohlraum. Die Ordensburg ist Dienst an dem Außenblock.

Eine Erklärung liegt nahe: Der Wehrzweck. Aber ich gebe zu bedenken, ob wir uns bei diesem Erklärungsversuch begnügen dürfen. Aus Zwecksetzung allein ist noch nie ein Kunstwerk entstanden. Wehrzweck ist nicht genug, um unsere stolzen Ordensburgen in Ostpreußen zu erklären. Jedes Bauwerk zeigt weit über allen bloßen Nützlichkeitswert hinausgehend in seiner Struktur ein Gleichnis des Weltbildes seiner Erbauer.

Die schlagende Bestätigung der gewonnenen Einsicht bringt ein Bauwerk in der Marienburg, das bei seiner Doppelrolle ohnehin der gegebene Prüfstein für diese Frage ist: Die Kapelle der Burg, die Marienkirche in der Marienburg des Ritterordens.

Obwohl die heutige Kapelle ein großartiger, späterer Ausbau der ältesten Kapelle des Hochschlosses ist, ein Ausbau, der das alte Quadrat kühn überschreitet, 1344, noch in der vollen Blütezeit des Ordens errichtet, ist sie ohne echte Strebefehler gebaut.

Jeder Besucher der Marienburg wird ferner von dem gewaltigen, acht Meter hohen Marienbild am Chor beeindruckt worden sein. In einer Fensternische wendet sich dieses Muttergottesbild nach außen — ein unvergleichlich kennzeichnender Vorgang. Das anmutige Goethesche Gedicht über die bunten Kirchenfenster schildert die sonst übliche Wendung: „Sieht man von dem Markt in die Kirche herein / Da ist alles dunkel und düster . . . Kommt aber nur einmal herein! / Begrüßt die heilige Kapelle! / Da ist's auf einmal farbig helle, / Geschicht und Zierrat glänzt in Schnelle, / bedeutend wirkt ein edler Schein."

Hier liegt sein Gegenteil vor. Innen ist ein dunkler Kapellenchor in Kauf genommen. Nach außen ist das riesige, bunt im Mosaik leuchtende Marienbild gerichtet, als ein Wahrzeichen für die Außenwelt, nach Osten gewendet, das Trutzbild eines ritterlichen Gottesstreitertums. Das geht über den bloßen nützlichen Wehrzweck hinaus; es liegt viel eher etwas wie Herausforderung, wie stolzer Glaube an die eigene Sendung in diesem ausdrucksvollen Bildwerk und seiner Aufrichtung an dieser Stelle der Marienburg. Im Zusammenhang mit dem bisherigen Gedankengang kann es einen Einblick in die seelische Haltung und den inneren Sinn des Ordens erschließen.

Die einzige Stelle im Außenbau der Marienburg, die von dem bisher Gesagten abweichen dürfte, ist der prächtige Ausbau des Hochmeisterpalastes an der Nogat (Abb. 3), der beherrschende Mittelpunkt der Wasserfront. Denn er ist nicht nur innen, sondern auch außen auf das zierlichste und kleinteiligste gegliedert. Und es kommt hinzu, daß sich hier — und nur hier allein — die gotischen Strebepfeiler im Außenbau finden. Was sonst nur die Remter zeigen, das Aufblühen der schmalen Pfeiler zu einem Bündel Streben wie Palmkronen, ist jetzt auch in die Außenfassade verlegt. Die beiden Erker ruhen auf einem Kranz zartgliedriger Treppenkonsolen. Die Strebepfeiler aber, von unten her wuchtig und schwer gemauert, verjüngen sich und verwandeln sich in die schlanken Doppelsäulen, die Säulen wiederum tragen den neugeformten Strebepfeiler, zunächst noch schmal und eingetieft, dann verbreitert und vom schweren Gesims gekrönt, auf dem der reichverzierte Wehrgang einen Zinnenkranz aufsetzt.

Hier ist außen und innen gleich. Hier zeigt die Marienburg zum erstenmal ein gotisch gewordenes Aeußere. Hier ist auch keine Ungewißheit mehr, wo sich der Festsaal des Sommerremters befinde. Die Säulenfront zeigt ihn an. Dieser Hochmeisterpalast ist in der Tat ein Palast; er muß aus der späten Zeit stammen. Er wird erst 1398 beendet, zwölf Jahre von der Vernichtungsschlacht von Tannenberg. Seine baukünstlerische Schönheit im Innen- und Außenbau ist kostbar und unumstritten. Aber im Verfolg unserer Gestaltuntersuchungen zeigt er sich als ein Abfall von der älteren strengeren Ordensgesinnung. Er verrät dem Ahnenden, was die Geschichte der gotischen Jahrhunderte im deutschen Gebiet gewesen ist: ein Kampfplatz unaufhörlicher Zersplitterung, von der sich der Orden in Preußen einigermaßen bis dahin freizuhalten verstanden hatte. Der Orden scheint zum ersten Male mit diesem Festsaalbau die Rüstung abgelegt zu haben, die seine Burgen als Symbol der äußeren Festigkeit bis dahin trugen und die seinen großen Staatenbau bis dahin beschützt hatte.

Noch ein Blick in die Innenhöfe der Ordensburg möge diese Ueberlegungen vervollständigen.

Die Urgestalt der Ordensburg, wie sie das Hochschloß der Marienburg verkörpert und wie sie im Bischofsschloß Heilsberg (Abb. 5) einzigartig erhalten ist, ist gleichsam nicht ein Vollkörper,



Heilsberg, Innenhof

Abb. 5

Photo Staatliche Bildstelle

sondern ein Durchdringungskörper von vier Flügeln, deren zwei gegenüberliegende als Hauptpaar herrschen. Dadurch wird die Burg zum riesigen Gebäudequadrat, das einen Innenhof umfaßt. Seine Mauern sind zwar Außenmauern der umschließenden Bauflügel. Aber sie sind, da sie nach innen gewendet sind, nach dem herrschenden Gestaltgesetz der Gliederung durch die umlaufenden doppelten Galerien unterworfen. Der Eindruck eines solchen Hofes ist einzigartig. Man befindet sich wie in einem Amphitheater, ringsum geöffnete Bögen, ein Saalraum unter dem freien Himmel. Das antike Atrium, der florentinische Palast, auch der syrische Hofraum, von dem man die Herkunft ableiten möchte, ihnen allen fehlt die zweite Galerie, wie ihnen auch der lebende Quellbrunnen in der Mitte fehlt, sie kennen nur die Zisterne.

3. Bedeutung.

Der Innenhof als Mittelraum der Ordensburg hat höchste Bedeutung. Hier müßte sich uns der Sinn des Ganzen erschließen.

Vom Hof aus übersieht jeder einzelne das Kasernenkastell, die streng soldatische Gemeinschaft, in die er eingeschlossen ist, selbst ohne Besitz, ohne Nachkommen und ohne Namen und eigenen Willen als den zum Dienst an der Gemeinschaft. Vom Hof aus übersieht jeder den kunstvoll gegliederten Innenaufbau der nicht nur soldatisch und wirtschaftlich, sondern auch verwaltungstechnisch meisterhaft durchorganisierten Gemeinschaft, in der er lebt und die sich von den Keller- und Lagerräumen bis zu dem Remter des Hochmeisters, Flügel an Flügel und Geschoß für Geschoß an den betreffenden Räumen anzeigt.

Die Notgemeinschaft aller Burginsassen kann durch den Galeriehof nicht schöner bezeichnet werden, über dessen offene Galerien der Wechselverkehr zwischen den sämtlichen Räumen des vielgegliederten Ganzen geht. Nochmals wird die Bedeutung der nach außen gewendeten Gestalt kenntlich. Wie das Karree der älteren Kampfesweise, Rücken gegen Rücken in gemeinsamer Abwehr nach allen Seiten Front macht, so ist die Burg allseitig streng nach außen gewendet, wahrhaft als Burg nach dem Wortsinne das Gebäude, das birgt.

Kein Baukern herrscht als überragender Mittelpunkt, sondern der geborgene Freiraum im Innern. Hier ist die Ordensgemeinschaft freier Herr auf eigenem Grund und Boden noch während schwerster Belagerung. Ein eigentlicher Vereinheitlichungspunkt fehlt, und sein Fehlen gibt genug über die darin symbolisierte Gestalt der Ordensverfassung zu denken. Der Sinn ist der vorbildlichste, der einen Gemeinschaftsstaat beseelen kann: Die vielfach abgestufte Gemeinschaft der Einzelglieder, nach außen der restlose Zusammenschluß, viel gegliedert im Innern, einheitliche Wehrkraft nach außen.

Die Inschrift an einem der Kapellenfenster der Marienburg besagt das gleiche in mittelalterliche Sprache: „Hec est domus domini Jhu firmiter ed [ificata]". Dies ist das fest gebaute Haus des Herrn Jesus.

Eine wesentliche Eigenart des gotischen Menschen ist es, in Gegensatzpaaren zu denken und zu gestalten und ein aus Gegensätzen aufgebautes Ganze durch rücksichtslose Kraft in einem kühnen und harten Zugriff zu vereinheitlichen. In diesem Satz ist kein Wort, welches nicht auf den Bau der Ordensburg anwendbar wäre, und darin ist denn auch der letzte vereinheitlichende Sinn in dem merkwürdigen Gegensatz zwischen Außen- und Innengestalt der Marienburg enthalten.

Der älteste Geschichtsschreiber des Ordens, Peter von Dusburg (er ist leider immer noch nicht übersetzt) gibt mehrfach die Anzahl einer Burgbelegschaft. Es sind außerordentlich kleine Zahlen. „12 Brüder und viele Bewaffnete" (III 47). „4 Brüder und 24 Bewaffnete" (III 36). „4 Brüder und 26 Bewaffnete" (III 240). Wenn wir uns derart kleine Menschengruppen in dem gewaltigen Burgbau vorstellen, dann müssen wir ihren Mut und ihre Tatkraft um so höher einschätzen. Dann wird der Begriff von der kühnen Herausforderung der Burgform und von dem stolzen Glauben an die eigene Sendung erst wahrhaft lebendig.

Wer einmal im Auslande gelebt hat, wer an die vielen Deutschtums-Inseln im Fremdlande denkt, wer Ostpreußens Insellage raumpolitisch zu verstehen sucht, kann keine ernstere Lehre der Weltgeschichte anschauen, als das steingewordene Symbol der Marienburg.

Ostpreußen und die Franzosenzeit (1806–1813)

Von Dr. Hugo Novak, Königsberg Pr.

Das Land zwischen Weichsel und Memel war nach seiner Wiedergewinnung für das Deutschtum durch den Ritterorden ein Sammelbecken für die ostwärts gerichteten Siedlerzüge aller deutschen Stämme geworden. Im preußischen Lande waren diese Deutschen zu einer Einheit zusammengewachsen; sie bildeten seitdem einen neuen kraftvollen Sproß des Deutschtums. Dieser Zweig trieb nach der dunklen, eisigen, lebenzerstörenden napoleonischen Winternacht die ersten und zugleich schönsten Frühlingsblüten der Freiheit. Ostpreußen gab die Losung zur Abschüttelung der Knechtschaft; Ostpreußens Bevölkerung trat als die erste unter allen preußischen Provinzen und deutschen Gauen auf den Kampfplatz gegen Napoleon. Ostpreußen riß das übrige Deutschland aus Elend und Schmach empor zur Begeisterung, zum Siegeswillen und zum erfolgreichen Streit. Ostpreußen ist sich dessen bewußt, daß seine Erhebung von 1813 ein wunderbarer Beweis alldeutscher Willenskraft ist. Ostpreußens Erhebung ist das Werk von Söhnen aller deutschen Stämme. Ostpreußens Befreiungstat ist gesamtdeutsche Tat.

Wir blicken zurück auf die Jahre 1806—1812: Napoleon I. hat seinen unerhörten Siegeszug nach Rußland vorgetragen. Die Völker des europäischen Festlandes sind besiegt; die Herrscher dieser Völker neigen sich vor dem Korsen. Schwer lastet auf Europa die französische Unterdrückung. Das bitterste Leid tragen die Preußen. Die preußischen Heere, ausgeblutet, zerschlagen, gefangen. Dahin der Kriegsruhm, den der große König Friedrich einst an Preußens Fahnen geheftet. Zusammengebrochen der Staat. Die königliche Familie auf der Flucht bis in den nördlichsten Zipfel unserer Provinz, — bis zu den Weihnachtstagen 1809 fernab der Hauptstadt Berlin lebend. Mehr als die Hälfte des preußischen Staatsgebietes ein Raub Frankreichs: entrissen das linkselbische Gebiet und der Kreis Kottbus; entrissen das Kulmerland und das Netzegebiet, entrissen die alten deutschen Städte Thorn und Danzig. Ungeheuere Kriegslasten finanzieller Art. Französische Besatzungen in den Festungen, die dem deutschen Staat verblieben. Kurz gesagt: Befleckt war Preußens Ehre, geschwunden Preußens Großmachtstellung. Zum Spielball in Napoleons Händen war Preußen geworden.

Aber trotz alles Unglücks, trotz aller Vergewaltigung war der Lebenswille des Volkes nicht versiegt. In allen Schichten der Bevölkerung lebten noch insgeheim Hoffnung und Zuversicht; hier und dort keimte der Glaube an eine bessere Zukunft hervor und offenbarte sich in Vorschlägen zur Schaffung neuer Grundlagen für die Wiedergesundung des preußischen Staates.

Von Königsberg aus brach ein frischer Geist sich Bahn. Der große Staatsmann und unerbittliche Gegner Napoleons, Reichsfreiherr Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein lenkte seit September 1807 wieder den preußischen Staat und schenkte dem preußischen Volke das bedeutsame Reformgesetz vom 9. Oktober 1807, das Edikt „den erleichterten Besitz und freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend". Guts- und Erbuntertänigkeit der Bauern wurden hierdurch aufgehoben. Ungefähr zwei Drittel der preußischen Bevölkerung gewannen die persönliche Freiheit. Das Edikt löste eine tiefgreifende soziale Revolution aus, indem es die veraltete ständische Ordnung stürzte. Fortan konnte der Adlige einem bürgerlichen Gewerbe nachgehen oder ein Bauer werden; dem Bauer stand es frei, adligen Grundbesitz zu erwerben oder den Kaufmannsberuf zu ergreifen oder ein Handwerk zu

erlernen und zu betreiben. Die Einsassen der ostpreußischen Domänen, ungefähr 47 000 Bauerfamilien, erhielten freies Eigentum. An den einschneidenden Maßnahmen Steins haben zwei Ostpreußen mitgearbeitet: Theodor von Schön, der spätere Oberpräsident, und Freiherr von Schrötter.

Gebessert wurden auch die Lebensbedingungen der städtischen Bürgerschaft. Stein hob den Mühlenzwang und den Zunftzwang, dazu die Verkaufsmonopole für Bäcker, Fleischer und Höker auf. Seine wichtigste Tat ist die Städteordnung vom 19. November 1808. Mit diesem Gesetzgebungswerk gab er den Städten die selbständige Verwaltung ihres Haushaltes, des Schul- und Armenwesens. Stein ließ sich von der Ueberzeugung leiten, daß der Gemeinschaftsgeist der Bevölkerung geweckt und gefördert werde durch Erziehung zu gemeinnützigem Schaffen innerhalb des Gemeinwesens. Beim Entwurf und bei der Durcharbeitung der Städteordnung stand Stein der Königsberger Polizeidirektor Dr. Frey zur Seite.

Ein anderer Ostpreuße, Hermann von Boyen, half bei der Ausgestaltung der Heeresreform mit; sie hat zu dem kriegerischen Erfolg der Freiheitskriege wesentlich beigetragen. Boyen, ein hochbefähigter Organisator, gestaltete Scharnhorsts, Gneisenaus, Grolmans und Clausewitz' Gedanken zur Tat um. Im Jahre 1814 wurde Boyen Kriegsminister; in dieser Stellung baute er die Landwehr aus; seines Wirkens Krönung wurde die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht durch das Gesetz vom 3. September 1814 „Ueber die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst". Uns erscheint es unverständlich, daß damals eine reaktionäre Gruppe in der allgemeinen Wehrpflicht und in der Landwehr eine „Organisation des Aufruhrs" erblickte. Wir, die dankbar ergriffen und begeistert die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht am 16. 3. 1935 erlebt haben, würdigen den Gehalt des von Treitschke geprägten Satzes: „Das Wehrgesetz von 1814 hat die sittlichen und politischen Grundanschauungen der Preußen auf Generationen hinaus bestimmt, in alle ihre Lebensgewohnheiten tiefer eingegriffen als jemals eine wissenschaftliche Entdeckung oder eine technische Erfindung".

Die Neugestaltung der zum großen Teil in Königsberg beratenen Heeresordnung in den Jahren 1807—1809 wandte sich namentlich drei Punkten zu: 1. der Ergänzung des Offizierkorps, 2. der Beseitigung der ausländischen Werbung, 3. der Abänderung der militärischen Strafen. Der Alleinanspruch des Adels auf die Offizierstellen wurde weggeräumt; die Bürgerlichen erhielten den Zugang zur Offizier-Laufbahn. Kenntnisse, Eifer, Uebung, im Kriege Tapferkeit, sollten bei der Auslese entscheiden, nicht aber die adlige Geburt. Untersagt wurde die ausländische Werbung; eingeführt wurde das Krümpersystem. Dieses System ermöglichte: In jedem Monat Entlassung von mindestens drei Rekruten bei jeder Kompanie und Ersatz durch Neueinberufene, die dann nach einer Ausbildung von einem Monat wieder frischen Rekruten Platz machten. Auf diese Weise vermochte man die ausgebildete Mannschaft um die Hälfte der von Frankreich zugelassenen Stärke zu erhöhen. Der Heeresdienst sollte künftig ein Ehrendienst sein; deshalb wurde die Prügelstrafe abgeschafft.

Die Wiedererstarkung des preußischen Staates wurde jedoch nicht nur von hohen Staatsbeamten und Offizieren vorbereitet. Im Bürgertum regte sich der Wille zur Befreiung. Ein „sittlich-wissenschaftlicher Verein", später „Tugendbund" genannt, wurde von Königsberger Bürgern gebildet; er erstrebte eine sittliche Erneuerung und durch sie die Erhebung der Nation. In allen Volksschichten brach die Sehnsucht nach Erlösung von der französischen Herrschaft auf. Mit dem Wunsch nach Freiheit wuchs der Haß gegen Napoleon. Diese Entwicklung wurde durch die Ereignisse des Jahres 1812 gefördert.

Der seit 1810 bestehende Gegensatz zwischen Napoleon I. und Alexander I. führte im Jahre 1812 zur offenen Feindschaft. Am 24. 2. 1812 wich Preußens König dem Drucke Napoleons; er schloß den Pariser Vertrag ab und verpflichtete sich zur Gestellung eines preußischen Hilfskorps von 20 000 Mann für den Krieg gegen Rußland.

Wieder hallt Kriegslärm durch Preußen. Preußen wird zum Aufmarschgebiet der Franzosen. Durch Ostpreußen rückt mehr als eine Drittelmillion Krieger. Unsere Heimat muß die Durchziehenden verpflegen. Die Franzosen nehmen, was sie finden. Was sie nicht mitschleppen können, zerstören sie. Güter flammten auf, Bauernhöfe, ganze Dörfer! Pillau wird widerrechtlich besetzt. Die Franzosen schleifen die Festungswerke bei Lochstädt und legen neue Schanzen auf der Frischen Nehrung an. Abermals triumphieren Not und Elend. Mag die Bevölkerung Ostpreußens verhungern; wenn wir nur zu essen und zu prassen haben — so denkt die französische Führung. Zu all dem äußeren Jammer tritt die seelische Belastung der Ostpreußen durch das Wissen von dem Uebertritt glühender Parioten in russische Dienste. Mit vielen andern gingen damals Boyen und Clausewitz hinüber, der im November 1808 auf Napoleons Treiben entlassene und von Napoleon geächtete Freiherr vom Stein begab sich im Jahr 1812 gleichfalls an den Zarenhof.

Doch da dringt endlich eine Kunde nach Ostpreußen, die aufhorchen läßt. Zunächst wagt man es nicht, sie zu glauben. Aber das Gerücht erhärtet sich, erweist sich als wahr: Moskaus Brandfackel hat Napoleon Einhalt geboten. Und dann kehren die Franzosen aus Rußland zurück, — geschlagen, zerschlagen, halb verhungert, mit erfrorenen Gliedern, nicht in prunkenden Uniformen, sondern zerlumpt oder gar in Weiberröcken und mit Kopftüchern.

Die Ostpreußen atmeten wieder freier beim Anblick dieser Trümmer. Noch aber standen kampffähige Heeresteile der Franzosen in Rußlands Ostseeprovinzen gegen den Russen. Den Franzosen zur Seite fochten die deutschen Hilfstruppen unter General v. Yorck. Die Preußen hatten Schlagkraft bewiesen. Was würde Yorck tun, — nach dem Siege der Russen über Frankreichs Soldaten?

Wiederholt lehnte Yorck russische Aufforderungen zum Uebertritt ab, sein König war ja Napoleons Verbündeter. Aber die Ereignisse drängten ihn, der anfangs auf Befehle des Königs zur Lösung von den Franzosen wartete, zu selbständigem Handeln. Am 30. 12. 1812 verließ Yorck die Franzosen und schloß mit dem russischen General Diebitsch die Konvention zu Tauroggen. Der Vertrag neutralisierte das preußische Korps für die Monate Januar und Februar 1813. Die kühne Tat gereichte dem preußischen Staat zu hohem Nutzen, obwohl der König die Konvention nie anerkannte und Yorck sogar des Kommandos entsetzte. Die Russen ließen den Ueberbringer der Kommando-Enthebung nicht durch; Yorck behielt das Kommando und übernahm, wie s. Z. für einen Rückzug der Franzosen vom König vorgesehen, die Befugnisse eines Militärgouverneurs von Ostpreußen. Als die Russen Anfang Januar 1813 nach Königsberg rückten, zog er ihnen nach. Die Studentenschaft feierte den General durch einen Fackelzug.

Am 21. 1. 1813 kam Stein nach Gumbinnen, von dort nach Königsberg; das Vertrauen des Zaren hatte ihn mit einer Vollmacht ausgestattet, dergemäß er sämtliche Militär- und Geldkräfte Ostpreußens zur Unterstützung der russischen Operationen gegen Frankreich mobilisieren sollte. In Königsberg trafen sich Stein und Yorck. Ihrer politischen Einstellung nach verkörperten sie die denkbar größten Gegensätze. Stein, der Verfechter einer freieren Ordnung des Staates, von vielen Adligen Ostpreußens wegen seiner Reformen beargwöhnt, Yorck, der preußische General, wurzelnd in den Ueberlieferungen des friederizianischen Staates, — ein Mann, der, trotz seiner eigenmächtigen Handlung bei Tauroggen, den König als Alleinträger der staatlichen Gewalt ansah. Stein und Yorck verbanden sich zu gemeinsamer Arbeit für Volk und Staat.

Auf Steins Verlangen traten im Hause Landhofmeisterstr. 17 die preußischen Stände zu einem Landtag zusammen. Adel und Bürgerliche waren zahlenmäßig ungefähr gleich vertreten; unter den Bürgerlichen fanden sich Abgeordnete der Bauernschaft. Stein verzichtete zugunsten Yorcks auf die unmittelbare Beeinflussung der ständischen Vertreter. Yorck sprach zu der Forderung einer allgemeinen Bewaffnung und entzündete die Versammlung für die Bildung eines National-Kavallerie-Regiments aus Freiwilligen, in Stärke von 1000 Mann. Auf mehrtägige Erörterungen folgte der Beschluß, eine Landwehr zu errichten. 20 000 Mann sollten durch eine allgemeine Aushebung aufgestellt werden, außerdem sollten 10 000 Reservisten ausgemustert und ausgerüstet werden. So wurde in Ostpreußen durch die Vertreter der Stände das erste Heer gebildet, in welchem der Waffendienst die vornehmste Pflicht des Mannes war, eine Ehrenpflicht und ein Ehrenrecht zugleich! Während es damals überall im deutschen Lande als uner-

hört galt, daß ein Gebildeter sich als einfacher Soldat einreihen ließ, eilte in Ostpreußen die akademische Jugend zu den Fahnen und mit ihr die Professorenschaft. Der politische Sinn des Volkes war hier erwacht. Der politische Sinn wurde in die Tat umgestaltet. Das Volk wartete nicht auf „höheren" Befehl, es erhob sich aus eigener Kraft und aus eigenem Willen, gehorsam der Stunde und der richtigen Erkenntnis getreu.

Wohl wurden noch nicht die letzten Folgerungen gezogen; die Wohlhabenden konnten für ihr Geld Stellvertreter zur Landwehr entsenden. Aber nur wenige machten von dieser Möglichkeit Gebrauch. Unermüdlich warben York, Alexander Graf zu Dohna-Schlobitten, der Oberbürgermeister Heidemann. Manche Landkreise statteten ganze Bataillone oder Schwadronen aus. Der ehemalige Minister Alexander Graf zu Dohna trug sich zuerst in die Liste der Gemeinen bei der Landwehr ein. Die Kaufmannschaft stiftete beträchtliche Summen; durch Geldsammlungen wurden namhafte Erträge gewonnen. Gold- und Silbersachen und andere Kostbarkeiten, aber auch anspruchslose Gebrauchsstücke der Unbemittelten wurden geopfert. Die ostpreußische Bevölkerung gab ihre letzte Habe hin; sie trug herbei, was sie durch die Franzosenzeit hinübergerettet hatte. Heidemann unterschrieb einen Aufruf, in dem es heißt: „Nur ein Gedanke lebt in jeder Brust! — Der hohe Gedanke an die ersehnte Rettung des tiefgebeugten Vaterlandes. . . . Die Schranken des Unterschiedes und Ranges sinken zusammen. Alle übrigen Rücksichten treten für den Augenblick in den Hintergrund, und nur der lebendige Eifer, für das Wohl des Ganzen mitzuwirken, beschäftigt alle Gemüter. Männer verlassen Weib und Kind, Jünglinge trennen sich von den Eltern und Geschwistern zur Verteidigung des Vaterlandes! Teutscher Sinn und teutsches Blut regt alle Kräfte in ihnen auf, und sie zerreißen mit heldenmütiger Entsagung die heiligsten Bande für die heiligste Sache. Der Reiche gibt freudig einen Teil seiner Güter hin, der Arme bringt seine bescheidene Gabe und opfert wohl das Liebste, was er besaß."

Von Ostpreußen sprang der Funke der Begeisterung in die anderen Provinzen über. Der Freiheitskampf loderte auf und verzehrte die Machtstellung Napoleons und Frankreichs. Die ostpreußischen Truppen halfen in den verschiedensten Schlachten und Gefechten den Sieg erstreiten. Ostpreußens Freiheitsdienst und Ostpreußens Treue erwiesen sich ein Jahrhundert später in dem gewaltigen Ringen des Weltkrieges und nach dem Kriege in der Abstimmungsschlacht vom Jahre 1920. Ostpreußens Treue erweist sich Tag für Tag im Opfersinn und in der Liebe zum gesamten deutschen Vaterlande, zur Wehrmacht und zum Führer.

Schlachtfelder und Heldenfriedhöfe in Ostpreußen

Von Max Dehnen, Königsberg Pr.

Ostpreußen ist in der geschichtlichen Entwickelung des deutschen Volkes zu wiederholten Malen Schauplatz kriegerischer Ereignisse gewesen. Den Eroberungs- und Verteidigungskämpfen des Deutschen Ritterordens reihen sich die Kämpfe Gustav Adolfs gegen Polen 1626—29, der Tartareneinfall im Spätherbst 1657, der Winterfeldzug des Großen Kurfürsten 1679, die Kämpfe im Siebenjährigen Kriege 1757 und die Feldzüge Napoleons im Winter 1806/07 und im Sommer 1807 an. Nach mehr als 100 Jahren bildet dann Ostpreußen wiederum Kriegsschauplatz — im Weltkriege während der Monate August 1914 bis Februar 1915.

Der Heldenmut und die Tüchtigkeit des deutschen Heeres hielten während des Weltkrieges deutschen Boden fast völlig vom Feinde frei. Das weit nach Nordosten vorspringende Ostpreußen freilich lag dem Angriff der Russen preisgegeben da, und die verhältnismäßig schwache 8. Armee mußte den Feind zunächst ins Land hineinlassen, um ihn dann mit vernichtenden Schlägen wieder hinauszuwerfen. Mit der Verringerung der deutschen Streitkräfte im Herbst 1914 erfolgte dann der zweite Einbruch der Russen, dem an der Angerappstellung Halt geboten wurde. Erst die Winterschlacht in Masuren befreite die Provinz endgültig von der feindlichen Besetzung.

So ist Ostpreußen im jetzigen Deutschland der einzige Gau, der während des Weltkrieges den Feind im Lande sah, dessen Boden das heilige Blut fallender deutscher Krieger getrunken hat.



Heldenfriedhof Waplitz

Photo: Walter Raschdorff, Königsberg Pr.

Dem Zauber seiner schönen und eigenartigen Landschaft gesellt sich der Reiz, Schauplatz großen, heldischen Geschehens in naher Vergangenheit gewesen zu sein. Im Süden und Osten der Provinz befindet sich kaum eine Ortschaft, die den genauen Kenner nicht an Gefechtshandlungen der Jahre 1914 und 15 erinnert; beanspruchten doch die Schlachten von Gumbinnen, von Tannenberg, an den Masurischen Seen, die Winterschlacht allein schon weitausgedehnte Räume.

Die 20 Jahre, die seit jenen großen Tagen verflossen sind, haben die Spuren der Kämpfe nicht völlig verwischen können. Geschoßspuren an Häusern, Bäumen, Brückengeländern u. a., verwachsene Schützenlöcher, eingefallene Unterstände lassen sich noch an vielen Orten auffinden. Die schönsten und ergreifendsten Zeugen jener Kämpfe auf deutschem Boden bilden aber die über einen großen Teil der Provinz verstreut liegenden Heldengräber und Heldenfriedhöfe. Nur wenige dieser Grabstätten sind im Reiche bekannt: Die Friedhöfe um das von vielen Tausenden deutscher Volksgenossen besuchte Tannenbergdenkmal, das als Grabmal des verewigten Generalfeldmarschalls von Hindenburg zum Wallfahrtsort geworden ist, insbesondere der Friedhof von Waplitz, der Angerburger Heldenfriedhof auf der Jägerhöhe am Schwenzaitsee, der eindrucksvolle Friedhof bei Mattischkehmen im Kreise Gumbinnen (von Trakehnen aus zu erreichen) und einige Friedhöfe bei Lyck. Von der Fülle und Schönheit der vielen anderen in den Kriegskreisen befindlichen Grabstätten besteht im Reiche vielfach keine oder eine falsche Vorstellung. Zu wiederholten Malen hat der Schreiber dieser Zeilen Besucher aus dem Reiche durch den Süden und Osten der Provinz begleitet, ihnen einige Heldenfriedhöfe gezeigt und den tiefen Eindruck beobachtet, den diese auf sie machten. „Davon haben wir gar nichts geahnt! Darauf waren wir nicht gefaßt!", so hörte man sie immer wieder sagen. So erscheint es denn angezeigt, den zur Pfingsttagung des VDA. nach Ostpreußen strömenden deutschen Volksgenossen einiges zu diesem Gegenstande zu sagen.

Die Zahl der auf ostpreußischem Boden bestatteten deutschen und feindlichen Krieger beträgt, wenn man die Lazarett- und Gefangenenfriedhöfe mitberücksichtigt, etwa 55 000; darunter befinden sich cr. 24 500 Deutsche. Die Zahl erscheint gegenüber den Belegzahlen der französischen und belgischen Friedhöfe gering; enthält doch das bekannte Massengrab auf dem Friedhof von St. Laurent-Blangy bei Arras allein die Gebeine von 28 000 (nach anderen Angaben 35 000) Deutschen. Bei den ca. 35 000 Toten unserer Kriegsgegner überwiegen naturgemäß die Russen bei weitem; nur etwa 600 Rumänen, 39 Engländer, 28 Belgier und wenige Vertreter der anderen Feindstaaten ruhen zumeist auf den Gefangenenfriedhöfen.

Die erwähnten 55 000 Toten verteilen sich auf über 1700 Grabstätten. Diese überraschend hohe Zahl zeigt aufs deutlichste, daß die schon in den Kriegsjahren vorgenommene Zusammenlegung von Einzelgräbern auf Sammelfriedhöfen nicht scharf durchgeführt worden ist. Wo der Bestand der Einzelgräber durch ihre Lage auf Gemeindefriedhöfen, auf fiskalischem Gelände, in Gärten von Besitzern, die sich zur Wartung verpflichteten, usw. gewährleistet erschien, beließ man sie an der Stelle ihrer Entstehung. So stehen etwa 126 Friedhöfen mit über 100 Toten, 77 Friedhöfen mit 50—100 Toten, und 142 Friedhöfen mit 20—50 Toten über 1350 Grabstätten mit weniger als 20 Gefallenen gegenüber. Es kann nicht geleugnet werden, daß sehr viele von diesen Einzelgräbern, vor allem die auf den Gemeindefriedhöfen, sich in der Fülle der sie umgebenden Privatgräber verlieren. Bei einer Anzahl ostpreußischer Kreise werden aber auch diese Einzelgräber so sorgfältig gehalten, daß sie wegen ihres sauberen Aussehens und des ihnen charakteristischen Kreuzes sofort ins Auge fallen. Interessanter sind die außerhalb der Gemeindefriedhöfe gelegenen Gräber, da sie zumeist den Ort bezeichnen, in dessen Nähe der Tote die Kugel seines Gegners empfing. Man findet sie fern allen Verkehrs in der Rominter Heide, in den Wäldern bei Tapiau und Labiau, im Teistimmer Walde (Kr. Rößel) ebenso wie an belebter Straße (südöstlich Nordenburg, östlich Lötzen, östlich Gumbinnen u. a.) und sogar an Stätten des Verkehrs (Bahnhof Eydtkuhnen, Bahnhofsanlagen Göritten). Einige sind in ihrer Einsamkeit von so ergreifender Wirkung, daß man sie sich aus der Landschaft nicht gern fortdenken möchte; erwähnt seien das Grab des Obersten Fischer vom thüringischen I. R. 32 an der Chaussee bei Kl.-Puspern östlich Gumbinnen, das des Obermusikmeisters Kiefer vom Erfurter Felda. R. 19 unter einer starken, von Granatsplittern verletzten Eiche in der Waldecke südlich Sechserben bei Nordenburg, das Grab der Patrouille des Lts. Kluth vom Danziger Gren. R. 5, tief versteckt im Teistimmer Walde nördlich Bischofsburg, das des Oberlts. Rehs (Gren. 3), der als Kompanieführer beim Res. I. R. 227 auf dem Hofe eines Gehöfts bei Gronsken im Kreise Lyck fiel und auf dem in der Nähe gelegenen Sandhügel zusammen mit einem Unteroffizier seines Regiments sein Grab fand.

Friedhof auf der „Bunelka" bei Lyck



Photo: Walter Raschdorff, Königsberg Pr.



Grab eines russischen Offiziers an der Kirche in Friedland

Photo: Walter Raschdorff, Königsberg Pr.

Unter den Grabstätten, die eine größere Zahl gefallener oder verstorbener Krieger enthalten, nehmen die Lazarettfriedhöfe eine besondere Stellung ein. Man findet solche Friedhöfe, auf denen die in den Lazaretten verstorbenen verwundeten und erkrankten Soldaten beerdigt sind, natürlich nicht in Ostpreußen allein, sondern überall im Reiche, und zahlreiche Städte haben auf ihre Anlage und Pflege die größte Sorgfalt verwendet. In Ostpreußen haben diese Friedhöfe freilich einen besonderen Charakter, da die Garnison- und Hilfslazarette wegen der Nähe der Schlachtfelder an die Stelle der Feldlazarette traten und die Schwerverwundeten unmittelbar vom Gefechte aufnahmen. Die großen Friedhöfe von Gumbinnen, Insterburg, Tilsit, Allenstein, Osterode u. a. bergen daher eine große Zahl im Gefecht gefallener oder kurz nach der Verwundung verstorbener Krieger, und selbst der neue Militärfriedhof von Königsberg, der in seinem östlichen Teile mit seinen 2800 Gräbern den größten Heldenfriedhof Ostpreußens darstellt, gibt mit den Inschriften auf seinen Kreuzen und Steinkissen ein gutes Abbild der auf dem Boden der Provinz geschlagenen Schlachten und der beteiligten Truppenteile.

Als Lazarettfriedhöfe lassen sich auch die Friedhöfe der großen Gefangenenlager bezeichnen. Ihren fern der Heimat verstorbenen Kameraden haben die Kriegsgefangenen Ruhestätten bereitet, die den Heldenfriedhöfen unserer Gefallenen nicht nachstehen. Niemand wird sich dem Eindruck des großen Waldfriedhofs bei Heilsberg entziehen können, und der „Russenfriedhof" von Goldap ist ein Schmuck der Landschaft.

Es ist natürlich, daß sich unser Hauptinteresse den Heldenfriedhöfen auf den Schlachtfeldern selbst zuwendet. In ihnen besitzt Ostpreußen einen Schatz, dem kein deutscher Gau etwas Gleichartiges an die Seite stellen kann; sie fügen den mannigfachen Reizen und Werten, deren sich unsere Heimat erfreut, einen neuen von besonderer Bedeutung hinzu.

Die Weiträumigkeit der Schlachtfelder und der durch den Bewegungskrieg bedingte Wechsel des Kampfplatzes mag die Zusammenlegung der Gefallenen auf wenige Friedhöfe verhindert haben; so fehlen uns die großen Friedhofsanlagen des Westens und gottlob auch die kalte Reihengliederung der zahllosen Kreuze und jene Kahlheit des Gesamtbildes, um deren Beseitigung sich der „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge" bei seiner Arbeit für die deutschen Gräber im Auslande so erfolgreich bemüht hat und noch bemüht. Die beschränkte Zahl der Gräber gestattete die Anlage nach einheitlichem Plane und eine liebevolle und künstlerische Ausgestaltung; so entstanden zahlreiche Friedhöfe von eindrucksvoller Geschlossenheit. Sie passen sich oft ihrer Umgebung in so natür-

Grabmal der erschossenen Zivilpersonen in Abschwangen



Photo: Walter Raschdorff, Königsberg Pr.

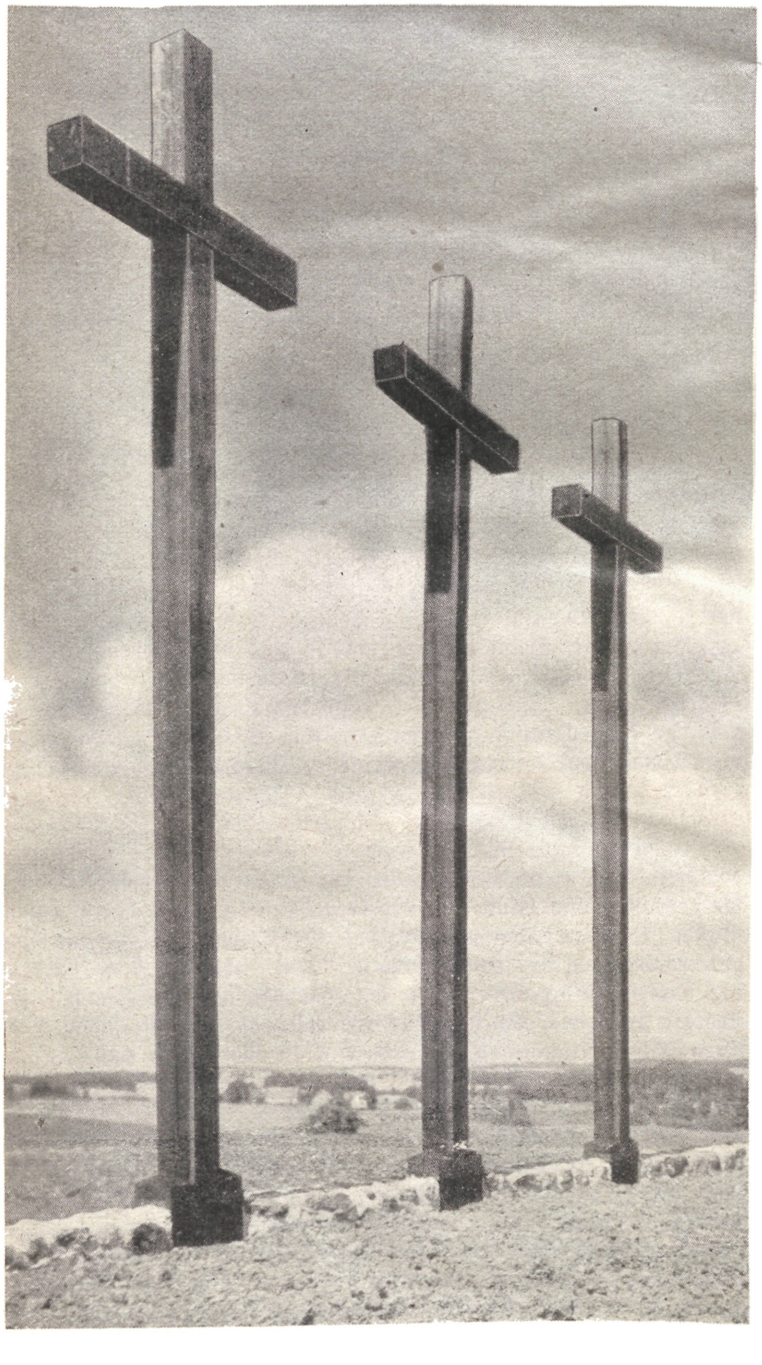
licher Weise an, daß Landschaft und Friedhof sich gegenseitig ergänzen und bereichern. Wer bei sinkender Sonne von der Höhe des Angerburger Heldenfriedhofs über die weiten Wasserflächen des Schwenzait- und Mauersees den Blick schweifen läßt, wer von der Plattform des Friedhofs Thalussen im Kreise Lyck die „bucklige Welt" oder von der ragenden Höhe der Bunelka das Panorama der Stadt Lyck und ihrer Seen zu seinen Füßen sich ausbreiten sieht, der wird ergriffen von dem Einklang landschaftlicher Schönheit und würdiger Heldenehrung. Welch tiefen Eindruck macht der in verkehrsarmer Einsamkeit gelegene Heldenfriedhof von Mattischkehmen, unter den vielen herrlichen Grabstätten des Kreises Gumbinnen die großartigste! Sind nicht die Friedhöfe von Waldaukadel (Krs. Goldap), Kassuben (Krs. Stallupönen), Szirgupönen (Krs. Gumbinnen), Waplitz (Krs. Osterode) die Schmuckplätze der sonst etwas eintönigen näheren Umgebung? Wie Perlen an einer Schnur, so reihen sich die schönen Friedhöfe von Plawischken, Gawaiten, Pabbeln, Kl. Gudellen bzw. Kiauten, Eßergallen, Walterkehmen an den beiden von Goldap nach Gumbinnen führenden Straßen aneinander, während die Friedhöfe von Sauerbaum (Krs. Rößel), Ußannek (Krs. Neidenburg), Paprodtken (Krs. Lötzen, am Nielitzer Bruch) und die im Ostteile des Kreises Lyck gelegenen Waldfriedhöfe durch den Zauber der Stille und Einsamkeit den Besucher für die Mühe des Weges lohnen. Wie zu einem engen Bunde der Kameradschaft umgeben die Gräber bei Gr. Degesen eine mächtige Eiche, den schönsten Baum ringsum; den Friedhof der Thüringer und Kurhessen bei Adamsheide (Krs. Darkehmen) überschatten gleichfalls die gewaltig sich ausbreitenden Aeste einer alten Eiche. Findlingsblöcke schmücken die Ehrenteile auf den Gemeindefriedhöfen von Pillkallen und Lötzen und den Rundfriedhof von Karbowsken (Krs. Lyck).

Für den Freund und Kenner der Kriegsgeschichte liegt ein besonderer Reiz in der Lage der Heldenfriedhöfe zueinander. Wie einst die Front der 37. Division am blutigen 23. August 1914 verlief, so folgen sich heute die Friedhöfe von Orlau, Lahna, Frankenau und Michalken. Die Dreiteilung der Schlacht bei Gumbinnen am 20. August 1914 wird durch die Anhäufung der Grabstätten bei Mallwischken-Brakupönen (1. A. K.), bei Grünweitschen-Mattischkehmen-Budßedßen-Waldaukadel (17. A. K.) und bei Gawaiten-Worellen-Jodzuhnen (1. R. K.) gekennzeichnet. Deutlich tritt der Charakter der Einkreisungsschlacht von Tannenberg hervor, wenn man die Grabstätten der einzelnen Kampftage nacheinander in die Karte einzeichnet. Der schwierige Flügelangriff des 40. R. K.

unter General Litzmann von Rudczanny über Johannisburg, Bialla und Drygallen auf Lyck während der Winterschlacht in Masuren hat seine Spuren in den Heldenfriedhöfen zu beiden Seiten der Vormarschstraße hinterlassen.

Der Gefechtsteilnehmer gar wird oft mit Ueberraschung feststellen, daß man für den Friedhof einen Platz gewählt hat, der im Gefecht eine Rolle gespielt hat oder sogar der Brennpunkt des Kampfes war. Als Beispiele seien einige Friedhöfe erwähnt: Dröbnitz am Osthange des Drewenztales, Waplitz am Südufer der Maranse, Orlau am Südrande des Allegrundes, Lahna im Dorfe, Frankenau auf der Höhe 205, Gr. Gardienen auf der Höhe westlich des Dorfes, Kowarren (Krs. Darkehmen) auf Höhe 159, Gawaiten am Südrande des Dorfes, Mattischkehmen am Waldrande, vor dem der Angriff des Thorner J. R. 61 zusammenbrach, Thalussen und Bartossen auf umkämpfter Höhe, Romanowen (Krs. Lyck) auf der Höhe östlich des Dorfes.

Es ist bei dieser Anpassung vieler Friedhöfe an den Ort des Kampfes zu verstehen, daß manche von ihnen ausschließlich oder



„Die 3 Kreuze"
Heldengrab bei Lyck

Photo: Walter Raschdorff, Königsberg Pr.

überwiegend von Angehörigen eines bestimmten Truppenteils belegt sind. So ist Dröbnitz der Friedhof des pommerschen Ref. J. R. 9, Waplitz der 41. J. D., insbesondere des J. R. 59, Darethen (Krs. Allenstein) des Königsberger Ref. J. R. 3 und des Kolberger J. R. 54, Johannisburg (westlich der Stadt) des Gren. R. 4, Jogeln (Krs. Stallupönen) des Gren. R. 3, Schallen (Krs.) Wehlau) der 1. Garde-Ref.-Div., Kl. Beynuhnen (Krs. Darkehmen) des J. R. 148.

Einige Friedhöfe seien erwähnt, deren Grabinschriften deutlich bekunden, daß ihre Umgebung zu wiederholten Malen Schauplatz schwerer Kämpfe gewesen ist: Göritten ist am 17. August und am 7. November Brennpunkt der Schlacht gewesen; so finden wir hier unter den Toten vorwiegend Angehörige des J. R. 43 neben denen seiner Reserveformation, des Ref. J. R. 3; Waldaukadel birgt außer den Gefallenen des J. R. 129 vom 20. August die bei den Rückzugskämpfen Mitte November gebliebenen Ostpreußen der 1. J. D.

An den Blutopfern auf ostpreußischem Boden haben fast alle deutschen Stämme ihren Anteil. Neben die Söhne des Landes, die für ihre engere Heimat fochten, und die der Nachbarprovinz Westpreußen traten schon im ersten Kriegsmonat pommersche Reservisten und schleswig-holsteinsche Landwehr; sie bluteten bei Hohenstein, bei Lyck, Treuburg, Lötzen und an der Angerapp. Zu den zahlreichen Brandenburgern, die als Ersatz in ostpreußischen Regimentern dienten, gesellte sich für kurze Zeit das in Berlin aufgestellte Garde-Reservekorps; Gräber im Kreise Wehlau, vor allem der eigenartige Heldenfriedhof von Schallen mit seinem großen Ehrenmal aus Stein künden von dem einmaligen Erscheinen preußischer Garde in Ostpreußen. Gleichzeitig betraten die Thüringer und Kurhessen des 11. A. K. den Boden der Ostmark; die Städte Nordenburg, Gumbinnen und Stallupönen bezeichnen den Streifen Landes, den sie unter harten Kämpfen und schweren Märschen durchmaßen, die Friedhöfe von Posegnik, Sechserben, Adamsheide, Neusorge, Tarputschen, einzelne Gräber auf den Friedhöfen von Gumbinnen und Stallupönen die erheblichen Opfer, die sie brachten. Die Dresdner Gardereiter der 8. Kav. Div. bluteten bei Goldap. Im Oktober bestanden die schlesischen Freiwilligenregimenter des 25. R. K. in den Kämpfen um Lyck ihre schwere Feuerprobe. Darmstädter Landsturm half bei der Verteidigung der Festung Lötzen. Bei der endgültigen Befreiung Ostpreußens vor feindlicher Besetzung in der Winterschlacht streiften saarländische und lothringische Regimenter des 21. A. K. durch die Wälder am Memelstrom, und die in den neuaufgestellten Regimentern des 38., 39. und 40. R. K. vereinigten Söhne der deutschen Gaue vom Rhein und Main bis zur Oder kämpften auf den Flügeln des deutschen Heeres bei mühevollem Vormarsch durch die Winterlandschaft und röteten mit ihrem Blute den Schnee auf ostpreußischer Flur.

Ein heiliges Gut ist mit den Gebeinen der gefallenen Krieger der deutschen Ostmark anvertraut. Die Verpflichtung zu der Wartung ihrer Gräber hat Ostpreußen im ganzen getreulich erfüllt. Viele Kreise haben die Grabstätten von den großen Heldenfriedhöfen bis zu den Einzelgräbern weit über das Maß des Pflichtmäßigen hinaus ausgestattet. Der Fall des Friedhofs Neumühl (Krs. Treuburg), wo man einem einzelnen Deutschen, dem Hamburger Landwehrmann Gams, und 16 Russen einen besonderen Heldenhain geschaffen hat, steht nicht vereinzelt da. Die meisten der größeren Ehrenfriedhöfe sind so angelegt, daß sie für ihre Gemeinden die würdigen Weihestätten bei vaterländischen Feiern bilden.

Dich aber, Besucher aus dem Reiche, dem die Ortsbewohner mit einem gewissen Stolze den Weg zu „ihrem" Heldenfriedhofe gewiesen haben, bitte ich: Lege die Scheu ab, die Du sonst wohl beim Betreten eines fremden Friedhofes empfinden magst! Denn diese Stätte gehört dem ganzen Volke, sie gehört auch Dir. Hast Du dann entblößten Hauptes die Reihen der Gräber durchschritten, die Inschriften der Kreuze oder Grabkissen gelesen, unter denen sich nur zu oft ein „Hier ruht ein unbekannter deutscher Krieger" befindet, und bist Du müde geworden, so ruhe auf der Bank aus, die auch für Dich dort hingesetzt ist! Und verbanne aus Deinem Herzen das Gefühl der Trauer um die hier Ruhenden, erfülle es aber mit Stolz auf die Taten Deines Volkes! So ehrst Du die Toten am besten.

Auf dem Heldenfriedhof in Thalussen bei Lyck



Photo: Walter Raschdorff, Königsberg Pr.

Altpreußens geistige Leistung

/ Von Stadtschulrat Dr. Ulrich, Königsberg.

Die Erbauer der Burgen und Dome unseres Ordenslandes werden wohl nur zum geringsten Teile schon Nachkommen von Ostlandfahrern gewesen sein. Von einigen ist es erwiesen, daß sie aus dem Mutterlande stammten. Daß diese aber überhaupt auf so großartige Weise den verschiedensten Bauaufgaben gerecht wurden — ich erinnere hier nur an die einzigartige Burg- und Verteidigungsanlage der Marienburg, an den Danzker von Marienwerder, an das Heilsberger und Königsberger Schloß und dann an die Marienkirche von Danzig — ist auf das Lebensgefühl zurückzuführen, das ihnen hier das neue Land und Volk vermittelte. Hier fanden sie das Land der unbeschränkten Möglichkeiten; hier konnten sie sich entfalten. Die gleiche Entwicklung zeigt sich an einzelnen aus dem Reiche stammenden Persönlichkeiten auch in unseren Tagen. Man kann sagen, daß es hier auf geistigem Gebiete bis zum 17. Jahrhundert große schöpferische Leistungen bodenständiger Gelehrter (Kopernikus ausgenommen) und Künstler kaum gegeben hat. Dann aber beginnt der Strom seine Richtung zu ändern, ergießt sich in reicher Fülle gen Westen und gibt dem Mutterlande zurück, was dieses einst im Zeitalter der Kolonisation der fernen Ostkolonie geliehen hatte. Vom 18. Jahrhundert bringt Ostpreußen dann die großen Anreger hervor, die noch heute im Geistesleben Deutschlands und der Welt als lebendige Kräfte weiterwirken.

Der harte Daseinskampf in unserm Kolonisationslande stellte einen scharfen Ausleseprozeß dar. Wer nicht imstande war, sich zu behaupten, der ging unter. Was Wunder, wenn wir gerade hier im deutschen Osten ausgeprägte Verstandesmenschen finden, die, weil sie nicht mehr der starren Ueberlieferung des Mutterlandes verhaftet sind, ganz neue Wege gehen. Der in Thorn geborene Nicolaus Kopernikus arbeitete 30 Jahre lang als Frauenburger Domherr an seiner das ganze kosmische Gefüge umwälzenden Tat, die der Sonne Halt gebot und die Erde aus ihren Angeln hob. Diese Großtat des Kopernikus ist nur durch seine kritische Geisteshaltung gegenüber den geltenden Dogmen möglich gewesen; und so besteht denn auch das, was als geistige Leistung unserer Heimat zu werten ist, zu einem großen Teil aus Arbeiten, die einer aufbauenden Kritik dienen.

Gottsched aus Juditten bei Königsberg schreibt, bevor er selbst zu dichten anfängt, seine „Kritische Dichtkunst". Das Neue an diesem etwas doktrinären Professor ist, daß er in seinem Reformwerk, das er von Leipzig aus unternimmt, aus nationalsittlichen Gründen Deutschlands Anbetung der französischen Kunst zu bekämpfen und eine gleichwertige deutsche Dichtung zu schaffen versucht. Dieses Sichaufbäumen gegen eine Ueberfremdung deutschen Geistes und Landes eignet dem Ostpreußen wie kaum einem andern Stamm. Die Befreiung 1813 gegen das politische Joch des Korsen ging von Königsberg aus gegen den Willen der Krone, und die Gedanken Adolf Hitlers fielen hier auf den fruchtbarsten Boden; denn fast 100 Prozent, der höchste Prozentsatz von ganz Deutschland, stimmte in der letzten Abstimmung für den Führer. — Ebenso beginnt Herder aus Mohrungen mit der Kritik des Bestehenden durch seine „Kritischen Wälder", desgleichen fühlt Hamann sich gezwungen, seine „Aesthetik" zu schreiben. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit setzt sich Kant mit den Gesetzen der Aesthetik auseinander, befruchtet Schiller in dessen ästhetischen Briefen, in seiner Lehre vom Schönen und Erhabenen, von naiver und sentimentalischer Dichtung. Hier weist Kant auch noch heute mehr denn je dem geistigen Leben und der Kunst neue Wege, genau so wie der Danziger Schopenhauer durch seine Aufsätze über Sprache und Kunst. Auch im 20. Jahrhundert glaubt

der Rastenburger Dichter Arno Holz ganz von vorne anfangen, neue theoretische Grundlagen seiner naturalistischen Richtung durch sein Werk über Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze, geben zu müssen. Ja selbst bei dem schöpferischen ostpreußischen Musiker Heinrich Albert, dem Freunde Simon Dachs, sehen wir, wie er, bevor er zu komponieren anfängt, Richtlinien herausgibt. Durch ihn hat Ostpreußen auch in musikalischer Hinsicht einschneidende Anregungen gegeben. Bei Heinrich Albert vollzieht sich der Uebergang vom mehrstimmigen Chorlied zum einstimmigen Sololied mit Generalbaßbegleitung. Wohl mag man zu Heinrich Alberts Zeit auch in anderen Gauen Deutschlands einen Chorsatz so komponiert haben, daß eine Stimme hervortrat, während die übrigen auf einem Tasteninstrument als Begleitung ausgeführt wurden. Heinrich Alberts schöpferische Tat besteht darin, daß er eine gelegentlich geübte Musikpraxis bewußt als etwas Neues herausstellte. So finden wir in seinen Werken bei einigen Liedern nicht nur den fünfstimmigen Chorsatz, sondern auch einen einstimmigen Satz mit beziffertem Baß. Dadurch legt er bewußt den Keim zu einer weiteren Entwicklung, und man muß in ihm den Begründer des neueren deutschen Sologesanges sehen. Heinrich Albert ist zwar nicht Ostpreuße von Geburt; er kommt erst während seiner Wirksamkeit hier in Königsberg auf eine so einschneidende Neuschöpfung, auch ein Beweis dafür, wie Land und Volk den zugewanderten Deutschen auf schöpferische Werke bringen, auf die er in der in der Ueberlieferung feststehenden Heimat vielleicht nicht gekommen wäre. Gottfried Herder, der fruchtbarste Anreger auf sämtlichen geisteswissenschaftlichen und künstlerischen Gebieten, gibt der Welt neue Ideen von der Würde der Kirchenmusik. Sein Verdienst ist es, wenn Goethe auf das Volkslied aufmerksam wird, Volkslieder sammelt und selbst Lieder im Volksliedton dichtet. Durch Herders Sammlung „Stimmen der Völker in Liedern" regt er nicht nur die Deutschen, sondern sämtliche Völker Europas, ja man kann sagen der Welt, zum Sammeln und Singen ihrer arteigenen Volkslieder an.

Ostpreußen würde aber doch als ein an geistigen Leistungen recht armes Land anzusprechen sein, wären seine Leistungen nur auf dem Gebiete einer wenn auch aufbauenden Kritik zu suchen. Schon in den engsten Landsleuten und Zeitgenossen Gottsched und Kant auf der einen Seite und Hamann und Herder auf der anderen Seite — stellt sich der Geist des Landes und Volkes und damit dessen Leistungen in zwei typischen Richtungen vor, in der kritisch vernunftmäßigen, verstandesklaren Richtung und in der innerlich schauenden, ahnungsvollen, dunkel gestaltenden. Schon Kant ist nicht nur der Kritiker. Er ist der große Erzieher zur Sittlichkeit und zur Liebe zum Größeren und Höheren des deutschen Volkes und der Welt. Er lehrt uns, die Mannigfaltigkeit in der Einheit zu denken und bereitet so das Ganzheitstreben unserer Zeit vor, das der organischen Weltanschauung des Nationalsozialismus zugrunde liegt. Er ist heute durch sein Werk, das mit dem Wissen aufräumte, um dem Glauben Platz zu machen, in gewissem Sinne mitten unter uns. Wenn wir heute weniger von den Rechten als von den Pflichten sprechen, seinen kategorischen Imperativ als die sittliche Grundlage unseres Lebens anerkennen, so spüren wir die Linie, die durch diese strenge Auffassung von der Pflicht vom friedericianischen Zeitalter, von Kant zu den Befreiungskriegen und zu unserer Bewegung führen. Auch wenn wir heute wieder zu dem Grundsatz uns bekennen, stets eine Sache um ihrer selbst und nicht um schnöden Vorteils willen zu tun, mehr zu sein als zu scheinen, so ist dies das durch Friedrich den Großen und Kant geschaffene Preußentum, das in unseren Tagen wiedererstanden und bis zum letzten Volksgenossen weitergetragen worden ist.

Der Weise von Königsberg lehrte seine aufklärerischen Zeitgenossen: Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: „Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir".

So wird Kant der Künder des Glaubens, ohne den nichts Großes in dieser Welt möglich ist, ohne den die Wiederauferstehung des deutschen Volkes auch nicht möglich gewesen wäre.

In Kants großer, alles umspannenden Seele sind beide Seiten, das Rationale und das Irrationale vertreten, wie auch bei Herder, unter dessen scharfer Kritik der junge Goethe in Straßburg zu leiden hatte. In dem Königsberger Hamann, dem dunklen, dem „Magus im Norden", finden wir einen einseitigen Verfechter des Irrationalen. Er entthront die Anbetung der Vernunft und bringt die Tiefe des Gefühls wieder zu Ehren; die Kunst ist ihm eine göttliche Offenbarung; echte Poesie strömt aus den Tiefen der Menschheit und ist angeboren. Das sind Lehren, die Goethe in Straßburg durch den Mund Gottfried Herders vernimmt. Herder führt die von der Scholle, von Heimat und Volkstum entfremdeten Menschen wieder zu diesen reinsten Quellen zurück. Er ist der Vater des Nationalgefühls der Deutschen, leider auch des eher als Chauvinismus zu bezeichnenden Volksbewußtseins der sie umgebenden Zwergvölker, die sich nunmehr berufen fühlen, diejenigen, die sie erst zum Volkstum durch Sammeln ihrer Lieder, durch Uebersetzen der Bibel in ihre Sprachen, durch Beachtung ihrer Volksbräuche und Trachten zum Eigenleben erweckt haben, zu foltern und bis aufs Blut zu martern, um sie auf diesem Wege in ihr Volkstum zu überführen. Was der weite germanische Geist unseres Landsmanns Herder ersann, ist in den Händen barbarischer Völker zur Farce geworden. Der Sendung Deutschlands, des Geburtslandes des heutigen Volksbewußtseins, ist es nunmehr vorbehalten, den wahren Sinn des Nationalgefühls nicht in der Vernichtung oder Aufnahme fremder Völker zu sehen, sondern in der Achtung jedes fremden Volkstums, wie es unser Führer Adolf Hitler so oft gefordert hat.

Es mag zugegeben werden, daß das alte Ordensland wohl große Gelehrte, allenfalls noch Dichter, hervorzubringen imstande war, daß es aber an bildenden Künstlern nicht reich gewesen ist. Was jedoch von Ostpreußen in bezug hierauf gesagt werden muß, das gilt von jeder andern Gegend Norddeutschlands mit demselben Rechte. Dennoch kann Ostpreußen zwei sehr bedeutende Maler sein eigen nennen. Der eine ist ein Sohn des 17. Jahrhunderts — der deutsche Barockmaler Michael Willmann. Er geht nach Holland und stirbt schließlich in seiner Wahlheimat Schlesien. In seiner unruhevollen Brust kämpfte das tief Religiöse und das berauschend Sinnliche einen immerwährenden Kampf und prägte sich so in seinem Schaffen aus. In seiner „Apotheose auf den Großen Kurfürsten" malt er das typische Barockbild eines großen Herrschers von gesteigerter Kraft und größtem Schwung. Wie dieser Maler in das Barockzeitalter, so greift gestaltend und formend ein anderer großer Maler in die Kunstentwicklung unserer Tage ein: Lovis Corinth. Auch ihm wird die Heimat zu eng wie Michael Willmann, mit dem er noch ganz andere Seiten gemeinsam hat, so den Zwiespalt des tief Religiösen und dämonisch Sinnlichen. Was ihn uns heutigen Menschen teuer macht, das ist die Kraft sowohl in der Farbe als auch im Ausdruck, die aus seinen Bildern aus jener Zeit spricht, in der er noch körperlich und seelisch gesund und noch nicht der Gemahl einer Jüdin geworden war. Aus seinen Bildern strahlt uns die Verbundenheit und Kraft unserer Heimaterde entgegen, von der auch Lovis Corinth nicht lassen konnte, obwohl er fern der Heimat lebte.

Diese größten, weil schöpferischen Menschen unserer Heimat, die ich hier in diesem engen Rahmen nur anführen konnte, haben eines gemeinsam, wenn wir von Kopernicus und Kant absehen: Ihnen wird die Heimat zu eng, sie streben hinaus nach dem Mutterlande und befruchten von dort aus das Geistesleben Deutschlands und des Abendlandes. Gleich ihnen strebten bis noch vor wenigen Jahren tausende andere der besten Söhne unserer Bauern und Arbeiter nach dem Westen, nach „oberwärts", wie sie sagten, und halfen dort die gewaltigen Industrien unseres Vaterlandes aufbauen. Es ist so, als ob diese Nachkommen der Siedler des Mittelalters dem deutschen Mutterlande den Dank abstatten wollten, den sie ihm schulden, und sie haben infolge ihres großen Geburtenüberschusses mit ihrem Blut bis zur Entvölkerung Ostpreußens bezahlt. Es ist an der Zeit, daß sich das Antlitz Deutschlands wieder gen Osten wendet. Denn nur in dieser Wechselwirkung zwischen unserm Osten und dem Westen, Norden und Süden liegt die ungeheuere Mannigfaltigkeit und der Reichtum an unsterblichen Leistungen nicht nur unserer engeren Heimat, sondern darüber hinaus auch der Deutschlands und damit der Welt.

Ostpreußen und der Grenzbüchereigedanke / Von Dr. Wolfgang Herrmann.

Das ostpreußische Grenzbüchereiwesen ist ein Sonderfall der deutschen Büchereientwicklung, genau so wie Ostpreußen ein Sonderfall in der Geschichte unseres Volkes ist. Als der Geschichtsschreiber des preußischen Staates, Johann Gustav Droysen, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zum ersten Mal in das Land zwischen Weichsel und Memel kam, da erklärten ihm die Königsberger, wie er berichtet: „Wir sind nicht bloß eine Provinz — wir sind ein Land." Und als der andere große preußische Historiker, Heinrich von Treitschke, im Jahr der Berufung Bismarcks zur Macht seine berühmte Schrift über „Das deutsche Ordensland Preußen" herausgab, mußte er zunächst einmal erklären, warum und in welchem Grad dies Land unter geschichtlichem Ausnahmegesetz gestanden hat. Er schilderte Alt-Preußen als die Kolonie, „die keiner Theorie des Kolonialwesens sich einfügen will". „Eine Geschichte tut sich hier auf, welche uns bald heimisch anmutet durch die trauliche Enge provinzialen Sonderlebens, bald die Seele erhebt durch den weiten Ausblick auf welthistorische Verwicklungen." Die Gründe für dieses Doppelgesicht der ostpreußischen Kolonisation nennt uns Treitschke an anderer Stelle, im ersten Band seiner Vorlesungen über „Politik" in dem Kapitel über „Entstehung und Untergang der Staaten": Diese Kolonisation wurde von staatlichen Kräften geleitet und zielte auf einen staatlichen Bestand ab. Die ostpreußische Pflanzungsstätte aber gehörte zu jenen „seltenen Ausnahmen, die das Glück hatten, in festem Zusammenhang mit dem Mutterland zu bleiben". Eben darum blieb sie auch von dem „materialistischen Zug" des sonstigen europäischen Kolonialwesens verschont, und das besondere Preußische konnte sich hier zu einer eigentümlichen Kraft entfalten, die von dem allgemeinen Ganzen des Deutschen nicht zu trennen ist. Diesen einzigartigen Tatbestand hat Moeller van den Bruck, der Prophet des Dritten Reiches, im Jahre 1914 in seinem am meisten ausgeformten Buch „Der preußische Stil" ganz klar formuliert. In dem Kapitel über Königsberg heißt es: „Noch bevor es den preußischen Staatsbegriff gab, gründete sich hier bereits eine preußische Ueberlieferung, eine bestimmte und unverkennbare Art, tätig und sachlich zu sein, jedes Ding von seinem Grund auf zu tun und es dadurch für alle Zeiten zu tun."

Die angedeuteten Formulierungen zeigen, wie drei bedeutende Wahlpreußen das ostpreußische Land und seine geschichtliche Sonderart erlebt haben. Sie zeigen uns aber zugleich die Grundtatsachen, ohne deren Kenntnis die ostpreußische Sonderstellung auch auf büchereipolitischem Felde nicht zu verstehen ist: Der ostpreußische Büchereiaufbau trägt wie alles, was Gestalt werden will in diesem Land, kolonisatorisches Gepräge. Er steht geistig und organisatorisch am Anfang und kann nur auf eine verhältnismäßig kurze Arbeitstradition zurückblicken. Die ostpreußische Büchereiberatungsstelle ist die jüngste Beratungsstelle des Ostens überhaupt. Und der Volksbüchereigedanke hat sich in der Nordostmark erst sehr spät und mehr notgedrungen und von außen her, als spontan und aus den Kräften des Landes heraus durchgesetzt. Er hat bezeichnenderweise zuerst im Süden der Provinz Fuß gefaßt, in den durch die Abstimmung 1920 völkisch-umkämpften Teilen, um von hier aus weitere Kreise nach Norden und Osten zu ziehen.

Während aber sonst im Reiche die „Bewegung von 1900", die sog. Bücherhallenbewegung, besonders in den Städten ganz als Kind des späten Bildungsliberalismus begann und während diese Bewegung vor dem Kriege fast überall zu zahlreichen und bedeutenden Volksbüchereigründungen führte, blieb Ostpreußen von den Gründerjahren des deutschen Büchereiwesens so gut wie unberührt. Die liberale Flutwelle hat Ostpreußen im Grunde übersprungen und nur einige städtische Bezirke berührt. Ganz ähnlich ist dieses Land schon einmal drei Jahrhunderte vorher von den Zerstörungen des 30jährigen Krieges verschont geblieben. Im 17. und 18. Jahrhundert setzte darum hier im Nordosten eine geistige Bewegung ein, die schließlich mit Herder und Kant die Voraussetzungen schuf für das Denken der folgenden Generationen. Ostpreußen ist aus der Geschichte bekannt als refugium Germaniae in mehr als einem Sinn: Es ist oft Vorposten und letzter Rückhalt zugleich, Front und Reserve verhaltener Kräfte gewesen.

Diese geschichtliche Einzigartigkeit der Stellung Ostpreußens ist für die Volkserziehung und Volksbüchereiarbeit von größter Bedeutung: Während andere büchereimäßig dichter besiedelte Gebiete sich mühen müssen, die zahlreichen liberalen Hypotheken einer vergangenen Epoche abzulösen, kann Ostpreußen vielfach voraussetzungslos, ohne historische Vorbelastung und Hemmung, aber auch ohne Tradition anfangen. Daß jede Büchereitradition fehlt, daß die Verwurzelung des Gedankens der öffentlichen Bücherei im allgemeinen Volksbewußtsein in Ostpreußen noch aussteht, ist für die kommunale und staatliche Büchereiarbeit ein schwerer wirtschaftlicher Nachteil. Jedoch auf die Zukunft gesehen ist das Voraussetzungslose ein Glück, und das Schaffen aus dem Voraussetzungslosen ist nach Moeller van den Bruck immer ein Merkmal des Preußischen gewesen.

So nimmt unsere Heimat geistesgeschichtlich eine besondere Stellung im Reich ein. Diese Sonderstellung wird noch unterstrichen durch die bekannten geopolitischen Veränderungen seit 1919. Durch sie wurde die Kultur- und Volkstumsarbeit vor neue, ungeahnte Aufgaben gestellt. Die wichtigste Folge war, daß mit einem Schlage die ganze Provinz Grenzland wurde und einbezogen war in die außenpolitische Schütterzone von Versailles, als Ganzes Objekt fremdvölkischer Einkreisung. Nachdem einmal in Versailles die ostpreußische „Frage", die es selbstverständlich gar nicht gibt, durch die Denkschrift des Nationaldemokraten Dmowski bis zur Grenze einer tragischen Lösung geführt worden war, mußte alle zentrale Kulturarbeit grundsätzlich dahin zielen, die ganze Provinz in grenzpolitische Betreuung zu nehmen. Mit einem bloßen „Kulturwall an der Grenze" war die Aufgabe nicht zu lösen. Diese Vorstellung vom „Kulturwall" konnte nur einer oberflächlichen Betrachtung genügen, und ist genau so zu bewerten, wie die überholten und romantischen Vorstellungen vom Bauernwall im Osten. Für Ostpreußen mußte vielmehr ein kulturpolitischer Gesamtplan durchgesetzt werden, in dem selbstverständlich jene vorgeschobenen Brennpunkte am stärksten zu halten sind, an denen sich die unmittelbare Volkstumsarbeit abspielt. Denn diese Volkstumsarbeit wurde seit dem „Frieden" von 1919 die moderne Form der Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln — so sehr ist der gesamte zwischeneuropäische Raum von Riga bis Hermannstadt völkisches Bruchgebiet geworden. In ihm nimmt Ostpreußen die Schlüsselstellung ein. Diese Tatsache gibt aller ostpreußischen Kulturpolitik den letzten Sinn, der darin besteht, das Land derart mit kulturellen Energien aufzuspeichern, daß es imstande ist, die Spannung zwischen seinen beiden Grenzen, der Reichsgrenze und der Grenze des Volksbodens, für das Deutschtum nutzbar zu machen.

*

Der ostpreußische Volksbüchereiaufbau konnte darum nur von völkischen und grenzpolitischen Impulsen erfüllt sein. Jeder Versuch, das Buch auf der Ebene der bürgerlichen „Bildung" an die Menschen heranzubringen, mußte von vornherein an der ursprünglichen und unverbildeten Art der Ostpreußen scheitern. Die ersten Arbeitserfahrungen waren überraschend genug: So stellt ein Bericht der Büchereiberatungsstelle aus früheren Jahren mit Erstaunen fest, daß fast die Hälfte aller ostpreußischen Leser, insgesamt 48,4 Prozent, jugendliche Leser sind und daß Märchen, Sagen, Volksbücher, Anekdoten und Kurzgeschichten den größten Ausleiheanteil erreicht haben. Der Roman, der im 19. Jahrhundert zum Problem- oder Gesellschaftsroman geworden war, tritt als volksferne Kunstform hinter das volksunmittelbare Schrifttum zurück. Keineswegs ist dafür die zweifellos vorhandene geringe Lesefertigkeit der ostpreußischen Landbevölkerung ausschlaggebend, sondern gerade auch der ostpreußische Landarbeiter verlangt die knappe und bildkräftige Sprache, die die Sprache des Volkes ist. Wenn heute ein neues deutsches Volksbuch im Entstehen begriffen ist, so findet es am ehesten in Ostpreußen dankbaren Boden. Das schlichte Volksbuch als Wecker und Hüter der völkischen Gemeinschaft ist das ideale Buch der ostpreußischen Bücherei. Während das deutsche Schrifttum sich heute umzuschichten beginnt und die sogenannte Dichtung niederen Grades gleichwertig neben eine literarisch anerkannte Produktion für die Gebildeten tritt, ist es die große literatur-pädagogische Aufgabe der Volksbücherei, diese Entwicklung mit allen Mitteln zu

fördern. Will die Volksbücherei ihren Namen wirklich unter Beweis stellen und ihm Ehre machen, so liegt hier ihre höchste Verpflichtung. Sie zu erfüllen, bietet Ostpreußen nicht die ungünstigsten leserpädagogischen Voraussetzungen.

Bauern und Siedler, Landarbeiter und Fischer sind die entscheidenden Schichten für eine ländliche Volkstumsarbeit in Ostpreußen. In diesen Schichten leben die geborenen Realisten. Ihr Weg zum Buch oder richtiger: ihre Führung durch das Buch kann darum nur eine realistische sein. Die Bücherei hat die Menschen unmittelbar bei ihren Lebensgewohnheiten zu erfassen, sie hat durch die Zusammensetzung ihres Bestandes unaufdringlich dahin zu wirken, daß von jedem aufgeschlossenen Leser die elementaren völkischen und sozialen Grundbedingungen erlebt werden, mit denen die Existenz jedes einzelnen steht und fällt. Sie findet die idealen Leser und Lesergruppen am leichtesten in den verkehrsfernen Siedlungsgebieten etwa Masurens und der Niederung, die oft Monate lang von der Umwelt abgeschlossen bleiben. Hier wird das Buch zum bestimmenden Faktor der Gemeinschaftsgestaltung. Die Haff-Fischer haben eine andere bemerkenswerte Form, das Buch in der Arbeitsgruppe zu erleben. Sie nehmen auf ihre Fahrten, bei denen sie meist tagelang infolge der Windverhältnisse still liegen müssen und nicht zurückkönnen, ein paar Bände der Gemeindebücherei mit auf See. Dort draußen, wo sie zu drei und vier Mann auf den Kähnen wohnen, greifen sie zum Buch und sprechen darüber. Während sonst in den städtischen Bezirken allen Versuchen der sogenannten Gruppenausleihe mit Propagandawellen usw. naturgemäß etwas Gewolltes anhaftet, formt sich hier ganz von selbst das Gemeinschaftserlebnis des Buches. Das Entscheidende und Neue an solchen Beispielen aber ist, daß Buch und Bildung nicht feilgeboten werden an irgend jemand, der gerade persönlich die Neigung verspürt, sich belehren zu lassen und als einzelner seinen Gewinn davon hat, sondern hier wird an eine vorhandene, zusammenstehende Gruppe, an eine Mannschaft das neue Denken, Fühlen und Glauben herangetragen. Es wird organisch einverleibt, nicht von außen zur Verfügung gestellt. Indem die Volksbücherei ein solches Erleben ermöglicht, erfüllt sie eine echt sozialistische Funktion.

In der regen Zusammenarbeit mit den werdenden Lebens- und Willensgemeinschaften der nationalsozialistischen Organisationen und Verbände verfügt die Bücherei über eine Fülle anderer Möglichkeiten, Gruppenerlebnisse auszulösen und zu formen. Darüber im einzelnen zu sprechen, erübrigt sich an dieser Stelle. Wichtig bleibt nur der Gesichtspunkt, daß keine Volkstumsarbeit isoliert betrieben werden darf und daß vielfach da, wo der Blick auf den Gesamtzusammenhang der kulturellen Arbeit geschärft ist, die Verbände in der Bücherei ihren geistigen Mittelpunkt gefunden haben. Nur so ist es zu verstehen, wenn verschiedentlich die Formationen für die Bücherei Räume in ihrem gemeinsamen Heim freigemacht haben. Und wenn heute zwei kleinere städtische Büchereien, die 1933 von NS-Organisationen ins Leben gerufen wurden und dann in öffentlichen Besitz überführt werden konnten, als Musterbüchereien anzusprechen sind, so ist auch dies eine Folge davon, daß der Büchereiaufbau sich in größerem Zusammenhang vollzieht. Eine dieser Büchereien ist in Gumbinnen.

Gerade das Beispiel Gumbinnens, der Regierungshauptstadt des östlichsten und ärmsten preußischen Bezirks, welche vor 1933 überhaupt noch keine Volksbücherei besaß, zeigt aber auch ganz deutlich, wie frisch, unverbildet und jung der Büchereigedanke in unserer Provinz ist.

Dieser Gedanke hat erst durch die politisch siegreiche Bewegung neue entscheidende Antriebe erhalten, die seine planmäßige Verwirklichung hoffentlich sicherstellen. Im Jahre 1934 erfolgte die Neugliederung der Staatlichen Beratungsstelle in eine geschäftsführende und eine politische Abteilung. Diese Art der Zweiteilung wurde maßgebend für verschiedene Grenzabschnitte., in denen wiederum neben bewährte fachliche Leiter Beauftragte einer politischen Organisation getreten sind. Man könnte geneigt sein, eine derartig zweigeteilte Verwaltungsform nach dem Muster des altrömischen Systems der Konsuln mit Mommsen als Dyarchie zu bezeichnen. Sie hat den Vorteil, daß die Beratungsstelle in allen wichtigen Fragen sozusagen in doppelter Ausfertigung, in Parteiuniform und im bibliothekarischen Zivil, auftreten kann. Diese Tatsache ist wesentlich für die Durchführung aller Maßnahmen, die mit der vom Reichserziehungsministerium seit längerer Zeit gewünschten und für die nationalsozialistische Kulturarbeit unumgänglichen Umwandlung der veralteten Kreiswanderbüchereien in Standbüchereien zusammenhängen. Hier ist für Ostpreußen eine volksbibliothekarische Aufgabe von kardinaler Bedeutung bestellt. Mit 31 Wanderbüchereien und 1185 Ausgabestellen schlägt Ostpreußen zahlenmäßig einen Rekord: es verfügt allein über fast den vierten Teil des gesamten deutschen Wanderbüchereiwesens. Eine solche nomadisierende Kulturarbeit entzieht sich naturgemäß jeder Führung und widerstrebt den nationalsozialistischen Grundsätzen der Gebundenheit und der Bodenständigkeit. Die Seßhaftmachung der 1185 Wanderbibliotheken erfordert freilich einen Arbeitsplan, der Jahre beanspruchen wird und die tätige, nicht nur die zahlende Mitarbeit der Kreise und Gemeinden unter Führung der politischen Leitung voraussetzt. Auch hier muß jeder öde Zentralismus vermieden werden und kann nur schrittweise vorgegangen werden.

Gegenüber fremden Kulturenergien darf und will Ostpreußen nicht ins Hintertreffen geraten. Denn im Grenzland Ostpreußen sind unsere Volksbüchereien, wie es der Vizepräsident Dr. Bethke in Vertretung des Gauleiters Erich Koch öffentlich formuliert hat, „Pflegestätten völkischen Geistes und Willensträger deutscher Selbstbehauptung. Darum ist ihr Ausbau eine kulturpolitische Notwendigkeit". Die Erfüllung dieser Notwendigkeit muß letzten Endes aus den Kräften und der inneren Bereitschaft des Landes selber kommen, damit wir die Forderung verwirklichen, daß staatlicher Organisationswille und eigener Trieb des Volkes im Grenzgebiet zusammenfließen.

Die Handels-Hochschule Königsberg

Hochschule für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften.

Von Prof. Dr. Karl Rößle, Rektor der Handels-Hochschule Königsberg Pr.

Die Handels-Hochschule Königsberg wurde im Jahre 1907 gegründet und hat ihre Tätigkeit zunächst in Form von Hochschulkursen durchgeführt. Zu einer Anstalt des öffentlichen Rechts mit dem Charakter einer Hochschule wurde sie erst im Jahre 1915. Weitere wichtige Daten aus dem Leben der Handels-Hochschule sind die Verleihung des Promotionsrechtes (1930) sowie die Einweihung des Neubaues (1934).

Die Handels-Hochschule hat die Aufgabe, die Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Forschung und Lehre zu pflegen, wobei sie insbesondere den völkischen, landschaftlichen und wirtschaftlichen Eigenarten des Ostens Rechnung trägt. Einen Ueberblick über die Lehr- und Forschungsgebiete gibt am ehesten das Vorlesungsverzeichnis.

Im Vordergrunde steht naturgemäß die Betriebswirtschaftslehre. Hier handelt es sich in erster Linie um die Lehre vom Leben und Bau der Einzelbetriebe, wobei Fragen wie die der Marktverbundenheit, der Finanzierung und des Rechnungswesens vornehmlich interessieren. Weiterhin werden die besonderen Probleme des Industrie-, Handels- und Bankbetriebes in Vorlesungen, Uebungen und Seminaren den Studierenden nahegebracht. Daß in allen diesen Sonderdisziplinen die Stellung des Menschen im Betriebe einer vordringlichen Betrachtung unterzogen wird, bedarf keiner Erwähnung.

Die wirtschaftswissenschaftliche Ausbildung der Studierenden wäre unvollständig, wenn sie allein vom Betriebe her gesehen und auf den Betrieb bezogen würde; hier greift die Volkswirtschaftslehre in ihrer Eigenschaft als Lehre von den Beziehungen innerhalb der nationalen Wirtschaft und darüber hinaus mit den übrigen Nationalwirtschaften ein. Allgemeine Volkswirtschaftslehre, Wirtschaftspolitik, Geld und Kredit, Außenhandelsfragen und Finanzwissenschaft werden hier bevorzugt behandelt.

Auch die Rechtswissenschaft hat an der Handels-Hochschule eine Pflegestätte, weil es keine wirtschaftlichen Handlungen gibt, die nicht gleichzeitig Rechtsbeziehungen auslösen und darüber hin-

aus der kaufmännische akademische Nachwuchs zu Wahrern des Rechtes innerhalb seines späteren Wirkungskreises erzogen werden soll. Neben der Rechtsgeschichte, den allgemeinen Lehren des Bürgerlichen Rechts und den Fragen einer Rechtserneuerung im völkischen Sinne ruht das Schwergewicht naturgemäß auf dem Handels- und Wirtschaftsrecht.

Die Wirtschaftsgeographie als Lehre vom wirtschaftlichen Raum ist vor allem für den Osten bedeutungsvoll, weil hier Probleme einer Lösung harren, die die Wirtschaftsbeziehungen zu den Randstaaten zum Inhalt haben. Für Ostpreußen selbst werden praktische Arbeiten hinsichtlich der Landesplanung, der Siedlung usw. geleistet.

Die engen Beziehungen, die zwischen Wirtschaft und Technik bestehen, bedingen eine intensive Beschäftigung mit den Spezialfächern der Technologie und Warenkunde, in denen die großen Gebiete der Nahrungsmittel und Textilien, sowie die wichtigsten Industriezweige der Großtechnik, Kohlen, Erze, Metalle, Salze, Keramik, Glas usw. behandelt werden. Der künftige Wirtschaftspraktiker kann ohne Verständnis für diese Fragen nicht auskommen; auch der angehende Berufsschul- und Handelslehrer bedarf dieses Wissens für seine spätere Lehrtätigkeit.

Für die Ausbildung des Diplom-Handelslehrers bildet die Pädagogik die Grundlage seines kommenden Berufes. Je nach den Berufsabsichten hat er die Möglichkeit, sich auf dem Gebiete der Berufsschul- oder Wirtschaftspädagogik sowie über die Methodik des Unterrichts das notwendige geistige Rüstzeug zu verschaffen.

Wenn auch in Königsberg zwei Hochschulen vorhanden sind, so daß für die Studierenden der Handels-Hochschule die Möglichkeit besteht, an den allgemein bildenden Darbietungen der Universität teilzunehmen, sind dennoch in bescheidenem Umfange allgemeinbildende Fächer wie Philosophie und Soziologie in den Vorlesungsplan eingebaut worden.

Die exponierte Lage der Hochschule bringt es mit sich, daß neben den verbreiteten Handelssprachen wie Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch und Portugiesisch vor allem auch die der Nachbarstaaten gelehrt werden, unter denen Russisch, Polnisch, Finnisch und Estnisch zu nennen sind.

Mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Struktur des Ostens und die Bedeutung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens wird im Lehrplan auch den rechtlichen, volkswirtschaftlichen und betriebswirtschaftlichen Fragen des Genossenschaftswesens besondere Aufmerksamkeit geschenkt, zumal die Studierenden mit den gegenwärtigen Bestrebungen zur Verbreitung des genossenschaftlichen Gedankens vertraut gemacht werden sollen.

Neben den für die wichtigsten Fächer bestehenden Seminaren, die der Vertiefung des in Vorlesungen und Uebungen dargebotenen Stoffes dienen, verfügt die Handels-Hochschule über eine Reihe besonderer wissenschaftlicher Institute, durch die sie sich von den übrigen Handels-Hochschulen des Reiches und insbesondere vor den wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten auszeichnet. Hierbei wären vor allem zu nennen: das technologisch-warenkundliche Institut, das wirtschaftsgeographische Institut, das Institut für Genossenschaftswesen, das Institut für Bürowirtschaft und das Seminar für Handwerkswirtschaft.

Eine umfangreiche Bibliothek, für deren laufende Ausgestaltung Sorge getragen wird, gibt den Studierenden reiche Gelegenheit zur Fundierung ihres Wissens.

Neben den Aufgaben, die die Handels-Hochschule Königsberg als wissenschaftliche Ausbildungsstätte hat, erstrebt sie einen engen Konnex mit der Praxis, um einmal zu verhindern, daß den Jungakademikern nur totes Wissen vermittelt wird, andererseits aber auch, um die Kreise der Praxis mit dem Wollen der Handels-Hochschule und ihren Einrichtungen vertraut zu machen. Diesem Zwecke dienen Vorlesungen und Uebungen, die speziell für Praktiker in den Abendstunden eingerichtet sind und besondere Studienwochen, die seit zwei Jahren regelmäßig veranstaltet werden und bisher folgende Fragen in den Mittelpunkt ihrer Erörterung gestellt haben: das Genossenschaftswesen, die mittelständische Wirtschaft, die Bankwirtschaft, die Handelswirtschaft und die Verkehrswirtschaft.

Die z. Zt. im Gange befindlichen Bestrebungen zu einer Reformierung des Hochschulstudiums, die bisher ihren Niederschlag in einer neuen Studienordnung gefunden haben und vom Reichsminister für Wissenschaft und Kunst im Sinne einer Erweiterung der bisher bestehenden Aufgaben gekennzeichnet worden sind, finden ihren äußeren Ausdruck in der Prägung des neuen Begriffes „Wirtschaftshochschule".

Danziger Volks- und Brauchtum / Von Günter Kracht, Danzig.

Nach Königsberg ist Danzig das Ziel aller jener deutscher Menschen, die Pfingsten 1935 dem deutschen Osten einen Besuch abstatten. Aus dem vom Reich zwar räumlich getrennten, aber dennoch untrennbar zu ihm gehörenden Gebiet Ostpreußen, führt die Reichstagung des VDA. in eine nicht minder deutsche Stadt, die aber seit mehr als einem Jahrzehnt gezwungen ist, ein staatliches Sonderdasein zu führen. Die Bevölkerung ist nicht gefragt worden, denn das wußten die Machthaber von Versailles genau, eine Abstimmung würde ein nahezu hundertprozentiges Bekenntnis zu Deutschland ergeben haben. So leben nun fast eine halbe Million deutscher Menschen seit 15 Jahren mit der Sehnsucht im Herzen, daß die Stunde der Rückkehr ins Vaterland schlagen möge. Die starke Führung des Reiches durch Adolf Hitler läßt alle Augen voll Hoffnung auf Deutschland sehen.

Der deutsche Charakter Danzigs konnte durch die Abtrennung vom Reich nicht angetastet werden. Was Jahrhunderte gebaut haben, zeugt in der Gegenwart fort. Wer als Gast aus dem Reich in diese Stadt kommt, fühlt sich zu Hause in ihr, wie in einer der deutschen Städte der norddeutschen Tiefebene, sei es Lübeck, Rostock, Stralsund oder Königsberg. Und doch ist hier, wo fremdes Volkstum seine Wellen bis in die bedrohliche Nähe trägt, jeder Zug des deutschen Wesens besonders stark ausgeprägt.

Ueberall im Reich kennt man von den Bildern her die markantesten Bauten der Stadt. Rathaus und Marienkirche, Krantor und Langebrücke zählen zu den Wahrzeichen, die jeder bei dem Namen Danzig aufzählt. Aber wer nicht einmal selbst durch ihre Gassen gegangen ist und auf einem der zahlreichen Türme der Kirchen gestanden hat, weiß nichts von Danzig. Denn diese Geschlossenheit des architektonischen Eindrucks, dieser Zusammenklang von Straßen, Plätzen, Bauten und Toren ist einmalig und kaum in gleicher Schönheit sonstwo zu finden. Wenn Menschen schweigen müßten, würden hier die Steine reden.

Die Bauten der Gotik sprechen von der ruhmreichen Zeit des deutschen Ordens, der Danzig zu einem seiner Hauptplätze machte. Neben den Gebäuden, die von den Bürgern errichtet wurden, ist der Orden selbst als Bauherr aufgetreten. Er ließ das Krantor errichten, dessen wuchtige Silhouette heute noch wie der Turm einer Festung zum Himmel ragt. Es diente auch, wie alle anderen Tore, zum Schutze der Stadt, war aber wie sein Name sagt, in der Hauptsache zum Entladen der Schiffe bestimmt. Angetrieben wurde er von großen Treträdern, die von Gefangenen bedient wurden und heute noch sichtbar sind. Unter der Leitung des Ordens entstand auch eine andere, gewaltige, gewerbliche Anlage, die große Mühle; das Wasser wurde hier durch einen Kanal von der Radaune aus zugeführt, der gleichfalls vom Orden angelegt wurde und eine der größten wasserbautechnischen Anlagen der damaligen Zeit darstellt. Getreide und Getreidehandel spielten in Danzig immer eine große Rolle, was auch aus einem Reim aus der Zeit der Hanse hervorgeht:

Lübeck en Kophus,	Lüneborg en Solthus,
Köln en Winhus,	Stettin en Fischhus,
Brunswick en Tüghus,	Halberstadt en Frugerhus,
Danzig en Kornhus,	Riga en Hemp- und Bodderhus,
Hamburg en Bruhus,	Reval en Waß- und Flaßhus,
Magdeburg en Bonkhus,	Krakau en Kopperhus,
Rostock en Molthus,	Wisby en Pick- und Teerhus.

Der Kanal speiste in seinem weiteren Verlauf die Gräben der Ordensburg, die sich einst in der Gegend des heutigen Fischmarktes und des Hakelwerkes erhob. Von ihr ist heute nichts mehr erhalten. Nach dem Fortzug des Ordens ist sie von den Bürgern abgebrochen worden.

Aus jener Zeit zeugen neben den Bauten des Ordens eine ganze Anzahl weiterer Bauwerke. Es sind dies vor allem Gebäude, die dem öffentlichen Leben dienten. Kirchen: St. Marien, St. Katharinen, die Johanniskirche, dann das Rathaus und etwas

später der Artushof. Dieser ist eine große Festhalle, die dem geselligen Leben diente, in dem aber auch manche ernste und gewichtige Beratung stattgefunden hat. Heute dient sie der Stadt als Empfangs- und Ehrenhalle. An den Vormittagen wird hier die Börse abgehalten. Bürgerhäuser aus jener Zeit sind nur wenige erhalten. Einige gotische Häuser sind noch in den Straßen dicht am Wasser — so in der kleinen Hosennähergasse — zu finden.

Das Bild der alten Straßen wird heute beherrscht von den Giebelbauten des Barock und der Renaissance. Aufstrebender Bürgerfleiß, Reichtum und Wohlstand der alten Handelsstadt haben in ihnen ihren Ausdruck gefunden. In alle Welt fuhren Danziger Schiffe, reisten Danziger Kaufleute, studierten Danziger Söhne. Aus allen Teilen Deutschlands und aus Holland bekam die Bürgerschaft Zuzug. Von überall brachten die Einheimischen und Fremden Anregungen und Kenntnisse mit, die zum Schmucke Danzigs verwendet wurden. Auch davon geben die Bauten Kunde. Einträchtig stehen Häuser in holländischer und niederländischer Renaissance neben Bauten des Barock und der Gotik. Ein Nebeneinander von Stilen und doch eine Einheit. Das schönste Zeugnis dafür legt der Lange Markt ab. Hier steht das Patrizierhaus mit der prachtvollen Fassade: das Steffenshaus; hier steht der Artushof mit seiner kostbaren Renaissancefront, die man vor den gotischen Bau gesetzt hat und hier erhebt sich das Rathaus mit seinem unvergleichlich schlanken Turm. Von diesem Platze aus hat die Stadt Danzig ihren Ursprung genommen. Hier ließen sich zuerst lübische Kaufleute nieder, und dieser Platz vereinigt auch heute noch in sich die schönsten Beispiele der ruhmreichen Vergangenheit.

Trotzdem der Charakter der Altertümlichkeit im Stadtbild Danzigs gewahrt geblieben ist, macht Danzig nach außen nicht den Eindruck eines großen Museums. In den alten Bürgerhäusern wohnen noch heute, wenn auch nicht immer sehr bequem, die Einwohner, und die meisten der aufgezählten Bauwerke dienen einem praktischen Zweck. Die große Mühle zum Beispiel wird heute noch als Mühle bewirtschaftet und im Rathaus sind die Räume des Senats, Abteilung für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung untergebracht. Und gerade in dieser Verbindung von alten Bauten und lebendigem Leben liegt ein besonderer Reiz.

Wie die Bauten die Zugehörigkeit Danzigs zum deutschen Kulturkreise seit dem Bestehen der Stadt, die nach deutschem Recht gegründet wurde, durch alle Jahrhunderte hindurch beweisen, so kommt das deutsche Volkstum auch in der Sprache und in den Sitten und Gebräuchen seiner Bewohner zum Ausdruck. Im Rathaus befindet sich ein Bild, auf dem die Krönung des Pfingstgrafen durch ein hübsches Danziger Mädchen wiedergegeben ist. Das Bild erinnert an eine alte Danziger Sitte, anläßlich des Pfingstfestes ein Turnierspiel abzuhalten. Auf dem Langen Markt vor dem Artushof fanden alljährlich um diese Zeit ritterliche Spiel statt, bei denen sich die besten Söhne in der Fecht- und Reitkunst maßen. Der Sieger wurde zum Maigrafen ausgerufen, von einem besonders dazu ausersehenen schönen Mädchen gekrönt und in einem abendlichen Umtrunk geehrt.

Diese Veranstaltung hatte zu ihrer Zeit einen sehr ernsthaften realen Zweck. Es wurde nämlich an diesem Tage eine Musterung aller wehrhaften Bürger vorgenommen, die sich in einer Vereinigung zum Schutze der Stadt und zur Pflege des Genossenschaftsgeistes zusammengefunden hatten. Dieser Tag endete mit einem großen Volksfest, an dem die ganze Stadt Anteil nahm. Auch im Wettschießen, dem sogenannten „Junkerschießen", zeigten die Bürger ihr Können. Ein Rest dieser alten Sitte ist in den Schützenbrüderschaften erhalten geblieben, die es auch heute noch in Danzig wie in anderen deutschen Städten gibt.

Die günstige Lage Danzigs an der Mündung eines großen Stromes, der die Beherrschung des Handels bis nach Rußland hinein ermöglichte, lockte die unternehmungslustigen Köpfe aus ganz Deutschland herbei, und so wuchs die Bevölkerung bald auf eine frühere Jahre sehr ansehnliche Größe. Im Anfang des 15. Jahrhunderts zählte die Stadt rund 20 000 Einwohner. Besonders stark war die Einwanderung naturgemäß aus den Küstengebieten der Ostsee: Vorpommern, Mecklenburg und Holstein. Aber auch aus den weiter entfernt gelegenen Gebieten Deutschlands, dem Rheinland, Hannover, Thüringen, Süddeutschland und besonders stark aus Westfalen erhielt die Bevölkerung Zuzug. Dabei überwog das niederdeutsche Element, das auch der Sprache ihre Prägung gab.

Die aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands kommenden Zuwanderer brachten alle das Brauchtum und die Sitten ihrer Heimat mit. Aber da sie meist einzeln kamen, und nur sehr selten in größeren Gruppen, so haben sich die Eigenheiten der einzelnen Stämme kaum erhalten, und es hat sich eine gemeinsame Form der Feiern herausgebildet.

Unterschiede prägen sich nur noch sehr deutlich in der Form des Hausbaues auf dem Lande aus. Wir finden da nebeneinander niederdeutsch-sächsische und oberdeutsch-fränkische Typen und Mischformen. Wer einmal Gelegenheit hat ins Danziger Werder hinauszufahren, sollte nicht versäumen, sich die prächtigen, auch in unserer Landschaft sehr hübsch wirkenden Häuser anzusehen. In Stüblau, Gottswalde, Klein-Zünder und vielen anderen Dörfern sind gut erhaltene Beispiele anzutreffen.

Wer heute über Volkssitten und -bräuche im Danziger Land etwas erfahren will, hat es sehr schwer, weil nur noch Reste des Ursprünglichen erhalten sind. In den letzten Jahren setzte von der Stadt aus, wie überall im Reich, eine Gegenbewegung ein, die auf eine Wiederbelebung alter Bräuche zielt. Nachdem jahrelang kleine Spielscharen in dieser Richtung hin tätig waren, bemüht sich die nationalsozialistische Regierung jetzt die Breite des Volkes wieder an den ererbten und überlieferten Sitten teilhaben zu lassen.

Eine erschöpfende Uebersicht über die Volkskunde im Danziger Land gibt es noch nicht. Zurzeit ist Professor Dr. Erich Keyser, Oliva, mit seinem historischen Seminar dabei, hier weiter zu arbeiten. Aus früheren Zeiten haben wir nur Einzelarbeiten von Bürgern der Stadt, die sich als Liebhaber mit diesen Dingen abgaben. Seitdem wir in Danzig eine Technische Hochschule haben, ist von einzelnen Professoren über Teilgebiete gearbeitet worden. So hat Professor Mitzka (jetzt in Marburg am Wenkerschen Sprachatlas tätig) über die Sprache geschrieben. Von den Professoren Klöppel, Bertram und Labaume liegt ein Buch über das Haus im Weichsel-Nogat-Delta vor. Und endlich ist der Germanist Professor Dr. Kindermann dabei, die Zeugnisse der Dichtung im alten Danzig aufzuspüren. Von dem, was ich hier schreibe, habe ich einiges selbst beobachtet, anderes mir erzählen lassen und das andere in alten Danziger Zeitungen abgedruckt gefunden.

Die Mehrzahl der in unserer Gegend geübten Bräuche knüpft sich an den Ring der Jahreszeiten. Von Pfingsten war schon die Rede. Heute wird wohl im ganzen Reich am Osterfeste der Brauch des „Schmack-Osterns" ausgeübt. Frische grüne Birkenzweige werden zu einer Rute zusammengebunden, mit der man seine lieben Familienangehörigen am Ostermorgen in der Frühe recht unsanft aus dem Schlafe zu wecken sucht. Durch ein Geschenk muß sich der Betroffene von weiteren Schlägen loskaufen. Zum Troste sei gesagt, daß die Birkenruten gesundheitbringend sein sollen. Sie gelten als Symbol der Fruchtbarkeit und des Wachstums. Dieser Brauch ist im deutschen Osten entstanden und ist heute noch überall im Danziger Gebiet in Anwendung. Daß sogar Hochmeister des Deutschen Ritterordens ihren Spaß daran hatten, geht aus einer älteren Darstellung der Geschichte Marienburgs aus dem Jahre 1824 hervor. Dort lesen wir:

„Dem Hochmeister Konrad von Jungingen konnte es sogar Freude machen, wenn an den Ostertagen nach alter Landessitte die geputzten Mägde zu ihm kamen, um ihn zu bewegen, das Schmack-Oster von ihnen mit vier Skot abzukaufen." Auch sein Nachfolger, der 1410 in der Schlacht bei Tannenberg gefallene Hochmeister Ullrich von Jungingen, bezeugte seine Freude an dieser Sitte. Das Marienburger Treßler-Buch führt über ihn Rechnung mit den Worten: „III scot den fymaiden (Viehmägden) gegeben von des meisters geheyse als sy smackosterten."

Eine besondere Form hat das Johannisfest in Danzig erhalten. Auf einer Wiese in Jäschkental bei Langfuhr, nicht weit vor der Stadt gelegen und doch auch nicht so nah, daß sich nicht erhitzte Gemüter auf ihrem Heimweg abkühlen konnten, veranstaltete der Rat der Stadt Danzig in der Nacht vom 23. zum 24. Juni das weithin in der Umgegend bekannte und berühmte Johannisfest. Es war dies ein richtiges Fest, zu dem die ganze Stadt am Feierabend zusammenströmte. Fliegende Büfetts mit auserlesenen Leckerbissen waren aufgeschlagen und in Zelten und im Freien lagerten sich die Besucher. Volksbelustigungen, Sack-

hüpfen, Karussels, Buden verkürzten die Zeit. Im Mittelpunkt des Gaudiums stand jedoch das Stangenklettern. Hierzu war auf Anregung des Werftbesitzers Klawitter ein richtiger Schiffsmast aufgebaut, an dessen Spitze eine Krone mit begehrenswerten Dingen: Kleidungsstücken, Würsten usw. hing. Der Hauptpreis aber war eine goldene Uhr. Und es war alljährlich der Traum vieler Danziger Jungen, sich in den Besitz dieser Uhr zu setzen. Das war aber nicht so einfach, denn der Stamm war mit Seife so glatt gemacht, daß der Siegespreis wirklich schwer errungen werden mußte.

Mit Tanz und einem Feuerwerk als Höhepunkt wurde der Abend beschlossen, denn Punkt 12 Uhr mußte Schluß sein — wenigstens offiziell.

Erntebräuche.

Zur Erntezeit findet man heute noch in manchen Dörfern bei kleinen Bauern, daß die schönsten Aehren zu einem Strauß zusammengebunden werden, dessen Halme nach unten zu einem Zopf geflochten werden, der sich ringartig erweitert. Der Strauß wird von den Mähern mit einem Glückwunsch dem Bauern überreicht, der den Gebern dafür ein Geschenk aushändigt. Der Bauer hält diesen Strauß in Ehren, er wird im Zimmer aufgehängt, bis sein Korn mit der Saat im nächsten Jahr wieder in die Erde gesäet wird. (Nach Dr. Dütschke, Neufahrwasser.)

Vielleicht hat sich aus diesem Strauß der Erntekranz entwickelt, der in anderen Dörfern in gleicher Weise überreicht wird. Häufig wird ein Erntespruch dazu gesprochen, wie der folgende, der von der Danziger Höhe stammt:

Wie kome hierher getrede
Mit Singe und met Bede.
Wie hämme jetzt de Eernt vollbracht,
Dem Härre met ene Kron bedacht.
Se es nicht von Distle, es nich von Doorn,
Se es man von reinem schlichten Koorn.
Soveel Droppe Rege:
Soveel Gottes Sege!
Soveel Lepel:
Soveel Scheepel!
Soveel Stormgeprassel:
Soveel Goldgerassel
Wänsch wie risch rasch
Dem Härre en den Tasch!

Dominik.

Aber auch die Stadtleute haben in dieser Zeit ihre Freude, denn am 5. August und in den folgenden Tagen steht Danzig unter dem Zeichen des Dominiks. Früher einer großen Warenmesse gleichend, ist der Dominik heute zu einem riesigen Rummelplatz herabgesunken. Zwar halten auch heute noch in den Nebengassen die Kaufleute (Trikotagen, Korbwaren, Katharinchen usw.) ihre Waren feil, aber der Hauptpunkt ist das Vergnügen, der Rummel. Seinen Ursprung soll der Dominik in einem Jahrmarkt haben, den die Ordensbrüder aus dem Kloster Oliva zu den Tagen eingerichtet hatten, in denen sie die Fülle der geistigen Gaben gegen klingende Münze spendeten.

Dieser Jahrmarkt nahm bald eine besondere Bedeutung dadurch an, daß an diesem Tage alle Vorrechte der Danziger Kaufmannschaft, die sonst das Alleinverkaufsrecht in der Stadt hatten, ruhten, und alle Fremden von weit her gezogen kamen, um ihre Waren anzupreisen. Aus dem Markt wurde eine große Messe, die einer heutigen Handelsmesse durchaus nicht nachstand, denn es kamen Schiffe aus Spanien, Frankreich, den Niederlanden, Skandinavien und Rußland gefahren, und über die Landstraßen nahten sich Planwagen aus Polen und sogar aus Ungarn. Glanz und Größe der Stadt werden aus diesen Namen sichtbar. Reichtum und Wohlhabenheit zogen in ihre Mauern ein, und Kunst und Wissenschaft blühten auf. Feste wurden gefeiert, bei denen ein edler Tropfen nicht fehlen durfte.

Weihnachtsbräuche.

Mit dem Weihnachtsfest rückt das Jahr seinem Erde zu, und der Ring schließt sich. Das Fromme und das Weltliche, das Feine und das Derbe, das Ernste und das Heitere reichen sich die Hände und regieren die letzten Stunden. In der Danziger Gegend haben sich besonders zwei Bräuche am Leben gehalten: Das Sternsingerspiel und Brummtopflied. In ihren derbsten Formen bestehen beide aus einem Umzug maskierter Knaben, die das eine Mal einen Stern tragen, das andere Mal Verse zu einem Brummtopf singen. Ueber ein kleineres leeres Faß wird eine Schweinsblase gespannt, während durch ein Loch ein Büschel Roßhaare gezogen werden. Feuchtet man jetzt die Hand an und gleitet damit in ziehender Bewegung über die Pferdehaare, so ergibt sich ein tiefes, brummendes Geräusch, ähnlich einer tiefen, verstimmten Baßgeige. Dazu werden Verse gesungen, die wieder eine Gabe hervorrufen sollen. Jedes Haus- und Hofmitglied wird einzeln angesprochen und je nach dem Stand auch derb verspottet.

Wir wünschen dem Herrn
einen gedeckten Tisch,
auf allen vier Ecken
einen gebratenen Fisch,
dazu einen Humpen voll mit Wein,
damit der Herr kann fröhlich sein.
Wir wünschen der Madam
eine goldene Kron,
aufs andere Jahr einen
jungen Sohn.
Wir wünschen der Magd
einen roten Rock,
aufs andere Jahr mit dem
Besenstock usw.

Das Sternsingerlied.

Das Sternsingerlied ist aus einem richtigen Spiel entstanden. Die drei Könige Melchior, Kaspar und Balthasar kommen unter Vorantritt des Sternträgers ins heilige Land, um das Christkind zu ehren.

Neben dem Vater und der Mutter tritt noch der Knecht Ruprecht auf. Unter den Königen ist Kaspar der Mohrenkönig. Dieser hat für den nötigen Humor zu sorgen, denn zu feierlich darf es nicht zugehen. Diese Figur wie auch der ganze Text und die Auffassung der Personen zeigt, daß wir es hier mit einem Zersingeprozeß, ähnlich dem des Volksliedes zu tun haben. Das Danziger Volks- und Brauchtum ist wie das Danziger Land urdeutsch.

Achtung!

Im Rahmen der VDA.-Pfingsttagung wird eine

Nordostausstellung

zu sehen sein.

Diese Ausstellung zeigt, volksdeutsch, das **„Bollwerk Ostpreußen"**, **„Deutsche in baltischen Staaten"**, **„Deutscher Kampf im Memelland"**, die **„Deutschen in Polen"** und **„Danzig ist deutsch!"** U. a. werden zu sehen sein: **30 Originalgemälde** von Künstlern, die der deutschen Volksgruppe in Polen angehören (also polnische Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit), ein Modell des Rigaer Domes, ein sechzehn Geviertmeter großes Mitteleuroparelief mit elektrischen Lämpchen, den Weg der deutschen Wanderungszüge nach Nordost- und Südost-Europa zeigend, u. a. m.

Eine **Sonderabteilung** bringt **Originaldokumente** aus allen **Abstimmungsgebieten**, und zwar: Nord-Schleswig, Ost- und Westpreußen, Oberschlesien, Kärnten und Saar.

Eine **weitere Sonderabteilung** zeigt die **Separatistenabwehr an Rhein und Ruhr.**

Eine **Vorbesichtigung** dieser Nordostausstellung am **Messegelände, Halle 1, Flügel 6,** findet für die **Königsberger und ostpreußische Presse** statt: **Donnerstag, 6. Juni, um 10 Uhr.**

Die **Eröffnung** für die **Oeffentlichkeit** geht am **Donnerstag, 6. Juni,** um 15 Uhr, vor sich.

Am 24. Mai ist unser lieber Berufskamerad, Lehrer i. R.

Hermann Pohlenz

nach einem arbeitsreichen, gesegneten Leben im Alter von 89 Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen. Er wird uns unvergessen sein.

Amt für Erzieher
Kreis Gerdauen.

Aus unseren Reihen griff der Tod die Bundesmitglieder:

Lehrer i. R.
Friedrich Lepinski
15. 5. 1935

Lehrer i. R.
Albert Sittmann
18. 5. 1935

Lehrer i. R.
Paul Scharlack
30. 5. 1935

Akad. Mittelschuljunglehrer
Dr. Helmut Schwarze
1. 6. 1935

Wir betrauern in ihnen treue Mitkämpfer und tüchtige Erzieher und werden ihnen ein ehrendes Andenken bewahren.

NSDAP., Amt für Erzieher
Kreis Königsberg Stadt
Dr. Schalhorn
Kreisamtsleiter

Neuerscheinungen für:

Jugendtag/Sonnenwende

I.) **Fest der Jugend im 3. R.** (zahlr. neue Stoffe: 6 Anspr., 20 Ges., 8 Vorspr., 25 Ged. 18 Tanzspiele — z. B. Maibaum-Tanzspiel. Reigen d. Arbeit, Fliegertag, Fackelreigen usw. 16 Spiele, 9 Sprechch., 5 Auff.) 2.— RM. 2.) **Sonnenwendfeier im 3. R.** (4 ausführl. Feiern f. Schule, HJ, SA, SS, Pg. Viele Ges., Ged., Volksbrauchspiele, alte Tanzsp., Vorspr., Feuerspr., Sprechch., bei: Vorfeier a. Nachm., Hauptfeier a. Abend) zus. 1.— RM. 3.) **Der Tag der deutschen Jugend i. 3. R.** (Vier Feiern a. Tage d. Sommersonnenwende, m. Anspr., Ges., Ged., Reigen u. Auff.) 1,50 RM. 4.) **Deutsches Sonnenwendfest i. 3. R.** Festaufführ. z. Sonnenwende (Anspr. Ged., Ges., Sprechch., Auff. usw.) 1,50 RM. 5.) **Kurze Wechselgespräche und Szenen f. 3. R.** (40 Zwei- u. Mehrgespräche und dram. Handlungen f. alle Altersstuf.) zus. 1,50 RM. — 6.) 29 **leichte Reigen- u. Volksliedertänze** zus. 1.— RM. 7.) **Das tanzende Kind.** 2 ganz leichte Kinderballette und 7 getanzte Kinderlieder. Zus. 1,— RM, 8.) Aufführ.: **Sonnenwendzauber,** Märchenspiel. 1,— RM. — **Lichtelfenspiel in der Johannisnacht** (mit Lampionreigen) 1,50 RM. u. v. a.

Neuer Berliner Buchvertrieb
Berlin N 113, Schivelbeiner Str. 3

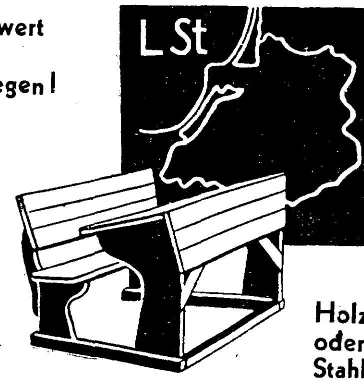
Biete
Erholungsaufenthalt

in den Sommerferien für **Junglehrer od. Lehrerin.** Gegenleistung: Einem Quintaner, welcher wegen Krankheit zurückgeblieben, in Rechn., Deutsch, Französisch, etwa 2 Std. am Tag, Nachhilfe geben. Zuschrift erbittet
Jacob,
Preuß. Revierförster
Laukwargen
b. Nemonien Ostpr.

Schnell-Darlehen

vorspesenfrei, gewährt Kredit-Bank A.G., diskret, ohne Bürgschaft, ohne Gehaltsabtr. zu kulanten Bedingung. Näheres durch: Bankbeauftragten
R. Matheus, Breslau 13
Gabitzstraße 27.

Preiswert und gediegen!



Holz oder Stahl

Ostpreußische
Schulmöbel
von der Waggonfabrik
L. Steinfurt A. G.
Königsberg Pr. / Ratshof

Ständige Ausstellung im Werk

SEIT 1840
CARL STEYL
JUWELIER,
PARADEPLATZ 4

Musikinstrumente

jeder Art mit sämtlichem Zubehör

im altbewährten
Musikhaus
Karl Brunnenberger
Königsberg Pr.,
Kneiph. Langgasse 37.

Königsberg Pr., Luisenallee 18

Vollberechtigte Höhere Mädchenschule
mit dem Ziele der mittleren Reife und
Vorschule für Knaben und Mädchen

Telefon 25129 *Agathe Riemer, Rektorin*

Herm. Schwerendt

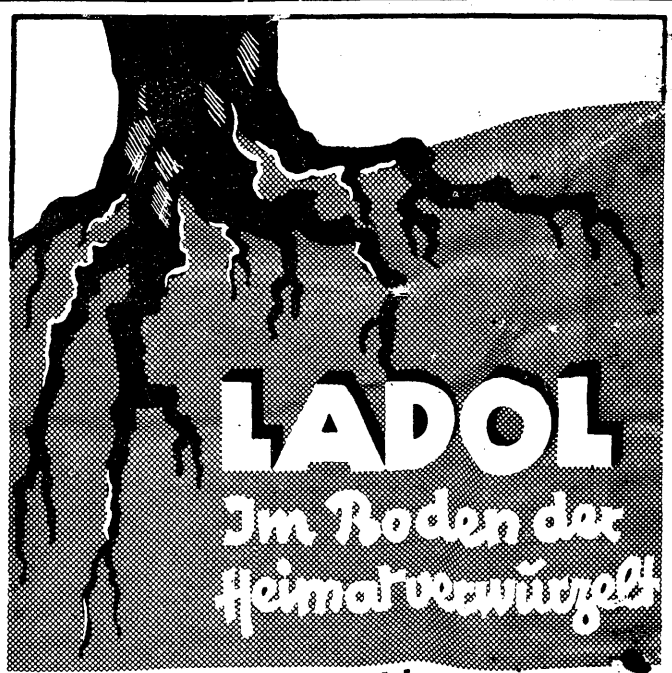
Kohlen · Koks
Briketts · Holz

Beethovenstraße 55
Telefon 22594

Mensch
Vorbereitungs-Anstalt und Höhere Privatschule
Königsberg Pr., Jensenstr. 10 (Nordbhf.)
Internat f. Schüler, d. besond. indiv. Förd. bedürf. Arbeitsstunden. Halbjährl. Versetzung. **Sexta bis Abitur**
Abendgymnasium für Berufstätige

Vorträge

Stoffsammlungen, Referate, Nachweise, Bearbeitung aller Gebiete fertigt
Willenich. Hilfsdienst
Berlin-Adlershof
Fach 28. Prospekt



Die ostpreußische Versicherungsanstalt

LEBEN UNFALL
HAFTPFLICHT AUTO

Lebensversicherungsanstalt der Ostpreußischen Landschaft und des Kommunalen Spar- und Giroverbandes für die Ostmark, Königsberg Pr., Landhofmeisterstraße 5-7

Karl-Ninke-Konservatorium für Musik

Steindamm 153, Fernruf 37416

Umfassende, gewissenhafte Ausbildung in **Klavier, Violine, Gesang** und **Theorie**, für Haus und Beruf auf Grund langjähriger Erfahrung als **Pianist** und **Dirigent.**
Vorbereitung auf die staatl. Privatmusiklehrer-Prüfung
Auswärtige Schüler genießen Fahrpreisermäßigung
Sprechstunden 13–14 Uhr

Für jeden Lehrer unentbehrlich:

„Torpedo" die deutsche Schreibmaschine
Füllfederhalter

Füllstifte, Briefpapier für Geschenk und Reise
Schreibmappen - Neuzeitige Photoalben - Rahmen

Englick & Quatz

Schreibwaren-Fachgeschäft, Königsberg Pr., Gr. Schloßteichstraße 10

Herausgeber: Nationalsozialistischer Lehrerbund, Gau Ostpreußen, Königsberg Pr., Neue Dammgasse 10a. — Schriftleiter: Dr. Max Sarenko, Königsberg Pr., Samitter Allee 113, Fernruf Nr. 37577. Stellvertretender Schriftleiter: Dr. von Knobelsdorff, Königsberg Pr., Kunckelstraße 14a. Verantwortlich für den „Rechtsschutz des Erziehers": Eduard Geguns, Königsberg Pr., Hindenburgstraße 52, Fernruf 25303; für den Anzeigenteil: Walter Glattkowski, Königsberg Pr., Wrangelstraße 7, Fernruf 30452. Postscheckkonto Nr. 4619. Pädagogische Verlagsgemeinschaft Ostpreußen G. m. b. H. Sturm-Verlag — Ferdinand Hirt. Druck: Ostdeutsche Verlagsanstalt und Druckerei Gebr. Kaspereit G. m. b. H., Königsberg Pr., Selkestraße 3/4, Fernruf 45726/27. Bezugspreis monatlich 1,— RM. Einzelnummer 0,30 RM.
D. A. I. Viertelj. 35 — 11 430. — Zur Zeit ist gültig Preisliste Nr. 2.

H